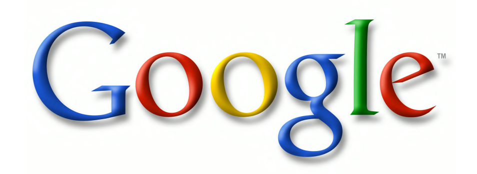
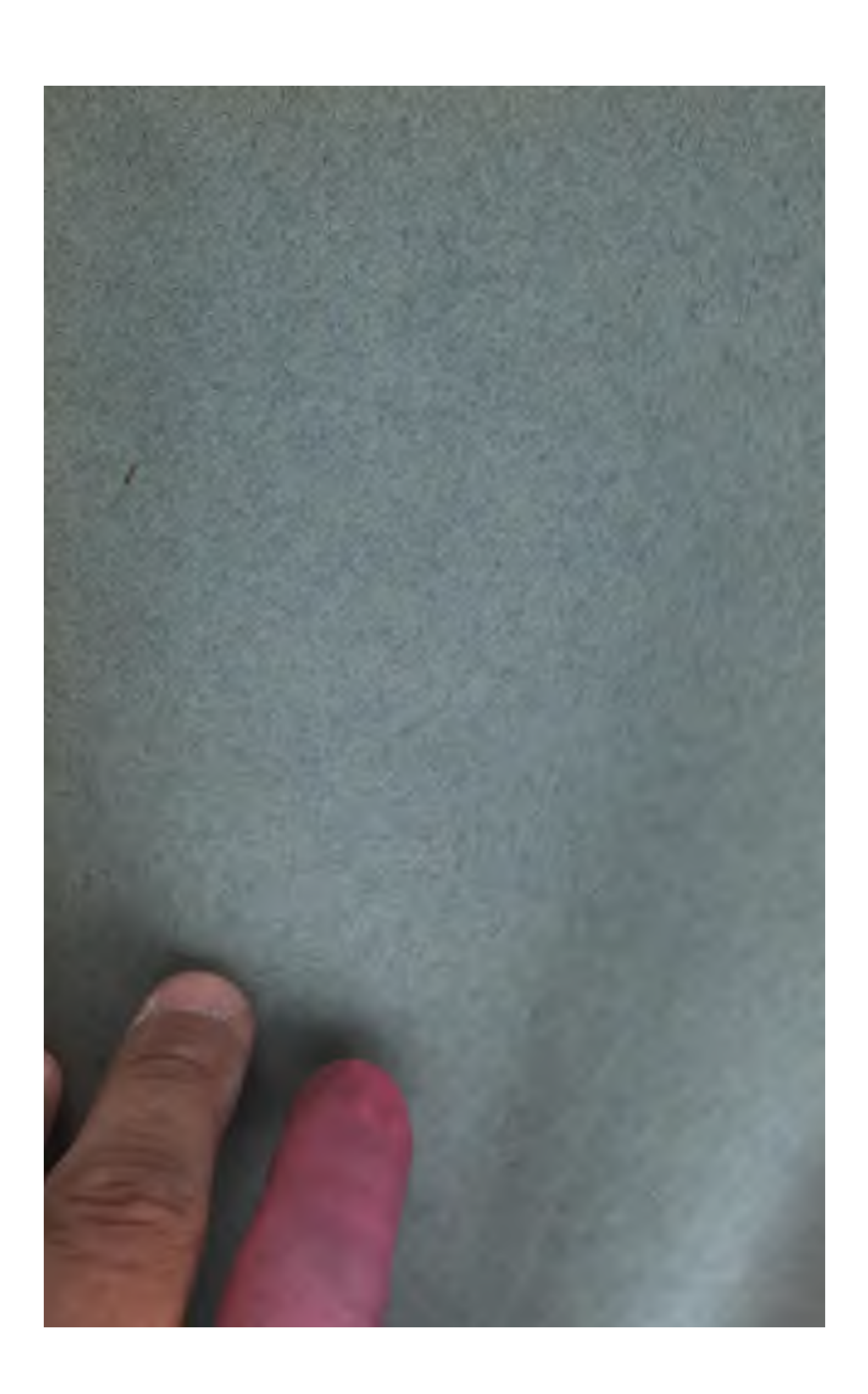








Meinem theuren Laj
Erinnerung an seinen Großva
Urgroßvater von seiner Großm

Bertha Kay
geb. Philipp

Budapest im Dez. 1907.



Aus Licht wird doch nie Finsterniß.

Rabbiner Dr Ludwig Philippson

Ludwig Philippson

Eine Biographie

von

M. Kayserling

Mit Porträt und Facsimile.

praktischen und wissenschaftlichen Lebens thatkräftig gewirkt und sich durch ihre erfolgreiche Thätigkeit einen ehrenvollen Platz in der Geschichte und Litteratur, sowie in den Annalen ihres Stammes erworben haben, gehört Ludwig Philippson, dessen Leben und Wirken in dieser Schrift zum erstenmale dargestellt wird. Philippson, der über ein halbes Jahrhundert auf der Zinne der Zeit stand, ist mit der Geschichte der Juden, ihren Kämpfen um die bürgerlichen Rechte und die staatliche Gleichstellung, ebensowohl wie mit der Entwickelungsgeschichte des Judentums so innig verknüpft, daß er nur im Zusammenhange mit denselben richtig erkannt und gewürdigt werden kann. Seine Lebensgeschichte bildet daher auch einen nicht unwichtigen Beitrag zu der Geschichte der Juden der neueren Zeit.

Da Philippson seine ausgebreitete Korrespondenz mit jüdischen und christlichen Gelehrten, mit Diplomaten und Staatsmännern, mit Gemeinden und Korporationen nicht gesammelt, vielmehr fast alle an ihn gerichteten Briefe und Zuschriften vernichtet hat, so war ich auf die spärlich erhaltenen Reste angewiesen, welche sich noch in seinem Nachlasse vorfanden. Die von Herrn

Schriften" veröffentlichte Lebensskizze Philippsons leistete mir vortreffliche Dienste.

So möge diese Schrift, welche sich in Anlage und Form meiner Biographie Moses Mendelssohns anschließt, bei den Verehrern des heute vor acht Jahren aus dem Leben geschiedenen unsterblichen Mannes freundliche Aufnahme finden.

Budapest, den 29. Dezember 1897.

Sechstes Buch. Magdeburg.

Siebentes Buch. Philippsons belletristische Schriften.

Achtes Buch. Anregungen und Schöpfungen.

Neuntes Buch. Litterarische und öffentliche Thätigkeit im Ruhestan

Zehntes Buch Die letzten zehn Jahre.

Sechstes Buch. Magdeburg.

Siebentes Buch. Philippsons belletristische Schriften.

Achtes Buch. Anregungen und Schöpfungen.

[illegible] Litterarische und öffentliche Thätigkeit im Ruhestande.

Fün

Neunte

Zehntes Buch Die letzten zehn Jahre.



Erstes Buch.

Jugend.

Erstes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Dessau, die Geburtsstadt Moses Mendelssohns, war im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts einer der hervorragendsten Mittelpunkte für die Kulturbewegungen im Judentum. Angeregt durch den geistigen Einfluß Mendelssohns und seiner Schüler, sowie durch das von dem bekannten Pädagogen Basedow in Dessau errichtete Philanthropin, verbanden sich in der etwa tausend Seelen zählenden dortigen jüdischen Gemeinde mehrere nach Bildung und Aufklärung strebende junge Männer zur Gründung einer Schule, in welcher nach dem Muster der durch Moses Mendelssohn und seine Freunde 1781 in Berlin ins Leben gerufenen „Freischule" neben dem Hebräischen auch in den Realien und im Französischen Unterricht erteilt werden sollte.

An diese „jüdische Haupt- und Freischule", welche der edle Herzog Leopold Friedrich Franz bald subventionierte und zur herzoglichen „Franzschule" erhob, wurde bei ihrer Eröffnung im Jahre 1799 als Hauptlehrer Moses Philippson berufen.

Moses Philippson,[1]) nach dem Geburtsorte seines im Talmud
ewanderten frommen Vaters Philipp Moses, auch Moses Arnswalde
enannt, war ein Urenkel des aus Krakau nach Metz und von da
ach Frankfurt a. M. berufenen Rabbiners Jakob Josua Heschel,
es Verfassers des berühmten Werkes „Pne Josua", und wurde in
em dessauischen Städtchen Sandersleben am 9. Mai 1775 geboren.
Von einem polnischen Privatlehrer in das Studium des Talmud
ingeführt, besuchte er die Talmudschulen in Halberstadt, Braun-
chweig und Frankfurt a. M. Durch eisernen Fleiß eignete er sich
llmählich auch die Kenntnis der deutschen Sprache, der Mathematik
nd Geographie, sowie der in jener Zeit von den Juden noch wenig
epflegten hebräischen Grammatik an. In Baireuth, wo er im Alter
on siebzehn Jahren eine Hauslehrerstelle annahm und zufällig
Moses Mendelssohns „Morgenstunden oder Vorlesungen über das
Dasein Gottes" kennen lernte, studierte er mit voller Hingebung
uch die Werke der mittelalterlichen jüdischen Philosophen. Einen
vesentlichen Einfluß auf seine Studien übte in Baireuth der jüdische
Kaufmann Emanuel Osmund, der treueste Freund Jean Pauls,
essen persönliche Bekanntschaft er durch Emanuel machte und dessen
Schriften er mit Begeisterung las.

In Dessau, wo er mit Joseph Wolf, dem ersten jüdischen
Prediger in Deutschland, und später auch mit dem jungen Gotthold
Salomon an der unter der Leitung David Fränkels stehenden
Franzschule lehrte, entfaltete er, unermüdlich an seiner eigenen Aus-
ildung weiter arbeitend, eine in mehrfacher Hinsicht segensreiche
Thätigkeit. Durch den ihm angeborenen feinen Takt, durch seine
Pflichttreue und seine immer heitere Stimmung wußte er sich die
Liebe seiner Schüler und Schülerinnen — er unterrichtete auch an
er bald ins Leben gerufenen Töchterschule — sowie die Achtung
er Gemeinde zu erwerben.

---

[1]) Eine Biographie Moses Philippsons (Philippsohns) veröffentlichte
venige Monate nach dessen Scheiden Gotthold Salomon: „Lebensgeschichte des
Moses Philippson" (Dessau 1814), welche selbst Jean Paul rühmlichst citiert;
päter setzte ihm Phöbus Philippson, sein Sohn, ein schönes Denkmal in
Biographische Skizzen", Bd. 1 (Leipzig 1864).

Bei aller Liebe und Verehrung, welche er genoß, hatte er doch mit Nahrungssorgen zu kämpfen; sein Gehalt als Lehrer war so unbedeutend, daß er kaum selbst davon leben, geschweige einen Hausstand begründen konnte. Er entschloß sich daher mit äußerster Anstrengung seiner geringen in Baireuth gesammelten Ersparnisse eine hebräische Buchdruckerei anzulegen und sich schriftstellerisch zu versuchen. Im Verein mit seinen Kollegen an der Schule unternahm er es, die „Zwölf kleinen Propheten" zu kommentieren und ins Deutsche zu übersetzen; er selbst lieferte den Kommentar und die möglichst treue, aber doch im Geiste der deutschen Sprache gehaltene Übersetzung der Bücher Hosea und Joel. Den Propheten folgte drei Jahre später seine Erläuterung des an vielen Stellen dunkeln Buches Daniel. „Gründliche Sprachkenntnis, vertraute Bekanntschaft mit den talmudischen und philologisch-philosophischen Schriften der Juden und scharfsinnige Auslegung leuchten aus den exegetischen Arbeiten Philippsons hervor;" sie sichern ihm einen ehrenvollen Namen unter den Biuristen, wie die Bibelkommentatoren der Mendelssohnschen Schule genannt werden. Sein deutscher Stil war so vortrefflich, daß Campe wünschte, daß christliche Lehrer und Schriftsteller einen solchen Stil hätten.

Von dem Beifall ermuntert, welchen seine ersten Schriften fanden, wandte sich Philippson bald anderen litterarischen Arbeiten zu. Er veröffentlichte ein „Lehr- und Lesebuch für die Jugend jüdischer Nation", in dem er die verbesserte Lehrmethode auf das Hebräische übertrug, ließ mehrere Jahrgänge des „Neuen Sammlers" erscheinen, zu dem er, selbst ein vortrefflicher hebräischer Dichter, poetische und prosaische Beiträge lieferte[1]) und verlegte mehrere Schriften seiner Freunde und Gesinnungsgenossen.

Was war er nicht alles, dieser junge, vielbemühete Mann?

ehrer an zwei öffentlichen Schulen, dabei Privatunterricht erteilend,
llsabbatlich in einer Verbrüderungsgesellschaft einen Vortrag über
eligiöse Themata haltend, nach seiner Verheiratung Inhaber einer
Pensionsanstalt, in welcher auswärtige Schüler der Franzschule die
.ebevollste Aufnahme fanden, Schriftsteller, Leiter einer hebräischen
Buchdruckerei, Verleger und Buchhändler! Er mußte den Verkauf
er von ihm verlegten Bücher selbst besorgen, was bei dem damaligen
Mangel alles buchhändlerischen Betriebes für die jüdische Litteratur
ersönliche Aufopferung und außerordentliche Energie erforderte.
So befand er sich einst in Prag, um dort den Druck eines hebräischen
Wörterbuches zu besorgen, weil er hierdurch den österreichischen
Nachdruck seines Werkes verhindern wollte, als die Heereszüge ihn
lötzlich von der Heimat abschnitten und ihn monatelang zurückhielten.

Die übermenschliche Arbeit, das beständige Nachdenken, Sinnen
nd Trachten, das ihm gleichsam zur Natur geworden, die Strapazen
.nd Entbehrungen auf seinen häufigen Reisen, welche er, um seine
Bücher zu verkaufen, nach Leipzig, Frankfurt a. O. und Berlin
nachen mußte, die schweren Sorgen um die Erhaltung seiner Familie
atten seine stets zarte Gesundheit schon völlig erschüttert, als im
Jahre 1813 die Wogen des alles zermalmenden Krieges sich immer
ichter um die Residenz des kleinen Fürstentums zusammenzogen.
Die Völkerschlacht bei Leipzig hatte den gewaltigen Kampf mit
Napoleon beendet; die Nachwehen blieben nicht aus. Die französi-
chen, russischen und deutschen Heerzüge brachten über das schwer-
heimgesuchte Norddeutschland den Typhus; ihm verfiel auch Philipp-
on. Gleich am Anfange der Krankheit zweifelten die herbei-
gerufenen Ärzte an einem glücklichen Ausgang; er selbst fühlte sein
nahes Ende. „Jetzt," rief er seiner weinenden und jammernden
Gattin zu, „ist es Zeit zu zeigen, daß wir gottgläubig sind, indem
wir alles mit Ergebung ertragen." „Ein Enkel des „Pne Josua"
legt sich zum Sterben," sprach er leise, und beim Morgengrauen
des 20. April 1814 im Alter von kaum neununddreißig Jahren
hauchte er seine Seele aus.[1])

---

[1]) In der Biographie von Phöbus Philippson, a. a. O. S. 121, heißt
es: „Die Nacht vom 19. bis 20. April war die letzte seines Lebens"; sein

Mit der innigsten Liebe und Zärtlichkeit hing er an seinen Kindern, besonders an seinem zweiten Sohn. Er sagte oft: „Aus den Augen dieses Kindes lese ich sehr viel, er wird ein Menschenfreund und ein kraftvoller Mann werden“.

Der von dem Vater so bevorzugte Sohn war Ludwig.

Zweites Kapitel.

Die Knabenzeit.

Ludwig Philippson, den 28. Dezember 1811 zu Dessau geboren,[1]) war noch nicht drittehalb Jahre alt, als der Vater in der Blüte des Mannesalters mitten im regsten Schaffen den Seinigen entrissen wurde. Der verdienstvolle Moses hinterließ seinen Kindern — drei Söhne, von denen der älteste sieben Jahre, der jüngste neun Wochen alt war, und eine einzige Tochter von fünf Jahren — außer seinen vortrefflichen Charaktereigenschaften und seiner litterarischen Begabung als Erbschaft nichts als zahlreiche Exemplare der von ihm verfaßten und verlegten Bücher. Seinen Kindern wurden zwei Vormünder gesetzt, welche sich aber nicht im geringsten um sie kümmerten;

Sterbetag war somit nicht der 19., sondern der 20. April, wie u. a. auch bei Zunz, „Die Monatstage des Kalenderjahres“ (Berlin 1872) S 21 richtig angegeben ist. Der 20. April 1814 fiel auf einen Mittwoch, der auch der 1. Neumondstag Jjar war. Auf seinem Leichensteine muß es daher heißen: הלך לעולמו אור ליום ד׳- ה statt -ונקבר למחרתו ביום ה׳ ר״ח אייר תקע״ד׳

auch seine vielen Freunde hatten sehr bald die Erinnerung an die Zurückgebliebenen verloren. Was sollte die arme Mutter mit ihren vier unmündigen Kindern anfangen?

Die Mutter verzagte nicht. Marianne Philippson, geborene Wust, die Tochter eines biedern, sehr frommen Geschäftsmannes in Dessau, war weder schön, noch besonders begabt, sie besaß nur die Durchschnittsbildung der damaligen jüdischen Frauen; aber ihr unerschütterliches Gottvertrauen, ihre unerschöpfliche Mutterliebe und das ihr heilige Andenken an den früh verlorenen Gatten befähigten sie zu der schwierigen Aufgabe, ihre Kinder vor Mangel zu schützen und sie zugleich zu ehrenwerten Berufen zu erziehen. Alle Versuchungen, ihre Söhne selbst gegen Entschädigungen zu einem der niederen Lebenswege zu bestimmen, wies sie mit dem Ausspruche zurück: „Die Söhne Moses Philippsons sollen keine Ladendiener oder Hausierer werden.“

Um ihren Kindern Brot zu schaffen, suchte sie zunächst den vorhandenen Büchervorrat ihres Mannes zu verkaufen, und da dies auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege nicht möglich war, bezog sie die Leipziger Messe, wo sich die jüdischen Buchhändler einzufinden pflegten. Einmal nahm sie den kaum vierjährigen Ludwig mit nach Leipzig. „Wenn die Mutter,“ erzählt er selbst, „in Geschäften ausging, wurde ich eingeschlossen, wozu mir dann schönes Spielzeug geschenkt ward. Des Abends wurde ich in das große Gastzimmer mithinunter genommen, wo wir ein frugales Abendbrot verzehrten. Einmal saß mir ein fremder Mann gegenüber, der sich wohl an meinem kindlichen Geschwätz ergötzte. Er rief mich zu sich und bot mir eine gebratene Taube an, die ich jedoch verweigerte, weil ich ‘dies nicht essen dürfe’. Der Mann schien davon betroffen. Am andern Morgen stellte er sich meiner Mutter als ein reicher griechischer Kaufmann aus Konstantinopel vor. Er sei kinderlos, hätte mich in sein Herz geschlossen, wolle mich mitnehmen, als Sohn adoptieren, aufs sorgfältigste erziehen und zu seinem Erben einsetzen; er erbot sich, meiner Mutter die unverdächtigsten Zeugen zu stellen und ihr ein reiches Geschenk zu machen. Meine Mutter wies den Mann aus Stambul rundweg

ab: sie werde sich niemals von einem ihrer Kinder trennen. Der Grieche wiederholte seinen Antrag noch einmal, doch auch diesmal vergebens." [1])

Die Mutter bezog nicht oft die Leipziger Messe; die Büchervorräte waren bald erschöpft. Mit dem Reste des kleinen Kapitals, das sie aus den Büchern gezogen, errichtete sie auf den Rat von Freunden eine Nürnberger Spielwarenhandlung. Als der Jahrmarkt kam, ließ sie ein Zelt aufrichten, in welchem die Waren verlockend für jung und alt aufgestellt wurden. Der Erfolg war gewiß. Da erhob sich plötzlich ein Sturm, warf die meisten Buden um, auch das Zelt mit den Spielwaren; sie lagen zertrümmert auf dem Boden. Marianne Philippson war jedoch dadurch nicht entmutigt; sie etablierte eine Spezereiwarenhandlung und ernährte damit kümmerlich ihre Kinder.

An der Mutter, welche ohne jede Strenge, sondern durch Liebe und den Hinweis auf ihre traurige Lage die Kinder zum gewissenhaftesten Gehorsam und zur Entsagung erzog, hing der gemütvolle Ludwig um so inniger, als er von seinem Vater, seiner Persönlichkeit und seiner äußeren Erscheinung auch nicht die schwächste Vorstellung hatte, was er stets als einen schweren Verlust beklagte. Daß des Vaters heiliges Erbe in seinem Geiste bewahrt blieb, dafür sorgten die Mutter und sein älterer Bruder Phöbus, der, eine ideal angelegte, edle Natur, schon in früher Jugend ein tüchtiges Wissen im Hebräischen und in den profanen Wissenschaften sich angeeignet hatte, frühzeitig den Unterricht des von ihm innig geliebten, sehr begabten Bruders übernahm und leitete.

Kaum vier Jahre alt, kam Ludwig in die Franzschule. Er war immer der jüngste und der erste in der Klasse: noch nicht dreizehn Jahre alt, wurde er aus der Prima entlassen. Unvergeßlich blieb ihm der Religionsunterricht, welchen Gotthold Salomon, der 1818 als Prediger an den neuen deutsch-israelitischen Tempel in Hamburg berufen wurde, in den unteren Klassen erteilte. Mit dem Gefühle der Dankbarkeit erinnerte er sich seines Lehrers in

[1]) Allg. Zeitung des Judentums, 51, 782.

der deutschen Sprache, eines gewissen C. Schütze, bei dem er sich manches Lob im Deklamieren erwarb. „Einmal kam es,“ erzählt er in seinen „Erinnerungen aus der Knabenzeit“, „ich war etwa sieben Jahre alt, daß der Herzog nachmittags auf dem öffentlichen Examen erschien. Schütze hatte mich des Vormittags das schöne Gedicht „Religion von Gott gegeben“ deklamieren lassen. Ich mußte es gut gemacht haben, denn als der Herzog erschienen war, ließ er mich, da meine Klasse nicht mehr daran kam, vom Hause berufen, das Gedicht noch einmal herzusagen. Schnell zog mir die Mutter das Festkleid wieder an und führte mich nach dem Prüfungssaale. Unbefangen trat ich vor den Sitz des Herzogs und sprach mein Gedicht. Es gefiel ihm, und der Herzog erkundigte sich, wer ich sei, und belobte mich. Die Kunde davon verbreitete sich schnell in der Gemeinde, und man glaubte, nun sei mein Glück gemacht. Selbstverständlich war dies eine Einbildung. Auf dem Heimwege begegneten wir dem schon ältlichen jüdischen Arzte Dr. Hartog, ein höchst würdiger Mann mit edlen Zügen, in welchen sich die Menschenfreundlichkeit selbst ausprägte. Er fragte die Mutter, woher sie käme, und als sie es ihm erzählt hatte, sagte er: „Habe ich es Ihnen nicht in schwerer Stunde gesagt, der Vater der Witwen und Waisen wird Sie nicht verlassen, und Sie werden Freude haben an Ihren Kindern und eine Stütze in Ihrem Alter.““[1])

In den beiden oberen Klassen der Schule, wo er in dem gelehrten Konrektor J. A. Richter das Vorbild einer gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit hatte, genoß er auch bei dem Lehrer Falk Unterricht in Mischnajot und Schulchan Aruch und wurde in das Studium des Talmud eingeführt. Neben dem Schulunterricht erhielt der wissensdurftige Knabe von dem ältern Bruder, der das Gymnasium besuchte, täglich eine „Stunde“ im Hebräischen und in der Mathematik. Dabei las er die Bücher, welche sein Bruder von seinen Freunden nach Hause brachte und deren er sonst habhaft werden konnte, Reisebeschreibungen, Deutsche Klassiker, pädagogische Schriften, bunt durcheinander, und sein glückliches Gedächtnis

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 51, 798.

speicherte so eine Menge Wissen auf. Als dann der sechzehnjährige Phöbus aus einem Teile des Honorars, das er für die von ihm überarbeitete zweite Auflage des hebräischen Elementarwerkes seines Vaters erhielt, in der Absicht der Mutter eine Existenz zu gründen, eine Leihbibliothek errichtete, da verschlang Ludwig sämtliche Theaterstücke und neuen Romane, welche sich in der Büchersammlung befanden; Walter Scott, Cooper und Marryat wurden seine Lieblingsschriftsteller.

Die Lektüre war wirksam für seine geistige Entwickelung, bot ihm aber auch Zerstreuung in seiner von vielen harten Prüfungen und Entbehrungen heimgesuchten Jugend. Als er zehn Jahre alt war, verfiel die Mutter infolge der vielen Sorgen und Kämpfe in ein schweres Nervenfieber, das sie dreiviertel Jahre ans Schmerzenslager fesselte. Kaum war die Mutter wieder genesen, wurde seine einzige Schwester bettlägerig; drei Jahre hindurch litt sie an einer Krankheit mit merkwürdigen Zwischenfällen. Sie verfiel anfangs in einen äußerst erregten Zustand, bei dem sich regelmäßig jeden Abend ein Schreikrampf einstellte und der nach einigen Monaten in Somnambulismus überging. Die seltsamen Reden, welche die Kranke dann in edler gehobener Sprache zu halten pflegte und in welchem sich das orthodox-jüdisch-religiöse Element in seinem innersten Gefühlsleben ausprägte, mußte Ludwig jeden Abend so gut er konnte niederschreiben. Die Vorhersagungen, das Geheimnisvolle des ganzen Vorganges, übten auf ihn einen tiefen Eindruck; die Knabenseele geriet in einen extatischen Zustand, sodaß er mehreremale nach dem jüdischen Friedhofe ging, und vor den verschlossenen Gitterpforten hebräische Psalmen, deren er viele auswendig wußte, nach eigenen Melodieen über das Gräberfeld hinsang. Während der langen Krankheit der geliebten Schwester wachte er viele Monate hindurch jede Nacht, bis die Mutter seine Stelle einnahm, an ihrem Krankenbette, auf jede ihrer Bewegungen lauschend und doch dabei eifrig arbeitend, den Cornelius Nepos oder in dem Bibelkommentare des Don Isaak Abravanel studierend. Nachdem er nämlich die Franzschule verlassen hatte, besuchte er das Bet-Hamidrasch, die Talmudschule, des Lehrers H. Cohn, der ein umfassendes Wissen

im Talmud besaß, und nahm Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Die Schwester wurde endlich von ihren Leiden befreit; sie starb 1825 im jugendlichen Alter von sechzehn Jahren. Wenige Monate nach ihrem Heimgange widmete der vierzehnjährige Ludwig der „verklärten Schwester" einen poetischen „Nachruf", in dem es heißt:

Ach, die Teure ist geschieden,
Die ihr Herz mit mir verband,
Und ich finde nicht hienieden
Die im Geiste mir verwandt.

. . . .

Bist du nun, wohin die Seele
Dich so früh schon immer zog?
Ach, vor deinem Geist war's helle
Und die Ahnung nicht betrog.

Wenn im Kampfe dieses Lebens
Mir der Bürd' ist viel erteilt,
O, so ist es nicht vergebens,
Daß bei dir die Seele weilt.

Denn ich denke deiner Thaten,
Deiner Leiden denk' ich dann,
Meine Seel' ist dann beraten,
Und der Jüngling wird zum Mann.

Als die dreißig Trauertage um die Schwester vorüber waren, fuhr Ludwig in Begleitung seiner tiefgebeugten Mutter nach Halle, wo sein Bruder an der dortigen Universität Medizin studierte. Hier wurde der Beschluß gefaßt, den Knaben ebenfalls nach Halle zum Besuche des Gymnasiums zu schicken, damit er unter Aufsicht und mit Unterstützung seines Bruders seine Studien fortsetze.

Drittes Kapitel.

Der Gymnasiast.

Zu Ostern 1826 übersiedelte Ludwig nach Halle, um in die „Lateinische Schule" der großen Franckeschen Stiftung einzutreten. Der Eintritt war jedoch für ihn nicht so leicht. Der Rektor wies ihn rundweg ab mit dem Bemerken, daß das Gymnasium ein protestantisches und nicht für die Juden sei. Da ging sein Bruder mit ihm zu dem Direktor der gesamten Franckeschen Stiftung, dem als rationalistischen Theologen und pädagogischen Schriftsteller berühmten Kanzler Hermann August Niemeyer. Als er von dem Vorfall hörte, zeigte er sich fast entrüstet und schrieb kurzweg die Worte: „Der Knabe Ludwig Philippson ist sofort in die Schule aufzunehmen". Dann legte der zweiundsiebzigjährige Greis wie segnend die Hand auf das Haupt des vierzehnjährigen Knaben und sprach: „Nimm dich in Acht, mein Sohn, du kommst da in eine Arche Noah, halte dich zu den Guten, und es wird dir gut gehen". Die Worte des menschenfreundlichen Kanzlers machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß sie nie aus seinem Gedächtnisse schwanden. So trat er als der erste Judenknabe in das Hallesche Gymnasium und zwar nach abgelegter Prüfung in Oberquarta.

Es waren glückliche Jahre, welche er auf dem Gymnasium verbrachte. Immer einer der besten stieg er schnell in die höchste Klasse auf; besonders that er sich durch seine deutschen Aufsätze und seine metrischen Übersetzungen aus Ovid und Vergil hervor, sodaß der betreffende Lehrer, Dr. Richter, ihm einmal sagte: „*Die* Verse sind viel besser, als die ich gemacht habe". Auch das Hebräische wurde eifrig getrieben und zwar unter Leitung seines Bruders, mit dem er die ersten Jahre seines Haller Aufenthaltes zusammenwohnte, der ihn auch im Französischen unterrichtete und, damit er die Größe der Schöpfung in der Zweckmäßigkeit der innern Organisation bewundern lerne, in die Anatomie an den Seciertisch führte. Er machte ihn mit der Osteologie und Syndesmologie, später mit den Elementen der Physik und Physiologie bekannt, leitete ihn auch

Auch materiell ging es ihm als Gymnasiast recht gut. erteilte in mehreren Familien der damals kleinen jüdischen Gem Religionsunterricht, und der Erwerb aus den nach und nac mehrenden Lektionen deckte seine Bedürfnisse so reichlich, da seiner Mutter und seinem das Gymnasium in Dessau besuche jüngern Bruder noch kleine Geschenke machen konnte. Den Mit tisch erhielt er in einer wohlhabenden jüdischen Familie, wofi die Verpflichtung hatte, an einem Abend der Woche dem Hausl einen mündlichen Vortrag aus dem Bereiche der Natur und Reisebeschreibungen zu halten.

Bei all der schweren Trübsal der Jugendzeit, welche ihm den Ernst des Lebens einsenkte, und bei allem Fleiße in s Studien bewahrte sich der junge Ludwig einen heitern Sinn bethätigte seine Lebenslust gern durch öftere Wanderungen;[1]) ihnen bildete sich der freie Sinn für die Schönheiten der N aus, der ihn nie verlassen hat, bis ihm dieser Genuß, die C reinster Freuden, schon im Mannesalter geschmälert wurde. neue Städte zu sehen und fern wohnende Verwandte kenne lernen, wanderte er als zehnjähriger Knabe im Juni 1822 seinem ältern Bruder von Dessau zu Fuß über Aken, Barby die jungen Wanderer bei einer Cousine ihres damals längst storbenen Stiefgroßvaters die freundlichste Aufnahme fanden, über Schönebeck nach Magdeburg zu seiner Großmutter und s Tanten. Zu den Schulferien ging er regelmäßig von Halle Dessau. Es war das eine Entfernung von fünf deutschen Meile dabei ein beschwerlicher, durch einen Wald führender Weg: abe Sehnsucht und die Freude, die so innig geliebte Mutter wiederzu beflügelten seine Schritte. Mit seinem Bruder unternahm er Halle mehrere größere Ausflüge, so nach Sondershausen, wo Brüder seiner Mutter wohnten und der Sohn seines Lehrers als Prediger fungierte. Hier machte er auch die Bekanntschaf noch sehr jungen Religionslehrers Philipp Heidenheim, der späte Landrabbiner und Rektor des fürstlichen Gymnasiums avan

[1]) Über seine Wanderungen s. A. Ztg d. Jdts. 44, 516ff.; 52,

Im Jahre 1828 entschloß er sich zu einer Wanderung oder vielmehr zu einer Studienreise nach Dresden. Nachdem er Lessings Laokoon, Winckelmanns Kunstgeschichte, Goethes Propyläen u. a. eifrig studiert hatte, hegte er den sehnlichen Wunsch, die Antikensammlungen und die reichen Gemäldegalerieen in Dresden zu sehen; auch wollte er die treue Freundin seines verstorbenen Vaters kennen lernen, welche diese Freundschaft auch auf dessen Kinder, ganz besonders auf dessen ältesten Sohn übertrug und bis zu ihrem am 6. Juni 1869 erfolgten Tode auch den Enkeln bewahrte. Es war dies die unvergleichliche Klara Bondi, die Gattin des Markus Bondi, deren Brüder das von ihnen verfaßte, auch heute noch geschätzte talmudisch-lexikographische Werk „Or Esther" der „Haupt- und Freischule" zu Dessau geschenkt hatten und das „auf Kosten und zum Besten dieser Anstalt" von Moses Philippson herausgegeben worden war.[1])

Klara Bondi war eine seltene, hochherzige Frau, welche durch ihre eben so gediegene wie vielseitige Bildung und ihre außerordentliche Bescheidenheit in Erstaunen setzte. Für ihre eigene Person anspruchslos bis zur Selbstverleugnung, kannte ihr wohlwollendes Herz keine Grenzen, wenn es galt, ein edles Werk zu üben und Menschen zu erfreuen. Diese Frau, welche eine so treue Anhänglichkeit für das Gedächtnis Philippsons hatte, weil ihrem Geständnis nach er es war, der in ihr, dem sechzehnjährigen Mädchen, das Bewußtsein der Menschenwürde und eines höhern idealen Strebens geweckt hatte, leuchtete in des Sohnes Kindheit und Jugend als ein freundliches Gestirn hinein. Sie war ihm das Ideal weiblicher Tugend, und der junge Gymnasiast scheint eine schwärmerische, verklärte, ja ideale Zuneigung zu ihr gefaßt zu haben. „Sieh!" so redet er sie an,

> „Sieh, da trat ein Stern aus diesem Dunkel,
> Brach sich golden eine Strahlenbahn,
> Und in seinem himmlischen Gefunkel,
> Eilt er dem Gewölke schnell zu nah'n,

[1]) אור אסתר oder Beleuchtung der im Talmud ....; in den Targumim und Midraschim vorkommenden fremden, besonders lateinischen Wörter. Von Simon und Markus Bondi. Dessau, M. Philippsohn, 1812.

Und mit seinem hehren Kranz zu malen
Purpurrot, in Regenbogenlicht,
Meines Sinns umdüstert trübe Strahlen:
Staunend schaut' ich dieses Sterngesicht!
Und wie's herrlich übers Thal gelangte,
Freude lächelnd, lieblich, immer näher,
Und der Stern zu einem Bilde prangte,
War es **dein Bild, dein Bild**, götterhehr!
Ach, wie lächelt es auf mich hernieder,
Streute Ruh, der Tugend Hochgefühl
In die wildumtoste Seele nieder,
Sinn für Reinheit, für das wahre Ziel!"[1])

„Ach, ich empfinde noch heute," schreibt er wenige Jahre vor se
Tode, „welch ein Glück es für mich war, diese Frau kennen ge
zu haben, da ich in ihr ein Ideal der weiblichen Tugend, der ti
Empfindung und umfassender Geistesbildung zu bewundern h
Solchen Menschen begegnet zu sein, wird ein wahres Besitztum
Geistes, das über jede trübselige Erfahrung von Menschenschn
ja Entartung tröstend hinweghebt." [2])

Bei der liebenswürdigen Bondi „mit den großen du
Augen, aus welchen die Strahlen der Herzensgüte und der Zu
kommenheit leuchteten," fand Ludwig die freundlichste Aufna
sie bethätigte für ihn eine wahrhaft mütterliche Fürsorge. Da
Kunstsammlungen gerade geschlossen waren, wanderte er durch
„Sächsische Schweiz" und dann über den Königstein zurück
Elb-Athen, wo er acht Tage blieb und die Altertumssamml
sowie die an Meisterwerken so reiche Gemäldegalerie täglich
suchte. „Wie ging mir da die Seele auf!" rief er noch in se
„Erinnerungen" aus. „Die Eindrücke, welche ich da empfing, bl
mir unverlöschlich und wirkten wie eine geistige Offenbarung auf m

Nach Halle zurückgekehrt, lebte er wieder seinen Studien.
Jahr später beendete er seine Gymnasialzeit; sie war eine r
Fahrt über einen stürmischen Ocean.

---

[1]) M. Philippson, Einleitung zu L. Philippsons Ges. Schriften X
[2]) A. Ztg. d. Jdts. 52, 45.

Viertes Kapitel.

Der junge Dichter.

Philippson hatte ein reiches poetisches Gemüt, das schon früh nach dichterischem Ausdruck der Gefühle rang. Zu seiner Bar-Mizwah oder Konfirmationsfeier, bei welcher Gelegenheit von den „blassen“ Lippen des Predigers Wolf tiefempfundene Worte der Erinnerung an den frühverstorbenen Vater flossen, also eigentlich zu seinem dreizehnten Geburtstage verfaßte er sein erstes Gedicht „Der Traum“, in welchem ihm der Vater erschien und ihm Mut zusprach, die Unbillen des Lebens zu ertragen:

„Innerer Wunsch nach diesem Lande,
Wo die Tugend hell und rein,
Laß mich wünschen, an dem Rande
Dieses Lebens schon zu sein.

Aber von der sel'gen Höhe
Eine Stimme mächtig klingt:
Duld' da unten alles Wehe,
Bis Geduld die Kron' erringt!“

Eine seiner frühesten poetischen Ergüsse ist die „Elegie am Grabe meines frühverklärten Vaters,“ welche er vor seinem Eintritt in das Gymnasium verfaßte:

. . . .
„Früh verklärt schwangst du dich

Vorbild, seines Herzens Liebling" war, wie er noch im späten Alter ihn nennt. Das erste an den „vielgeliebten Bruder zu seinem Geburtstage" gerichtete Gedicht ist in Halle im Juli 1826 zu einer Zeit verfaßt, als sich die Verhältnisse der Brüder bereits besser zu gestalten begannen, wie er dies in den folgenden Versen andeutet:

. . . .
„Doch es schwand die dunkle Schicksalsdecke,
Strahlen brachen durch die Wolkenhecke,
Und die Sonne lächelte uns wieder,
Und von oben stieg der Segen nieder!
Durchgekämpft war alles düst're Leiden,
Ach, auf immer mag's uns ferner meiden!
Und die Ruhe lagert sich im Herzen,
Sie verdrängt die innern heißen Schmerzen.
Freilich lag ein Teil der Saat danieder,
Denn die Schwester, ach! die heißgeliebte,
Finden wir auf Erden nicht mehr wieder,
Denn sie starb, wo sie die Tugend übte!"

Vier Jahre später, am 13. Juli 1830, klagte er in einem an seines Bruders Braut gerichteten Gedichte:

„Der arme Bruder! uns verehrtes Haupt!
Er mußte uns voran im Vorwärtsringen,
Wie auf des Schicksals fest verworrenen Schlingen,
So manche Jugendfreude ihm ward geraubt:
Doch kann die Zukunft alle Wunden heilen,
Die Spitze brechen den versandten Pfeilen!"

Schon als dreizehnjähriger Knabe versuchte er sich in größeren Dichtungen. So schrieb er im Dezember 1825 und in den darauf folgenden Monaten mehrere Satiren, wie „Blicke in die jetzige Welt", „Über den Geizigen" und eine „Hymne an den Frühling" im heroischen Versmaße, Versuche, welche von hoher poetischer Begabung zeugen. Man höre nur den Anfang der „Hymne:"

„Sei mir willkommen, o Zeit der erwachenden Liebe und Hoffnung,
Fröhlich verkündet dein Nahen der stumme Bewohner der Welle

Stoff zu den „Liedern griechischer

aus naheliegenden Gründen interessierte ihn besonders Hermetimos, der erste Sonnambule und Lehrer des Geistes, der weder ganz geleugnet, noch historisch bewiesen werden kann. In der größern Dichtung „Hermetimos“ sucht er ihn mit vielem Geschick und in objektiver Auffassung poetisch zu behandeln. Ein anderer Cyklus umfaßt das Leben des griechischen Philosophen Anaxagoras; sein Inhalt und Ziel wird am besten durch die Worte bezeichnet, welche Philippson ihm in den Mund legt, als die Athener ihn wegen Atheismus anklagten und verbannten:

„Meiner Väter Purpur warf ich hin,
Den ererbten Schatz, mit freiem Sinn;
Der Gedanke ist mein höchstes Gut,
Nicht der Körper und sein dunkles Blut;
Freiheit suchend kam ich nach Athen,
Gut, die Freiheit soll ich wirklich sehn!“

Sowohl in diesen Versen als am Schlusse, wo er das philosophische System des Anaxagoras darstellt, überhaupt in der ganzen Dichtung spricht sich ein für die Jugend des Verfassers überraschend reiches Wissen und eine erstaunliche Tiefe des Gedankens

Die „Lieder griechischer

pindarische Ode „An Kronos, den König der Hesperiden“ im Versmaß der dritten olympischen Ode Pindars, sowie eine Gegenüberstellung von Heraklit, dem Pessimisten, und dem die Thorheiten der Menschen belachenden Demokrit.

Ehe Philippson noch das funfzehnte Lebensjahr überschritt, hatte er die große Freude, eine seiner poetischen Arbeiten gedruckt zu sehen: es war dies die metrische Übersetzung mehrerer der „Zwölf kleinen Propheten.“ Kein Geringerer als der berühmte Geschichtschreiber der Medizin, Professor Kurt Sprengel in Halle, der ein tüchtiger Kenner der orientalischen Sprachen war, auch etwas Hebräisch verstand, hat die Veröffentlichung veranlaßt. Der junge Philippson arbeitete nämlich, selbstverständlich zu seinem Privatstudium, an einer metrischen Übersetzung der „Zwölf kleinen Propheten“; hatte er doch schon im Mai 1826 von dem „Gebete des Jona im Bauche des Walfisches“ eine poetische Übertragung verfertigt. Da kam ihm der Gedanke, dem Professor Sprengel, der ein besonderer Gönner seines Bruders war und auch ihm schon Beweise des Wohlwollens gegeben hatte[1], als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung eine schöne Abschrift der Übersetzung, soweit sie fertig war, mit einer Widmung zu überreichen. Sprengel nahm sie sehr wohl auf; er fand die Übersetzung so originell und zutreffend, daß er den jungen Autor aufforderte, sie in Druck zu geben und dies selbst vermittelte. So erschien das Schriftchen „Die Propheten Hosea, Joel, Jona, Obadja und Nahum in metrisch-deutscher Übersetzung.“[2] Ludwig Philippson begann wie sein verstorbener Vater die litterarische Laufbahn mit den „Zwölf kleinen Propheten.“ Da er sich jedoch als Gymnasiast nicht als Verfasser

[1]) Sprengel hatte die beiden Philippson recht lieb gewonnen. Als Phöbus unter dem Dekanate Sprengels im März 1828 promovierte, und sein[illegible] Mutter mit Julius, dem jüngern Bruder, zu [illegible] gekommen war, besuchte sie der Professor [illegible] schickte dann zwei Flaschen Wein und e[illegible] die Mutter auch etwas von dem C[illegible] Sohnes koste. A. Ztg. d. Jdts.

[2]) Halle, Ruff, 1827.

nennen durfte, so setzte er den Namen seines Bruders auf das Titelblatt; aber das vom 10. September 1827 datierte Vorwort wurde von ihm selbst geschrieben, und der Gedanke, mit dem er das Vorwort zu dieser poetisch-biblischen Publikation schloß, hat ihn sein ganzes ferneres Leben hindurch geleitet: „Erreiche ich, daß ich in dem Geiste nur einiger, vorzüglich unter den Israeliten, wo der Sinn für ihre altertümlichen Schriften und ihre ehrwürdige ehemalige Muttersprache jetzt so sehr gesunken ist, die Liebe zu denselben etwas erwecke, so wird dies mein schönster, größter Lohn sein!“

Kühn geworden durch die Erfolge, welche er mit seinem ersten Schriftchen erzielt hatte, wagte er es, eine aus 670 Strophen bestehende lyrisch-didaktische Dichtung, welche gegen Ende des Jahres 1827 verfaßt und von seiner Umgebung gelobt worden war, dem damals hochgefeierten Dichter der „Urania“, Christoph August Tiedge, einzusenden. Derselbe antwortete in einem Briefe, in dem er dem Verfasser eine schöne Zukunft als Dichter vorhersagte, aber auf größere Reifung zumal in der Form drang.

Philippson nahm mit Ehrfurcht den Rat des erfahrenen Poeten an — und dichtete weiter. Die Gedichte Ossians, welche man damals noch allgemein für echt hielt und welche selbst von Goethe bewundert wurden, versuchte er metrisch zu übersetzen, aber trotz seiner Gewandtheit im Versificieren zeigte sich ihm der Stoff zu spröde, und er gab die Arbeit auf. Zur selben Zeit studierte er eifrig die damals noch wenig bekannte nordische Mythologie und verfaßte als „Proben der Blüten des Nordens“ eine ganze Reihe epischer Gedichte aus diesem Kreise, welche er „Wodanslieder“ nannte. Da besingt er Wodan als Welterschaffer, als Sonne, als Schlachtengott, als Einherienvater, als Inhaber der Weisheit und Dichtung, als Weltenrichter und Asenkönig, sowie in der Götterdämmerung. Balsers Tod wird von dem Barden Astulf auf dem Grabe Widekins beklagt und besungen. Zu den „Blüten des Nordens“ gehört auch der Cyklus „Die Nornen,“ welche die Nichtigkeit irdischer Größe und Leidenschaft lehren; so heißt es in

Der Mensch baut sich ein herrlich Gebäude
Mit schlanken Säulen und gewölbtem Gang
Und immer höh'r, das ist des Meisters Freude,
Und himmelnah', das ist des Erdsohns Drang:
Da schwankt der Grund, o Trümmer über Trümmern!
Es stürzt das Dach auf seiner Säulen Reih',
In den Ruinen hört man's klagend wimmern:
Es war des Meisters letzter Todesschrei.

Die „Blüten des Nordens" wurden von Philippsons jüngerm Bruder, der in seiner unbegrenzten Liebe ihn schon für einen großen Dichter hielt, gesammelt und sauber in ein Heft geschrieben, dann trug er sie in der Deklamationsstunde im Gymnasium vor, so:

„In Walaskialf sitzen die Götter zu Rat
Was Balders Traum zu bedeuten hat;
Wohl weiß es Wodan, kennt's Friggas Sinn,
Doch jeder scheuet der Rede Beginn:
Und Wodan reitet zum Helvedsschlund,
Da kündet's der Wole weissagender Mund:
Es dräuen die schrecklichen Todesgefahren
Und Balder wird zur Hela fahren!"

Sein Lehrer Lindner, der Nachfolger von Wilhelm Müller, dem Sänger der Griechenlieder, schüttelte den Kopf über die barbarischen Namen und fragte: „Wo haben Sie denn das wieder aufgetrieben?" Der Bruder hat aber den Verfasser nicht verraten.

Unter Bethätigung einer bei einem heranwachsenden Jünglinge bewundernswerten Schöpferkraft vollendete Philippson seine Studien auf dem Gymnasium und ging, nachdem er seine Maturitätsprüfung glänzend bestanden, zur Universität über.

Fünftes Kapitel.

Die Universität und Philippsons erste litterarische Arbeiten.

Philippson siedelte nach Berlin über und ließ sich am 17. Oktober 1829 an der dortigen Universität immatrikulieren.

Die damals verhältnismäßig noch junge Berliner Hochschule mit ihren berühmten Professoren war für einen jungen Mann, der wie Philippson durch das Geschick, das über seiner Jugend waltete, und die Geistesrichtung seiner Familie zu ernstem Streben angespornt wurde, so recht geeignet. Sie wurde meistens von älteren Studenten besucht, welche, nachdem sie das burschikose Leben schon hinter sich hatten, daran dachten, ernstlich zu arbeiten und sich für die Staatsprüfungen vorzubereiten. Die Zeit selber war eine politisch und geistig bewegte. „Die napoleonische Herrschaft und die Freiheitskriege hatten die europäische Gesellschaft innerlich auf eine ganz andere Stufe gestellt, als die Politik der heiligen Allianz und das Metternichsche System vertragen konnten. Die revolutionären Zuckungen in Italien und Spanien, die griechische Revolution, welche schließlich die Großmächte selbst verteidigen und anerkennen mußten, und der russisch-türkische Krieg, der eben beendet worden, hatten bezeugt, daß in der Tiefe der Gesellschaft die Gärung nicht aufgehört habe." Auch in den jüdischen Jünglingen lebte die Überzeugung, daß die drückenden Beschränkungen und Ausnahmen, unter welchen ihre Glaubensgenossenschaft noch stand, nicht lange mehr bestehen könnten. „Gewissermaßen der Instinkt sagte es uns, da äußere Anzeichen dafür noch nicht vorhanden waren. Wir arbeiteten in dem Sinne, als ob keine bürgerliche Schranke für uns da wäre," bemerkt Philippson. „Dieser Gedanke war in uns so heimisch geworden, daß man ein Bedenken für die damals noch so geringe Opportunität nicht hegte. So war die damalige jüdische Jugend durchaus höchst ideal angelegt und gestimmt, aber nicht träumerisch, nicht sentimental, sondern auf die Wirklichkeit im edelsten Sinne, insbesondere auf methodisch-wissenschaftliche Bildung gerichtet." [1])

Philippsons Studienjahre waren nur der Arbeit, dem Drange nach dem geistigen Aufnehmen und Schaffen gewidmet. In seinem Streben sich eine allseitige Bildung anzueignen, beschränkte er sich nicht auf sein Fachstudium. Er hörte Philosophie bei Hegel, der zu jener Zeit nicht allein die deutsche Philosophie, sondern auch die

deutsche Wissenschaft beherrschte, und bei dem damals bewunderten Henrich Steffens, der sich um die Naturwissenschaft besonders um Geologie Verdienste erworben, von dem aber seine Zuhörer nur eine Reihe von Paradoxen erhalten haben. Naturwissenschaften hörte er bei Ermann, Lichtenstein und Rudolphi, Naturrecht bei Eduard Gans und Institutionen bei Savigny, Geschichte bei Friedrich v. Raumer, dem Geschichtsschreiber der „Hohenstaufen", u. a. Hauptsächlich aber widmete er sich der klassischen Philologie, welche er zu seiner Lebensaufgabe erkoren hat. Während seiner ganzen Studienzeit war er ein fleißiger Hörer August Boeckhs, der den nachhaltigsten Einfluß auf ihn geübt hat; auch besuchte er die Kollegien von Zumpt und Immanuel Bekker. Freilich setzte er wie in Halle, so auch in den Universitätsjahren seine jüdisch-theologischen Studien fort. Für diese war jedoch in dem damaligen Berlin nicht die geringste Fürsorge getroffen. Er warb sich daher einen im Talmud sehr bewanderten Mann, einen Polen, mit dem er einigemale in der Woche „lernte" und den er von den eigenen kärglichen Mitteln honorieren mußte; er fand außerdem Anleitung und Förderung bei Jeremias Heinemann, dem frühern westfälischen Konsistorialrat, der ein Sohn des bekannten Sanderslebener Rabbiners Meister Joachim Heinemann und ein tüchtiger Hebraist war.

Woher die Mittel zur Existenz nehmen? Diese Frage beschäftigte auch Philippson bei Beginn seiner Universitätsstudien. Das kostspielige medizinische Studium des ältern Bruders hatte die spärlichen Mittel der Familie völlig aufgezehrt. In der großen Residenzstadt kannte er niemand; von einigen Männern, an die er sich um Protektion und Empfehlung gewandt hatte, wie von J. M. Jost, der Vorsteher einer großen Schul- und Pensions-Anstalt war, dem alten Stadtrat David Friedländer, wurde er rundweg abgewiesen. An Stipendien war nicht zu denken, diese waren nur Christen zugänglich; Stipendien für jüdische Studierende gab es damals noch nicht. Einige Unterstützung erhielt er von dem Dessauer Fürstenhause für Gedichte auf dessen Familienereignisse; einzelne dieser Gelegenheits-Carmina, wie das „Zur Feier des ersten Geburts-

tages des Erbprinzen Leopold Friedrich Franz Nikolaus",[1]) „Auf den Tod des Prinzen Georg" u. a. wurden auf öffentliche Kosten gedruckt. Aber diese Unterstützungen waren im Grunde unbedeutend.[2]) Philippson hatte das Glück, schon in den ersten Wochen seines Berliner Aufenthaltes gegen gutes Honorar Unterricht erteilen zu können; seine Schüler waren ein junger Engländer, der Theologie studierte, und ein junger mecklenburgischer Baron von Malzan. So war er für das erste Semester reichlich versorgt. Das Unterrichterteilen gab er bald ganz auf, hingegen versuchte er bei seinen litterarischen Anlagen und seiner besonderen Begabung, Gelerntes und Gelesenes selbständig umzugestalten, die freie Zeit, welche ihm von seinen philologischen und rabbinischen Studien verblieb, zu seinen Arbeiten zu verwenden und zu verwerten. Er schickte einige größere und kleinere Aufsätze an den bekannten Romanschriftsteller Wilhelm Häring, der unter dem Namen Wilibald Alexis, damals den „Freimütigen", ein mit dem Bildnisse Ulrich von Huttens geziertes, gern gelesenes Blatt herausgab, und dieser nahm die Arbeiten gegen angemessenes Honorar sehr freundlich entgegen. Hier veröffentlichte er „Parallelen zwischen der griechischen und der nordischen Mythologie", in welchen er nachwies, daß der Hellene

---

[1]) Dieses Gedicht hat folgenden Schluß:

Und feurig fleht ein Volk zum Herrn der Erden:
Schenk, Vater, Ihm (du weißt es!) was ihm frommt!
Schenk, Vater, Ihm, zum Segen uns zu werden,
Du, dessen Segen zu den Menschen kommt:
Langes Leben!
Freundlichen Frieden!
Fröhliche Freuden!
Nimmerverblühende Nachkommenschaft!

[2]) Philippson, von der Dessauer Gemeinde berufen, bei der Trauerfeier um die verstorbene Herzogin in der dortigen Synagoge am 3. Februar 1850 die Predigt zu halten, gab dem Gefühle der Dankbarkeit herzlichen Ausdruck in den Worten: „Ja, ich bekenne es, auch mich beugte es tief, obwohl ich seit vielen, vielen Jahren dieser meiner Heimat entfernt bin: denn vor mir stand das Bild derer, die oft Tröstung und Wohlthat gesandt in die zerfallene Hütte meiner Kindheit, die oft, auch in der Ferne noch, den Meinigen Hilfe gesandt und Hindernisse auf dem Wege unseres Strebens hinweggerissen hat."

seine Götterwelt auf eine heitere, gemütliche, seinem eigenen Charakter gemäße Weise auffaßte, der Germane hingegen sich seine Vorstellung von einer ernstern, in das Getriebe der Welt tiefer blickenden Seite bildete. Im „Freimütigen“ erschienen ferner von ihm: die Bearbeitung eines Briefes des Humanisten Poggio Bracciolini aus dem Jahre 1417 über das schweizerische Baden, wohin er sich von dem Konzile zu Konstanz begeben hatte, über den „Unterschied der Vorlesung und der Aufführung eines dramatischen Gedichtes“, und andere Aufsätze, welche von der Mannichfaltigkeit seiner Studien und der Selbständigkeit seines Denkens Zeugnis geben. „Ich kann versichern,“ schreibt Philippson in seinen „Erinnerungen“, „daß der Jubel, der mein jugendliches Herz erfüllte, als ich zum erstenmale ein Geistesprodukt unter meinem Namen in einem für das allgemeine Publikum bestimmten Blatte gedruckt sah, größer war als irgend ein gleiches Gefühl bei späteren Erfolgen“.[1])

Eingehend beschäftigt er sich mit Studien über die jüdisch-griechische Litteratur, deren erste Frucht seine Schrift „Ezechiel, des jüdischen Trauerspieldichters „Auszug aus Ägypten“ und Philo des Älteren Jerusalem“ ist.[2]) In diesem, dem Dr. M. Bondi, dem Gatten seiner Gönnerin Klara Bondi in Dresden, gewidmeten Schriftchen sammelte er aus den Schriften der Kirchenväter die Fragmente der von den beiden genannten alexandrinischen Juden hinterlassenen Dichtungen, welche er mit verbessertem Texte unter Vergleichung desselben mit der Septuaginta, mit metrischer Übersetzung, Einleitung und Kommentar herausgab. Die Bedeutung dieser auf ihrem Gebiete bahnbrechenden Monographie lag in dem hier zum erstenmale geführten Nachweise, daß die jüdisch-griechische Litteratur sich keineswegs auf wenige Schriften, wie die Apokryhen, auf Philo den Jüngeren und Josephus beschränkt, sondern eine umfassende und vielfach verzweigte gewesen sei;[3]) in der That haben ihn die jüdisch-

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 51, 430.

[2]) Berlin, J. A. List, 1830.

[3]) Auf diese Schrift verweisen: Dähne, Geschichtliche Darstellung der jüd.-alexandrinischen Religions-Philosophie (Halle 1834), II, 199 ff.; Fr. Delitzsch, Zur Geschichte der jüd. Poesie (Leipzig 1836) an mehreren Stellen; J. Freudenthal, Hellenistische Studien (Breslau 1874), Jost, Graetz u. a.

griechischen Dichter in der Folge noch mehrfach beschäftigt.[1]) Das Schriftchen des achtzehnjährigen jungen Mannes, der, wie es in einer Rezension heißt,[2]) „mit einem ausgezeichneten Talente eine unersättliche Wißbegierde und einen unermüdlichen Fleiß verbindet," wurde schon in seinem ersten Semester durch einen zufällig gewonnenen Freund, der Teilhaber an der Listschen Buchhandlung war, veröffentlicht und fand bei den Fachmännern eine so günstige Aufnahme, daß die „Societät der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung", damals das geachtetste kritische Journal Deutschlands, ihn zu ihrem Mitarbeiter ernannte; er, der jüdische Student, sollte besonders Schriften über die Patristik rezensieren.[3])

Seit diesem Erfolge war neben den akademischen Vorlesungen und dem Studium mit seinem polnischen Talmudlehrer seine Thätigkeit ununterbrochen auf ernste litterarische Arbeiten gerichtet; von der Belletristik sah er vorläufig ganz ab. Die Honorare, welche er für seine Arbeiten bezog, genügten vollständig zu seinem Auskommen. Zunächst machte er sich an die Lösung einer von der philosophischen Fakultät der Berliner Universität ausgeschriebenen Preisfrage: er schilderte das Leben des Humanisten Laurentius Valla in lateinischer Sprache. Der Preis wurde ihm zuerkannt und er erhielt von dem Dekan eine Anweisung über dreißig Thaler an die Rendantur des Konsistoriums. „Als ich," so erzählt er in seinen „Erinnerungen", „daselbst erschien, faßte mich der Rendant, ein kleiner schmächtiger Mann mit großer Hornbrille auf der Nase, scharf ins Auge und prüfte genau meine Papiere, die ich zur Legitimation meiner Person vorzulegen hatte. Dann sprach er: ‚Sie sind doch ein Jude?' Ich bejahte dies. ‚Wie kommen Sie denn dazu, einen Preis aus einer christlichen Konsistorialkasse beziehen zu wollen?' Meine Antwort lautete: ‚Durch nichts als das Urteil der Fakultät und die mir von dieser gewordene An-

[1]) M. s. Die jüd.-griechische Litteratur in populärer Darstellung. Predigt- und Schul-Magazin I, 181 ff.; die jüd.-griechischen Dichter, A. Ztg. d. Jdts. 34, 73.

[2]) Sulamith 7, 2, 190.

[3]) Der Vertrag zwischen der Societät und Philippson ist vom 4. Februar

weisung.' Der kleine Mann geriet in Zorn, schlug auf das Pult und schrie: ‚Das muß erst noch weiter untersucht werden.' Ich wanderte sofort zum Dekan und berichtete ihm über den Vorgang, worauf dieser ausrief: ‚Will solch ein Rendant sich das Richteramt über die Fakultät anmessen?' Sofort schrieb er auf ein Blatt Papier: ‚Die dreißig Thaler sind augenblicklich dem Studiosus Philippson auszuzahlen,' und versah dies mit Unterschrift und Insiegel. Der Herr Rendant brummte gewaltig, mußte sich aber fügen. Indes hatte die Sache doch eine Folge, denn das nächste mal enthielt die Aufforderung an die Kommilitonen den Zusatz ‚christlichen Glaubens', und dabei verblieb es."[1])

Es ist geradezu staunenswert, was Philippson in seiner Begeisterung für die klassische Philologie und im Zusammenhange damit für die Philosophie in jungen Jahren auf diesen Gebieten gearbeitet hat. Betrachtet man seine mehrere Quartbände füllenden Kollektaneen, in denen er sich mit Plato und Aristoteles, mit Sophokles und Euripides, mit Thukydides und Tacitus beschäftigte, so wie die verschiedenen Abhandlungen und größeren Aufsätze, welche sich handschriftlich in seinem Nachlasse befinden, so kann man nur bedauern, daß er diese Zweige der Wissenschaft nicht bis in das reifere Alter kultiviert hat. Da finden wir eine Verteidigung der Philologie und der Philologen gegen die Angriffe und Spötteleien der Naturforscher und Ärzte, und besonders der Belletristen und Journalisten, bei welchen sich, wie er bemerkt, Seichtigkeit und Kleinigkeitskrämerei oft in reichem Maße findet. Viel wichtiger ist ein anderes Manuskript, eine Encyklopädie der Philologie enthaltend, aber leider nur in ihrer ersten Abteilung: Vom Objekte der Philologie, aus drei Kapiteln bestehend. Das erste Kapitel handelt vom Leben des Menschengeschlechtes, das zweite vom Leben eines Volkes und das dritte von der Auffassung des Lebens eines Volkes durch die Philologen. „Der junge Autor greift seine Aufgabe nicht rein empirisch, sondern von einem höhern, geschichts-philosophischen Standpunkte an. Er geht von dem stetem Fortschritte

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 52, 430.

des Menschengeschlechtes aus, den er nachzuweisen sucht, und findet den Gegenstand der geschichtlichen Disziplinen in der Schilderung der Entwickelung der Menschheit, ganz wie es jetzt, mehr als ein halbes Jahrhundert später, die bedeutendsten Historiker thun. Die Tiefe der Anschauung und die Originalität und Folgerichtigkeit des Denkens, welche sich in diesem umfangreichen Fragmente aussprechen, lassen es lebhaft bedauern, daß dasselbe keine Fortsetzung erfahren hat."[1])

Inmitten der ernsten Studien regten die großen Ereignisse der Zeit in ihm auch wieder die Lust zum Dichten an.

Die Julirevolution, welche das politische Bewußtsein, das bis dahin geschlummert, selbst im deutschen Bürgertum zur Bethätigung geweckt hatte, mußte einen so feurigen und kräftigen Geist wie den Philippsons mächtig anregen. Zu Beginn des Jahres 1831 verfaßte er eine Reihe von lyrischen Gedichten, welche in einem gewissen Zusammenhange die großen Begebenheiten des abgelaufenen Jahres berührten und welche er „Der Sturm der Zeit" betitelte. Das Gedicht, in dem eine durchaus loyale, nationale, preußische Gesinnung herrschte, übergab er dem, als einer der ersten Meister der Holzschneidekunst bekannten Professor Gubitz, dem Herausgeber des „Gesellschafters," der sich sofort erbot, es in seiner Offizin kostenfrei drucken zu lassen; der Erlös desselben sollte dem damals gegründeten „Kranken-Unterstützungs-Verein für Studierende" an der Berliner Universität zufallen. Es galt nun zuvor die Druckerlaubnis der Censur zu beschaffen. Der junge Dichter reichte das Manuskript ein. Censor im belletristischen Fache war der in jener Zeit als humoristischer Dichter bekannte August Friedrich Langbein. „Nach einigen Tagen," so erzählt Philippson, „ließ er mich zu sich rufen. 'Ja, hören Sie,' sagte er in seinem sächsischen Dialekte, 'Ihr Gedicht ist nicht so unschuldig, wie Sie vielleicht glauben. Es sind da gefährliche Dinge berührt. Ich habe auch in meinem Leben Verse gemacht und weiß, wie leicht sie misverstanden werden.' Ich verwies ihn auf den hochpatriotischen Schluß meines Gedichtes,

einen loyalen Aufruf an alle 'Borussen.' Nach langen Verhandlungen verlangte er von mir die Hinzufügung von Anmerkungen, in welchen angegeben werde: damit ist Karl der Zehnte gemeint, darunter ist der Herzog von Braunschweig zu verstehen u. s. w. Ich fühlte wohl, daß ein so pathetisches Gedicht mit solchen Anmerkungen etwas ans Lächerliche streife; was thut aber ein junger Autor nicht, um sein Gedicht gedruckt zu sehen? Ich machte die Anmerkungen und erhielt das Imprimatur." Im Hochgefühle des schwer errungenen Sieges brachte er nun das Gedicht zu Professor Gubitz, der es typographisch recht gut ausstattete, es sogar mit einer hübschen Vignette auf dem Titelblatte versah. Als es aber dann im „Intelligenz-Blatt" angezeigt werden sollte, verweigerte die Censurbehörde die Ankündigung, zugleich wurde die Anheftung der Anzeige an das „schwarze Brett" der Universität verhindert. Philippson richtete eine Beschwerde an die Obercensurbehörde, deren Mitglied der damals wegen seines Liberalismus gefeierte Historiker Friedrich von Raumer, ein Landsmann Philippsons, war; dieser wies ihn an seinen Vetter, den wirklichen Geheimrat Karl Georg von Raumer, den Präsidenten jener Behörde. Die Beschwerdeschrift blieb ohne Antwort. Dem Gedichte war der Absatz unmöglich gemacht; die Zeit hatte den „Sturm der Zeit" zum Schlafe gebracht. Das einzige Exemplar, das der Verfasser lange Zeit verwahrte, ist auch verschwunden.[1])

Die trübe Erfahrung, welche Philippson mit seinem politischen Gedichte gemacht hatte, bot ihm Veranlassung zu der Betrachtung „Über politische Gedichte," welche im „Freimütigen" erschien und noch jetzt lesenswert ist. Zu denen, welche, nachdem all das Gute, das der Boden Deutschlands in jener Zeit keimen sah, durch die jenseits des Rheins aufgegangene Sonne hervorgerufen worden, von einer übertriebenen Vorliebe für Frankreich, das französische Wesen und die französische Richtung befangen waren, gehörte er nicht. Er vertraute dem deutschen Genius, erwartete das Heil nicht von außen, sondern von Deutschland selbst, aus der Mitte des deutschen

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 44, 700 f.; 51, 462.

Volkes. In der herrlichen Vision „Die Vergangenheit Germaniens“ preist er „den am Himmel leuchtenden hellen Sternenkranz, der an Glanz immer wächst, während die Lüfte leise um den Betrachter rauschen. Das ist Germaniens Kranz der Vergangenheit, und das Wehen des edelmütigen, kräftigen Genius erfüllt melodisch die Lüfte.“ Auch an der Zukunft darf der Deutsche nicht verzweifeln: „werden die Larven doch weichen und die Geister mit den Edelsteinen an Brust und Stirn —“, die Repräsentanten der verschiedenen Zeitalter deutscher Vergangenheit „werden bleiben und dem Enkel erscheinen als helle Sternlichter in dunkler Nacht.“ Dieselben Gedanken treffen wir in einer andern Arbeit aus jener Zeit wieder, nämlich in einer Abhandlung, in der die gegensätzlichen Beziehungen Deutschlands und Frankreichs erörtert werden. „Es gab eine Zeit in der deutschen Litteratur,“ heißt es hier, „wo der französische Genius sich in ihr breit machte und sich opfern und räuchern ließ. Da zerhieb das Schwert eines Lessing die Bande und der deutsche Genius trat aus seiner Erniedrigung hervor und fuhr gleichsam in den Himmel; so herrlich offenbarte er sich in seinen freien Regungen. Auch jetzt vergißt man wieder die große Wahrheit, daß der Deutsche nicht Franzose ist, daß der Deutsche etwas ganz anderes bedarf als der Franzose! Und so möge denn wieder ein Lessing erstehen, der den Deutschen zeige, was deutsch ist, nicht etwa um altem Rumpelwerke neuen Firnis zu geben, um in dem jetzigen Deutschland das alte wiederherzustellen, wie es war zu den Zeiten des guten Kaisers Rudolf, sondern nur um dem deutschen Genius wahrhaftig! schimpfliche Fesseln zu lösen, daß er sich auf seine Weise im Staatenwesen zu zeigen und seine eigenen Erzeugnisse zu gebären vermöge! Mögen glücklichere Geister ermuntert werden, noch heller ans Licht zu stellen, daß es ein deutsches Element gebe, welches, nicht gallisch, besser imstande ist, deutsche Völker zu beglücken und das eitle Träumen der Deutschen in das französische Wesen hinein so am besten zu zerstreuen.“ Wie sich aus diesen Auslassungen ergiebt, war Philippson ein Deutscher ganz und gar, ein deutscher Jude, voll Patriotismus, voll inniger und liebevoller Hingebung an das

deutsche Wesen, was zu beobachten wir noch öfter Gelegenheit haben werden.

Mit deutschem Fleiße pflegte er die klassische Philologie sowie die Philosophie und fand auf diesen Gebieten auch die Naturwissenschaften wieder, zumal die Anatomie und Medizin, für die ihm schon auf dem Gymnasium sein Bruder, der Arzt, Geschmack eingeflößt hatte. Hieraus erfloß seine in lateinischer Sprache abgefaßte philologisch-naturwissenschaftliche Arbeit: „Vergleichung zwischen den Ansichten des Plato und des Aristoteles über die inneren Organe des menschlichen Körpers“,[1]) welche er im Januar 1831 dem Verleger F. A. List übergab und welche dann in der „Lehre der alten Philosophen über die Sinne,“ mit dem Fragment des Theophrast „Über den Sinn und die sinnlichen Gegenstände“[2]) in demselben Jahre ihren Abschluß fand. Diese Schrift, welche den Gesamttitel Ὕλη ἀνθρωπίνη führt,[3]) ist unstreitig die bedeutendste aus seiner Jugendzeit und wird noch jetzt von Philologen und Geschichtsschreibern der Medizin geschätzt und häufig benutzt. Mit Vergnügen erinnerte sich Philippson eines Zwischenfalls, der mit dieser Schrift in Zusammenhang steht. Als er an der Ὕλη ἀνθρωπίνη arbeitete, glaubte er in einigen Sätzen Platos im „Timäus“ über die Anziehungskraft gleichartiger Stoffteile bedeutsame Anklänge an die Newtonsche Lehre zu finden. Er wollte sich für seine desfallsige Darstellung die Autorität eines Fachgelehrten verschaffen und ging deshalb mit den betreffenden Stellen zu Paul Ermann, dem ersten Professor der Physik an der Berliner Universität. Als er ihm die Auslassungen Platos vorgelegt, meinte er, darüber könne man sich so augenblicklich nicht entscheiden; er würde ihm nach einiger Zeit seine Meinung mitteilen. Dann holte er aus einem Schranke ein Quartheft hervor, das er ihm mit den Worten übergab: „Ich habe

---

[1]) De internorum humani corporis partium cognitione Aristotelis cum Platonis sententiis comparata. Berolini, F. A. List. 1831.

[2]) Philosophorum veterum usque ad Theophrastum doctrina de sensu. Theophrasti de sensu et sensilibus fragmentum historicum philosophicum. Cum textu denuo recognito prima convers. latina et comment.

[3]) Berolini, F. A. List, 1831.

hier in den Memoiren der Akademie eine Abhandlung veröffentlicht, die ich Sie bitte durchzulesen und mir Ihre Ansicht darüber mitzuteilen, da ich sehe, daß Sie auf diesem Felde gut Bescheid wissen.“ „Man kann sich denken,“ erzählt Philippson, „in welcher freudigen Erregung ich den hochverehrten Mann verließ, daß er von mir ein Urteil über eine Abhandlung in den Memoiren der Akademie fordere. Ich machte mich eifrig darüber her. Den Gegenstand bildete eine Stelle in den Problemen des Aristoteles, in welcher gesagt wurde, daß es in Pontus ein Metall gebe, ‘keltisches Zinn’ genannt, das so leicht schmelzbar sei, daß es in eben gefrierendes Wasser getaucht, schmelze. Ermann meinte nun, daß es von vornherein nicht unmöglich sei, denn da beim Gefrieren latente Wärme frei werde, so könnte ein ganz feines Gemisch wie das Newtonsche oder Rosensche immerhin etwas Schmelzung erfahren. Er hatte auch die Bemerkung gemacht, daß die Stelle bei Aristoteles die einzige wäre aus dem Altertume, in welcher dieser Sache Erwähnung geschehen. Dies fiel mir beim Lesen auf, und ich erinnerte mich bald, doch anderweitig darüber gelesen zu haben. Ich suchte nach und fand zwei Stellen, die eine bei Plutarch „Über die erste Kälte“; der anderen erinnere ich mich jetzt nicht mehr. Aber noch mehr, aus diesen Stellen ging hervor, daß die Worte bei Aristoteles inkorrekt seien, und ein ‘man sagt’ an eine falsche Stelle gekommen war. Alsbald nahm ich die betreffenden Bücher, ging zu Professor Ermann und zeigte ihm die von mir gefundenen Stellen. Er ward davon sehr erregt und rief seinen Sohn, der damals gerade von seiner bekannten Nordpolfahrt zurückgekommen war, herbei, und sprach: ‘Siehst du, wenn man nicht alles gelesen hat, muß man auch nicht darüber schreiben.’ Er dankte mir herzlich, verhieß die Sache der Akademie vorzutragen und mich dabei lobend zu nennen — ob dies wirklich geschehen, weiß ich nicht — und versicherte, daß es ihm Vergnügen machen würde, mir einmal dienen zu können.“[1])

Die Schrift “Ὕλη ἀνθρωπίνη sollte eigentlich nun eine Vor-

studie für ein größeres philologisch-medizinisches Werk „Die Diätetik der Alten“ sein. Zur Bearbeitung eines so schwierigen Themas bewog ihn die Wahrnehmung, daß „die Neueren ihre Diät noch nicht so verfeinert haben, um nicht hierin von den Alten noch viel lernen zu können, und daß die Aufklärung auf diesem Gebiete hinsichtlich der Alten noch nicht so weit gediehen als würdig und notwendig ist.“ Den Plan zu der „Diätetik“ hatte er bereits im Dezember 1830 entworfen. Er wollte die ganze Lehre der Diät, wie sie die Alten ausgebildet und in ihren Monumenten zurückgelassen haben, vollständig darstellen und zwar nach chronologischer Folge der Schulen, dann aber auch aus den Grundsätzen jeder Schule die Lehren der Diät folgern, die sich auf die Krankheiten im allgemeinen und auf spezielle Fälle beziehen.

Eingehend beschäftigte sich Philippson mit dem Studium der griechischen Philosophen, ganz besonders mit Aristoteles. Er versuchte zum erstenmale eine Kritik der naturhistorischen Schriften des Peripatetikers zu liefern in der Abhandlung: „Aristoteles als Naturforscher, und hat er Einfluß auf die Medizin gehabt?“ Sie erschien in der Zeitschrift, welche sein Bruder Phöbus, der sich als praktischer Arzt in Magdeburg niedergelassen hatte, unter dem Titel „Podalirius, Beiträge zur Kritik der älteren und neueren Arzneikunde“[1]) herausgab. Eine andere Frucht seiner philosophischen Studien war eine Abhandlung, welche in der von Jeremias Heinemann in Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Jedidja“ veröffentlicht wurde.[2]) „Ich hatte mir,“ berichtet er selbst, „auf dem Grunde der aristotelischen Poetik, in Verbindung mit den damals sehr verbreiteten Ideen Creuzers, eine eigentümliche Ansicht gebildet von einer urmythologischen Phase des Menschengeistes, aus welcher einerseits das philosophische Denken, andererseits die spätere mythologische Gestaltung der antiken Religionen emporgesprossen sei. Ich suchte diese Ansicht auch in der heiligen Schrift — und fand sie natürlich darin. Auf dem Grunde einer ausführlichen philologischen

[1]) Magdeburg 1832, S. 46—138.
[2]) Jedidja, 8 Bd.

Beweisführung stellte ich diese Ansicht in einer Abhandlung dar: „Über das mythische vorhomerische Zeitalter und dessen Spuren in den Denkmälern des hebräischen Volkes.“ Diese, trotz der philologischen Gewandung rein spekulative Anschauung wurde durch die später erfolgte Entwickelung der vergleichenden Sprachwissenschaft teils beseitigt, teils bestätigt.[1]) Der Herausgeber der „Jedidja“ spielte ihm aber einen argen Streich. Er mußte fürchten, daß an dem Ausdruck „mythologisch“, der in ganz harmloser Weise angewendet wurde, Anstoß genommen werde, und verwandelte es den ganzen Aufsatz hindurch in „mystisch,“ wodurch die ganze Anschauung verworren ward. Der junge Autor war darüber sehr entrüstet, aber was half es ihm?

Sechstes Kapitel.

Philippsons fernere litterarische Arbeiten während der Studienzeit.

Groß ist die Zahl der bereits angeführten Schriften und Abhandlungen, welche der zwanzigjährige Studiosus geliefert hat; es ist unbegreiflich, geradezu staunenerregend, was er sonst bis zur Vollendung seiner Universitätsstudien alles studiert, geschrieben, veröffent-

Alsbald begann er seine Thätigkeit zum besten seiner Glaubensgenossen. Angeregt durch die in den Jahren 1830 und 1831 in Deutschland vorgekommenen ständischen Verhandlungen über die Emanzipation der Juden, welche mehrere Schriften für und gegen die Juden hervorgerufen hatten, sowie durch das mutige Auftreten Gabriel Riessers, dessen Zeitschrift „Der Jude“ mit dem Jahre 1832 zu erscheinen begann, veröffentlichte er im April 1832 unter dem Pseudonym Ludwig Schragge,[1]) den er auch später oft annahm, die Schrift: „Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im west- und oströmischen Reiche?“[2]) In dieser Schrift, auf die er zwei Jahre später auszugsweise zurückkam,[3]) stellte er chronologisch alle im Theodosianischen Codex zerstreut aufgenommenen Gesetzesnovellen der christlichen Kaiser zusammen, durch welche die einst das volle römische Bürgerrecht besitzenden Juden ihrer Freiheit allmählich wieder beraubt worden sind. Hierbei trat die überraschende Thatsache hervor, daß diese Beschränkungen ausschließlich aus religiösem Fanatismus hervorgegangen waren, da einige dieser Novellen geradezu aussprachen, daß die Juden diese Entziehung ihrer Rechte gar nicht verdient und durchaus nicht verschuldet hätten. Aus dieser historischen Thatsache zog er die logische Folge für den damaligen Stand der staatsrechtlichen Verhältnisse seiner Glaubensgenossen. „Die Weltgeschichte hat gerichtet!“ heißt es zum Schluß. „Nach so vielen Jahrhunderten klingt es wohlgefällig in unsere Ohren, wenn derselbe Mund, der die Verdammnis über uns ausspricht, sagen muß: ohne Berücksichtigung aller Verdienste, auch wenn sie die ehrenvolle Würde verdient haben. Denn diese Worte geben uns Zeugnis, daß weder Untüchtigkeit, noch Treulosigkeit von seiten unserer Ahnen schuld gewesen, wenn sie vor anderthalb Jahrtausenden unter den Pöbel verstoßen wurden!“ Die Schrift, welche

---

[1]) Schragge = שרגא Licht, wird gebraucht für den Namen אורי, zuweilen auch beide zusammen genommen אורי שרגא, wie der Name von Philippsons Großvater war.

[2]) Berlin, Fröhlich, 1832.

[3]) Israelitisches Predigt- und Schul-Magazin, 1. Bd., S. 397 ff.; 2. Ausgabe S. 426 ff.

dem Verfasser viele Arbeit gekostet hatte, fand großen Beifall; ein Kritiker in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" nannte sie geradezu die beste Schrift, welche zu Gunsten der Emanzipation erschienen sei.

Ehe noch diese Schrift die Presse verlassen hatte, veröffentlichte er im „Freimütigen"[1]) eine größere Dichtung „Der Traum", und eine Abhandlung über „Die gegenwärtige deutsche Poesie". Er widmete dem frühverstorbenen Friedrich Begemann, der in Halle Philologie studiert hatte, dem Verfasser des unvollendeten Epos „Blumen von der Saale", einen Nachruf, schrieb „Briefe über die Betrachtungsweise der heiligen Schrift vom ästhetischen Standpunkte" und begann sein Buch über Spinoza. Er wollte daran erinnern, daß am 24. November 1832 zweihundert Jahre seit der Geburt des Vaters der neueren Philosophie verflossen seien und zur Feier dieses Tages auffordern. Die damalige despotische Herrschaft des Hegelianismus in der Philosophie, der Haß der pietistischen Richtung gegen den großen Denker und das noch immer mangelhafte Verständnis seines Systems bewirkten eine allgemeine Gleichgültigkeit gegen ihn. Philippson, „der in seinen bisherigen litterarischen Arbeiten aus den Grenzen der philologischen Wissenschaften nach verschiedenen Richtungen hin nicht herausgetreten war," wie es in der Einleitung zu seiner Schrift heißt, wagte es, eine Rechtfertigung Spinozas dem deutschen Publikum zu bieten. Es war ihm weniger um eine Darstellung des Spinozismus als um eine Würdigung Spinozas und seines Charakters zu thun. Eine Skizze „Baruch Spinoza" veröffentlichte er in der „Sulamith"[2]) auf besondern Wunsch des Herausgebers dieser „Zeitschrift zur Beförderung der Kultur und Humanität unter den Israeliten", des Dr. David Fränkel in Dessau, der ihm am 20. August 1832 schrieb: „Der Gegenstand interessiert mich sehr. Im Grunde lebte Spinoza damals so, daß er in der jetzigen Zeit noch als ein guter Jude gelten würde, da er doch blieb was er war und das Gegenteil,

wie mich dünkt, nicht erwiesen ist, sodaß er zu den Juden gezählt werden kann. Die Lebensgeschichte Spinozas (sonderbar) von Moses Philippsohn in Hannover, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien und im Jahre 1808 oder 1809 von einer Leipziger Buchhandlung wieder aufgelegt wurde, kennen Sie doch gewiß.[1] Sie ist sehr gut. Der Streit Mendelssohns mit Jacobi über Lessings Spinozismus ist Ihnen doch gewiß auch bekannt und was jener — Mendelssohn — über den Juden Spinoza äußert. Doch was weiß Hr. Ludwig Philippson nicht, wenn es Gelehrsamkeit betrifft! Fahren Sie gütigst mit Beiträgen gegen Honorar fort."

Die Schrift „Benedictus Spinoza als Mensch in seinem Leben und Charakter dargestellt, als Rechtfertigung des Verkannten, als Aufforderung zur Feier des 24. November 1832" erschien Ende September 1832.[2] Eins der ersten Exemplare schickte er an seine Gönnerin Klara Bondi in Dresden, welche ihn schon am 11. Oktober durch einen Brief erfreute, in dem es heißt: „Haben Sie Dank, lieber Herr Philippson, recht vielen, recht herzlichen Dank für Ihren gemütvollen Brief, für den Genuß, welchen mir Ihre Gabe des Spinoza bereitete. Was Sie mir von und über sich mitteilten, habe ich mit innigem Interesse gelesen. Gott segne ferner Ihren Fleiß, er stärke Sie dazu und lasse denselben Sie an ein erwünschtes Ziel führen. Wie gern mag ich mir Ihre Zukunft recht hell und freundlich denken! Welch schönen Ersatz wird dann Ihre gute Mutter darin finden für eine trübe Vergangenheit." Die Schrift, welche mit einigen Änderungen 1861 wieder abgedruckt wurde,[3] hatte damals nicht den erhofften Erfolg;

[1] Moses Philippsohn, der mit dem gleichnamigen Vater Ludwig Philippsons nicht zu verwechseln ist, wie dies von J. Fürst, Bibliotheca Judaica III, 87, geschieht, und zu ihm in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse stand, war Buchhalter in Hannover und ein Freund Mos. Mendelssohns. M. Kayserling, Mos. Mendelssohn, 2. Aufl. (Leipzig 1888), S. 225 f. M. Philippsons Leben Spinozas erschien Braunschweig 1790.

[2] Leipzig, Leicht, 1832.

[3] Baruch Spinoza. Mit einem Facsimile. Jahrbuch für die Geschichte der Juden und des Judentums, II, S. 189—257.

sie war in ungeschickte buchhändlerische Hände und in eine politisch aufgeregte, zugleich durch eine schreckliche Seuche, die Cholera, heimgesuchte Zeit gefallen.

Auch diese Krankheit bot Philippson Stoff und Veranlassung zu litterarischer Produktion. Er begann eine Sammlung von Gesprächen und Erzählungen von Freunden, welche sich allabendlich versammelten und sich durch heitere Anregung des Geistes vor der Seuche schützen wollten. Der „dritte Brief" dieses Fragments enthält eine fingierte Rede, welche einer der Versammelten an die französische Deputiertenkammer richtete, um derselben zu beweisen, „daß der Deutsche nicht Franzose, dieser nicht jener ist, daß die Institutionen Frankreichs nicht Deutschlands, die Deutschlands nicht Frankreichs werden können." Dann fährt er fort: „Soll ich Deutschlands Genius, etwa meine Vergangenheit zu Hilfe rufen? Meine Wiege stand frei in den nordischen Wäldern, die ihrige neben Galliern und Römern. Mein Blut, meine Sprache ist rein und echt, die ihren sind gemischt aus verschiedenem Urquell. Als die Feudalordnung über Deutschland und Frankreich ihre verdunkelnden Schleier geworfen, hatte der Kaiser nur einen Gegner, den hohen Adel, ihr König zwei, den Adel und das Volk. Da verband sich derselbe listig mit dem Volke, um den Adel schwach und hilflos zu machen, und als es ihm gelungen war, stieß er das Volk von sich, zog den Adel um seinen Thron und schmückte ihn mit goldenen Ketten, mit silbernen Sternen und hohen Würden — aber das Volk stürzte er zu Boden. Ja, das waren hölzerne Pallisaden vor — einem Graben, und der König fiel hinein! . . . Und nun war Frankreich einem blutigen Kampfe der Parteien hingegeben und ist es noch jetzt: Republik, Kaiser und Restauration, Ludwig Philipp und Heinrich V., Casimir Perier, Lafayette und Odilon-Barrot. Deutschland unterlag ihren glorreichen Armeen, Deutschland befreite sich von dem Joche der Fremden! . . . Gut, ich lobe den Kampf, aber ich kann es nicht gutheißen, wenn man den Kampf erzielt, und nicht die neue Einheit, wenn die einzelnen Gewalten sich geltend machen, nicht um desto ungestörter wieder frisch in ihre zusammenhängenden Schranken treten zu können, sondern um

ich als Gewalten gelten zu lassen. Nein, der Staat ist keine Arena, wo Parteien sich blutig befehden, um ein vermeintliches Gleichgewicht zu erhalten; der Friede, das Leben ist das Gleichgewicht, das stille Kreisen des Lebensstromes ist es!“ Man sieht, wie früh Philippson die geschichtlichen Ereignisse von einem höhern Gesichtspunkte aus betrachtete.

Infolge der anstrengenden Arbeiten, zu denen er oft auch die Nächte zu Hilfe nahm, erkrankte er und zwar nicht unbedenklich. Seine heitere Stimmung hatte ihn verlassen zum großen Schmerze seiner Freunde, deren er in Berlin mehrere hatte. Zu seinen besten Jugend- und Universitätsfreunden gehörte der Mediziner Nathan Lippmann, der einzige Sohn Peter Lippmanns, eines der Gründer und Direktoren des israelitischen Waisenhauses in Posen. Es verging kein Tag ohne gegenseitige geistige Mitteilung. Lippmann hatte an Allem Interesse, was Philippson betraf und folgte mit Aufmerksamkeit seinen philologischen und theologischen Arbeiten. Alle Stunden der Erholung genossen sie gemeinsam, alle Sorgen trugen sie gemeinschaftlich, sie hatten beide zu kämpfen und halfen sich beide so gut sie konnten. Lippman starb als praktischer Arzt im dreiunddreißigsten Lebensjahre im März 1843; sein Bild hing lange Zeit über dem Schreibtische des ihn tief betrauernden Freundes. Zu seinen Studienfreunden gehörten ferner Dr. Beschütz, der als Sanitätsrat in Eisleben wohnte, ein junger Mediziner namens Wolff, ein gewisser Rosenkranz, Ferdinand Schmidt, der Jura studierte, und Caro, der hoffnungsvolle einzige Sohn eines jüdischen Lehrers in Posen, der in dem Aufstand der Polen fiel. Ferdinand Schmidt, der nach seinem Abgange von Berlin Assessor in Culm wurde, schrieb an Philippson den 13. Oktober 1832: „Etwas anderes in Ihrem lieben Briefe hat mich in Harnisch gebracht oder so was Ähnliches, nämlich daß ich daraus Sie schon unter den Vorkämpfern in den Bestrebungen der ersten Männer Ihres Berufes wirksam sehen muß, während ich mich noch auf den ersten Stadien der meinigen weiß und mich der Ausbildung dessen, was man vielleicht noch besser als Humanität nennen kann, fast gänzlich entrückt sehe. Doch wünsche ich Ihnen herzlich Glück, dazu habe ich noch Herz.

Wie ich aus den Zeitungen ersehe, haben Sie auch Ihren Entwurf, den Spinoza wieder zu restaurieren, ausgeführt und mit Glück. Ich lese es gern." Wie Schmidt in demselben Briefe mitteilt, lernte er zufällig einen jungen Herrn v. Knihurski, den „zuletzt einzigen Kameraden des armen Caro", kennen. Caro war an seiner Seite gefallen. Er und Knihurski blieben eine lange Zeit von dem Schicksal aller ihren Mitsoldaten, die zu ihrer Kanone gehörten und schon alle unter Kartätschen gefallen waren, verschont. Endlich tötete eine Kartätsche auch den armen Caro. Seine Kanone, bei der er als Unteroffizier befehligte, ist übrigens, wie mir Knihurski mit großer Freude erzählte, von diesem gerettet und nach Straßburg gebracht, von wo sie aber wahrscheinlich schon den Russen zurückgebracht sein wird."

Da Philippson trotz aller angewandten Mittel keine Besserung in seinem Zustande wahrnahm, ging er in den Ferien zu seiner Mutter, welche ihn aufs sorgfältigste pflegte, ohne daß das Übel wich. Er wurde so schwach, daß er sich kaum vom Stuhl erheben konnte, dabei war sein Geist frisch und thätig, sodaß er, da er ernste Studien vermeiden mußte, sich entschloß, ein Drama zu schreiben: „Robert Bruce, König von Schottland". Kaum wieder hergestellt, kehrte er nach Berlin zurück; hier vollendete er sein „Robert Bruce", ein fünfaktiges Trauerspiel, und sandte es an die königliche Theaterintendantur. Der unumschränkte Beherrscher des königlichen Schauspielhauses war damals der Hofrat Ernst Raupach, der mit der Schnellfertigkeit und Bühnenkenntnis eines Kotzebue, zugleich aber auch mit dessen poetischer Flachheit alle möglichen Dramen und Komödien lieferte, welche längst vergessen sind. Philippson machte ihm seine Aufwartung. Er nahm ihn höflich, aber sehr kühl auf und wollte das Manuskript noch gar nicht gelesen haben. Einige Tage darauf erhielt er sein Drama zurück mit einem Schreiben der Intendantur, welche ihn aufforderte, das nächste Kind seiner dramatischen Muse wieder einzureichen. Ein viertel Jahr später wurde im königlichen Schauspielhause ein neues Drama Ernst Raupachs aufgeführt: „Robert Bruce, König von Schottland!" Raupach hatte sich schnell des Gegenstandes der

Dichtung Philippsons bemächtigt und ihn wohl auch ausgenutzt.[1] L. v. Alvensleben in Leipzig machte Philippson später, den 26. November 1832, den Vorschlag, er werde das Trauerspiel drucken lassen, um es „als Manuskript“ an sämtliche Bühnen zu versenden. Darauf wollte er nicht eingehen; das von ihm verlangte Honorar fand aber Alvensleben zu hoch, und so blieb es ungedruckt.

Neben einem unbegrenzten Wissens- und Schaffensdrange, der ihn die heterogensten Studien und Arbeiten vereinigen ließ, bekundete sich bei Philippson frühzeitig ein gewisser praktischer Trieb. Er faßte den Plan, die vorhandenen Fragmente griechischer Philosophen zu sammeln und diese, sowie besonders den Demokrit herauszugeben. Für die „Fragmente“ hatte er bereits einen Verleger, Tauchnitz in Leipzig, gewonnen; über die Herausgabe und Bearbeitung des Demokrit hatte Karl Klemann, der Teilhaber an der Listschen Buchhandlung, „von kompetenten Männern die anerkennendsten Äußerungen vernommen.“ Dann kam er auf den Gedanken, eine systematisch geordnete Chrestomathie aus den griechischen Philosophen für die oberste Klasse der Gymnasien zu bearbeiten; das Studium der Philosophie und das der Sprache sollte dadurch gleichzeitig gefördert werden. Er legte den Plan dem damals im preußischen Unterrichtsministerum allmächtigen Johannes Schulze vor. Dieser versprach, die Sache in Erwägung zu ziehen, dabei verblieb es; eine Chrestomathie für die protestantischen und katholischen Gymnasien wollte er nicht von einem Juden bearbeiten lassen.

Dann trug er sich mit der Idee, ein „Institut für die philologische Wissenschaft“ ins Leben zu rufen. Für ein gewisses Abonnement sollte den Abonnenten jährlich eine Anzahl neuer philologischer Werke geliefert und die gesamte Einnahme nach Abzug der geringen Verwaltungskosten auf die Herstellung dieser Werke verwendet werden. Die Wahl der zum Drucke bestimmten Manuskripte hätte ein Komitee sachkundiger, namhafter Männer zu bestimmen. Alles war schon vorbereitet. Schleiermacher, Ideler u. a. hatten das Unternehmen freudig begrüßt. Ein junger, strebsamer

[1] A. Ztg. d. Jdts. 51, 479.

Buchhändler war bereit, die Sache zu betreiben und die ersten Auslagen zu bestreiten. Aber das Komitee! Philippson wandte sich an Karl Ritter, den berühmten Begründer der vergleichenden Erdkunde. „Das Unternehmen erschien ihm sehr achtungswert sowie für den gegenwärtigen litterarischen Zustand der Dinge sehr ersprießlich. Ich selbst aber für meine Person," fährt er dann in seinem Briefe fort, „finde mich leider ganz außer stande, so ehrenvoll und angenehm mir auch die Kollegienschaft wäre, an dem beabsichtigten Unternehmen teilzunehmen, da auf eine Reihe von Jahren meine litterarischen Arbeiten schon ganz bestimmt aufgehäuft sind, und selbst mehrere Jahre hindurch ich von hier längere Perioden auf Reisen abwesend sein werde, wodurch mir die Erfüllung solcher zu übernehmenden Pflichten unmöglich gemacht wird." Näher ging August Böckh, der bedeutendste und einflußreichste Philologe dieses Jahrhunderts, der Philippsons philologisches Wissen vollauf würdigte, auf die Sache ein. Da das Komitee nicht gebildet werden konnte, scheiterte das ganze Unternehmen.

In dieser Zeit wandte sich Philippson auch der liebgewonnenen Poesie wieder zu. Er vollendete im März 1833 ein einaktiges Lustspiel, „Der Termin", und faßte dann den kühnen Plan, Shakespeares Drama „Heinrich der Achte" in einem zweiten Teile fortzusetzen und darin das tragische Geschick der Anna Boleyn zu behandeln. Aus dieser Zeit datiert auch das Trauerspiel „Die Brüder von Anjou" in fünf Aufzügen, das sich „Robert Bruce" würdig anschließt. Diese Dramen befinden sich vollendet in schöner Reinschrift in seinem Nachlasse.

Unter den mannichfachen litterarischen Arbeiten, zu denen noch zwei lateinische Dissertationen, „Die Ansichten der Alten über den Wahnsinn" und „Über die Vierfüßler bei Aristoteles",[1] zu zählen sind, war das Ende der Universitätszeit gekommen. Der talentvolle, wissensreiche junge Mann wollte nunmehr ins praktische Leben treten.

Die erste Zeit öffentlicher Wirksamkeit.

Siebentes Kapitel.

Philippsons erste Trauungsrede. Magdeburg.

Die Aussichten Philippsons auf eine bestimmte Lebensstellung waren recht trübe. Neben seinen philologischen Studien hatte er das Ziel eines Seelsorgers und Predigers vor Augen. Wo aber ein solches Amt erlangen? Die regelmäßige deutsche Predigt war außer in dem neuen Tempel zu Hamburg und in der durch Mitglieder desselben während der Messen improvisierten Synagoge zu Leipzig nirgends eingeführt. Ein junger Mann, der wie Philippson für sich nichts hatte als einiges, in kleinen Kreisen anerkanntes litterarisches Verdienst, sah auf diesem Wege keiner Zukunft entgegen. Er hatte daran gedacht, sich als Dozent für Philologie zu habilitieren, aber als Jude war ihm auch die akademische Laufbahn unmöglich gemacht. Er beschloß daher, es einstweilen in Frankreich zu versuchen, wo schon damals mehrere junge Israeliten, wie sein Landsmann Ludwig Marcus, an Lyceen Anstellung gefunden hatten. Schon hatte er Beziehungen zu Paris angeknüpft; dort wohnte ein ihm befreundeter Mann, und so hoffte er zu einem Ziele, zu einer Stelle zu gelangen.

Nachdem er von der Jenaer Universität zum Doktor promoviert

worden, begab er sich vorderhand nach Magdeburg, wo sein ältester Bruder als praktischer Azt lebte und wohin auch seine Mutter und sein jüngerer Bruder, der nach abgelegter Maturitätsprüfung sich dem Kaufmannsstande widmete, übersiedelt waren; nach längerer Trennung wollte er einige Monate bei den Seinigen verweilen. Aber auch in dieser, der Erholung und der Aneignung der französischen Sprache gewidmeten Zeit beschäftigte er sich mit einigen ganz heterogenen Arbeiten. Da gerade der Kampf zwischen der Homöopathie und Allopathie heftig entbrannt war, so übersetzte er zwei kritische Abhandlungen Kurt Sprengels gegen die neue Heilmethode aus dem Lateinischen ins Deutsche, welche er, mit einer ausführlichen Einleitung versehen, veröffentlichte.[1] Auch verfaßte er ein satirisches Gedicht gegen die Homöopathie, welches in der antihomöopathischen Zeitschrift des Dr. Alexander Simon in Hamburg abgedruckt wurde, und ein Programm zu der Zeitschrift „Urda oder Gaben der Vergangenheit an die Gegenwart“.

Da trat plötzlich ein Ereignis ein, das, geringfügig an sich, eine Wendung in seinem ganzen Leben herbeigeführt, demselben eine ganz andere Richtung gegeben, das seine Zukunft in dauernder Form und reicher Entfaltung begründet hat. „In der kleinen Stadt Osterburg in der Altmark,“ erzählt Philippson selbst, „wollte eine Witwe die Hochzeit ihrer Tochter feiern. Da sie mit den Honoratioren des Städtchens und umwohnenden Gutsbesitzern in geschäftlicher und geselliger Verbindung stand und diese sehr neugierig waren, einer jüdischen Trauung, eine Seltenheit in dieser von wenigen Juden bewohnten Gegend, anzuwohnen, wünschte sie die Trauung in würdiger Weise vollzogen zu sehen. Sie ersuchte

sich deshalb an meinen Bruder. Dieser trug mir die Sache vor. Ich war nicht einverstanden damit; ich sei noch zu jung, wandte ich ein, hätte noch niemals gepredigt und getraut, wüßte deshalb nicht, ob es gut ablaufen werde, und für meine Laufbahn hätte es keinen Zweck. Aber mein Bruder ließ nicht nach, und meine Mutter verband ihre Vorstellungen mit den seinen. Ich sei vorbereitet genug, wandte er ein, und einmal müsse man doch anfangen; ich lernte doch auch das Leben in einer kleinen Stadt kennen und das wäre auch schon etwas, und endlich gab er mir zu bedenken, daß das gute Honorar in meinen Verhältnissen nicht ohne Wert sei. Da ich gewohnt war, den Ansichten meines Bruders Folge zu leisten, willigte ich ein!“ [1]) Die Trauung ging vortrefflich vorüber und die Trauungsrede machte auf die zahlreichen Zuhörer einen um so tiefern Eindruck, als die jüdische Predigt in der Muttersprache noch etwas neues war und deshalb mit dem ganzen Reize der Neugier zu wirken vermochte.

Philippson trug von dem Familienfeste noch einen andern, weit tiefern Eindruck davon: die Schwester der Braut, Julie Wolffstein, ein anmutiges, gebildetes und gemütreiches Mädchen, hatte sein jugendlich unverdorbenes Herz ganz für sich eingenommen. Der Widerstreit zwischen den neuen Gefühlen, die ihn bewegten, und dem noch immer festgehaltenen Plan der Übersiedelung nach Frankreich ist in einem Akrostichon auf die verschwägerten Familien „Wolffstein-Mendel-Frank ausgedrückt:

> Wohl ist es schwer, zu gehen und zu scheiden,
> Ob Fremdling auch, doch wohl begrüßt als Gast:
> Laut spricht der Gram, laut spricht das Leiden:
> „Findst jemals Du die Treu, die Du geliebt schon hast,
> So auf dem Rundball dieser Erde wieder?“
> Trüb' stehn die Bilder der Vergänglichkeit,
> Es stehn die Bilder dieser ew'gen Hyder
> Im dunkeln Schleier vor der Seele Leid —
> Nun doch geschieden muß es sein — auch heut!

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 51, 558 f.

Mit diesem Schmerze wechselt dann Gebet:
Es möcht' der Herr Euch seinen Segen spenden:
Nie mag der Sturm, der über Wüsten weht,
Der Pforte EURES Hauses sich zuwenden!
Es ströme über Euch der Freuden Strahl,
Lieblich und mild und freundlich allzumal!

Fernhin nach West zieht meines Lebens Welle,
Rasch über Berg und Flüsse wallt sie hin:
Auch in der Ferne doch wird schön und helle
Nie Euer Gedenken schwinden meinem Sinn —
Kömmt auch der Zeiten wechselnder Gewinn![1])

Der Neuvermählte, ein wohlhabender Kaufmann aus Wittstock, hatte die Trauungsrede drucken lassen,[2]) und der Magdeburger Geschäftsfreund, der den Prediger empfohlen hatte, erhielt von der Brautmutter als Zeichen dankbarer Anerkennung einige Exemplare derselben zugeschickt. Dieser brachte in voller Begeisterung die Predigt sofort zu dem Vorstande der jüdischen Gemeinde mit dem Ansuchen einiger Gemeindemitglieder, einen so trefflichen Redner an den bevorstehenden hohen Feiertagen in der Synagoge predigen zu lassen. Der Vorstand ging darauf ein, und der noch nicht zweiundzwanzigjährige Philippson, der sich nunmehr seiner Rednergabe bewußt war, nahm mit Freuden den Antrag an. Er predigte am ersten Neujahrstage, den 14. September 1833, und sprach nach einem, wie in jener Zeit üblich, als Introduktion vorangehenden, selbstverfaßten hebräischen Gebete, über den Text: „Halte ab deine Stimme vom Weinen und deine Augen von Thränen, denn deiner Mühsal kommt der Lohn, und deine Zukunft ist hoffnungsvoll“[3]) mit solchem Beifall, daß der Vorstand ihn beglückwünschte und der Aufforderung, am Versöhnungstage und am Hüttenfeste wieder eine

Predigt zu halten, die Worte hinzufügte: „Sie lassen wir nicht wieder fort.“

Sobald die Festtage vorüber waren, begannen die Verhandlungen der noch jungen, erst im Wachsen begriffenen Gemeinde.

Magdeburg, wo bis zum Jahre 1807 sich nur ein Jude niedergelassen hatte, zählte 1833 etwa hundert jüdische Familien, welche ihren Gottesdienst in herkömmlicher Weise in einem gemieteten Lokale abhielten. Die rabbinischen Funktionen versah gegen ein jährliches Gehalt von zweihundertundfunfzig Thaler der Rabbinatsverweser M. Salomon, der ein tüchtiger Talmudist, streng orthodox, dabei friedliebend und nicht wissensfeindlich war, wie der Preßburger Rabbiner Moses Sopher, mit dem er in Korrespondenz stand, vielmehr deutsche Bildung besaß und sich für die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der jüdischen Litteratur lebhaft interessierte.

Philippson wurde einstimmig als Prediger der Gemeinde und als Dirigent der neuzuerrichtenden Religionsschule anfangs November gewählt. Bevor er jedoch in sein Amt eingeführt und die Religionsschule eröffnet werden konnte, mußte er als Ausländer das preußische Bürgerrecht und die Bestätigung der Regierung erhalten; darüber vergingen mehrere Monate.

Noch im November 1833 begann er einen Cyklus von Vorlesungen über „die fortschreitende Entwickelung der Menschheit“, einen Grundsatz, welchen er, gestützt auf Herder und Hegel, schon als Student als das wahre Gesetz der Geschichte erkannt hatte und dem er stets treu anhing. Die Vorlesungen erfreuten sich großen Beifalls und wurden auch von dem damaligen Oberpräsidenten von Sachsen, von dem Propst Zerrenner, dem bekannten pädagogischen Schriftsteller, u. a. besucht.

Da trieb es ihn, der im geheimen von ihm Geliebten ein Lebenszeichen von sich zu geben. Er schmeichelte sich, daß „die Erinnerung an seine Wenigkeit ihr noch nicht ganz entschwunden sei“ und „daß ihr daher einige kleine Nachrichten über ihn nicht ganz ohne Interesse seien.“ Am 24. November 1833 schrieb er dem „hochgeehrten, wertgeschätzten Fräulein Julie Wolffstein“: . . . „Sie wissen, daß meine Ab- und Aussichten nach Frankreich gingen.

Allein der dringende Wunsch meiner Mutter, meines Bruders und meiner gesamten Familie bewog mich endlich, diese fürs erste in den Hintergrund treten zu lassen, und eine günstige Stellung anzunehmen, die sich mir hier darbietet. Die Ältesten der hiesigen Gemeinde forderten mich auf, zum Neujahrsfeste allhier in der Synagoge zu predigen. Und es gelang mir, so eindringend zu aller Herzen zu sprechen, daß ich nicht allein den Versöhnungstag abends und morgens und am Schemini Azerethfeste wiederholt predigen mußte, sondern daß auch die Gemeinde *einstimmig* darauf verlangte, mich als Prediger und Dirigent einer Gemeinde-Religionsschule anzustellen. Diese Stelle ist an und für sich sehr ansehnlich und wird durch meine anderweitigen Arbeiten sehr beträchtlich werden. So halte ich diesen Winter vor einem Kreise Gebildeter, sowohl Juden als Christen, öffentliche Vorlesungen über geschichtliche Gegenstände, zu denen mir der Magistrat ein öffentliches Lokal angewiesen und die für mich, wie für einen wohltätigen Zweck, den ich damit verbinde, belohnend sind. Zugleich traf der Ruf ein, von Ostern an abwechselnd mit dem Dr. Auerbach im Hamburger Tempel in Leipzig während der Messen das Predigtamt zu versehen, von welchem es jedoch noch zweifelhaft ist, ob ich es werde annehmen können. Alles dies, und die Anerkennung, die ich fand, bewog mich, die Stelle, von Neujahr an, anzunehmen."

Achtes Kapitel.

Philippson, Prediger in Magdeburg. Israelitisches Predigt- und Schul-Magazin

„Als ich noch in deinen hellen Lauben
Wandelte, du alte Griechenwelt,
Und ich noch von deinen gold'nen Trauben
Kostete auf deinem Blütenfeld —
Herrliche, versunkene Natur,
Warum mußt' ich deiner Grenz' entfliehen,
Und heraus aus deiner Friedensflur
Zu den Ländern der Verwirrung ziehen?
Sagen würd' ich: fließe Sehnsuchtszähre!
Wenn die Zähre heimisch wär' in dir,
Aber nein! Dein heitrer Geist bewähre
Seine Kraft auch heute noch in mir.
Flieh hinweg des Sturmes Geisterschar,
Herrschend üb'rall in der Welt Gebieten,
Daß sein Bild mir werde offenbar,
Frei, lebendig, einst aus starrem Brüten![1])

Am 27. Dezember 1833 erhielt er sein Anstellungsdekret und am 1. Februar 1834 hielt er seine Antrittspredigt „Über das Heil Israels", in der er mit dem ihm eigenen Takte des Rabbinatsverwesers, „tief an Gelehrsamkeit in göttlicher Weisheit, unermüdet im Erforschen derselben", anerkennend gedachte, und der auch der berühmte Kanzelredner Bischof Dräseke beiwohnte.[2]) Tags darauf wurde die Religionsschule nach erhaltener staatlicher Genehmigung in Gegenwart der Mehrzahl der Gemeindemitglieder mit einer Ansprache des Rabbiners Salomon und einer Rede Philippsons[3]) feierlich eröffnet.

Philippson war ein wahrer Freund der israelitischen Jugend. Schon in dem von ihm verfaßten und von den Ältesten der Magdeburger Gemeinde an ihre Mitglieder erlassenen Cirkular spricht er sich darüber aus: „Eine Gemeinde bedarf für ihre Jugend eines Freundes — dies ist der Titel des Lehrers der Religion — eines Freundes, der durch seine sonstige geisti... und

[1]) M. Philippson, a. a. O. XXXVI.

[2]) Die Antrittspredigt zum S. Jethr... Magazin, I, 77—84.

[3]) Rede zur Einweihung der Ge... Das. I, 86—91.

atechismus aus, der in gedrängter Kürze ein klares, prägnantes
ild der Religionslehre bietet und der dann als „Kleiner Katechis-
us der israelitischen Religion"[1]) im Druck erschien. „Kürze, aber
chärfe der Bezeichnung, strenges Hervortreten des Charakteristischen
ıserer Religion und dann die Durchdringung des Offenbarungs-
:griffes durch alle Teile, ein Moment, der in den meisten Lehr-
ichern sehr schwach gehalten wurde", waren das Ziel, das er sich
ı dem Katechismus gesetzt hatte. Hieran schloß sich für die obere
lasse der Religionsschule der „Kleine Katechismus der Geschichte
sraels, der Bibelkunde, der Landeskunde des alten Palästina und
:r jüdischen Liturgik."[2])

Voll Liebe und Begeisterung lebte er seinem Berufe als
Prediger. Er zuerst in Preußen ordnete regelmäßige Predigten
n — Saalschütz, sein älterer Zeitgenosse, begann seine Thätigkeit
ls Prediger der Königsberger Gemeinde erst zwei Jahre später —
nd war der erste, der der jüdischen Predigt und dem jüdischen
Schulwesen ein eigenes Organ schaffte. „Um aber auch für das
llgemeine Judentum, dem ich mein Leben gewidmet habe, zu
oirken", heißt es in einem Briefe an Julie Wolfffstein, „gebe ich
on Januar 1834 ein „Israelitisches Predigt- und Schul-Magazin"
eraus, das bestimmt ist, Bildung jeglicher Beziehung in den
Israeliten immer mehr zu erwecken und zu läutern. Ich nehme
ıir die Ehre, auch Ihnen ein Exemplar des ersten Heftes zu über-
enden, und würde dasselbe Sie interssieren, so würde ich nicht ver-
ehlen, Ihnen die folgenden Hefte regelmäßig verabfolgen zu lassen.

Das „Israelitische Predigt- und Schul-Magazin", das von
.834 bis 1836 in Monatsheften erschien,[3]) war der erste Versuch,
en Philippson machte, um „seinen Glaubensgenossen in Wort,
Schrift und That nützlich zu sein". Das „Magazin", die erste
egelmäßig erscheinende jüdische Monatsschrift, hatte eine religiöse,
nehr allgemeine, wissenschaftliche Tendenz; es sollte kräftiges Leben

[1]) Leipzig, Baumgärtner, 1843; 2. Aufl. das. 1858.

[2]) Leipzig, Baumgärtner, 1844.

[3]) Das „Magazin" erschien in Magdeburg im Selbstverlage; 12 Hefte
nachten einen Band aus.

schichte für Israel"[1]) und „Die Erfahrung Israels"[2]) auf; letztere
ließt mit den schönen, noch heute beherzigenswerten Worten:
Der israelitischen Geschichte entfließen zwei Erfahrungen, die nicht
ıt genug sprechen können: von der innern Freiheit des Menschen-
istes in allen Lagen, und von der Bösartigkeit jedes partiellen,
ht die allgemeine Menschheit und allgemeine Wahrheit betreffenden
natismus, Enthusiasmus, oder wie es genannt sei. Würden die
ölker diese beiden Erfahrungen, die so lebendig aus unserer
schichte fließen, weil sie nicht dem Charakter einer kurzen Periode,
ndern der Beschaffenheit und Färbung von Jahrtausenden ent-
mmen, würden sie, sage ich, diese beiden Erfahrungen festhalten
d als Leitfäden in den zu beschreitenden Bahnen annehmen: wohl
nn der Menschheit, die größten Quellen des Völkerunglücks
ırden verstopft sein, und die Blutströme, welche über die Erde
eßen, würden wenige werden." Seine „Philonianischen Studien"
rden uns später beschäftigen.

Der Mitarbeiter am „Magazin" waren nur wenige. Außer
höbus, der den Bruder in seinen litterarischen Bestrebungen freudig
ıterstützte und der den Aufsatz „Die Vertreibung der Juden aus
panien und Portugal", ein historisches Thema, das damals noch
st ganz unbebaut war, für die Monatsschrift bearbeitete,[3]) lieferte
meist homiletische Beiträge Bernhard Beer in Dresden, ein
erwandter der Klara Bondi, der mit aufopfernder Hingebung
ırch Wort und Schrift für die Gleichstellung seiner Glaubens-
nossen und ihre soziale Hebung wirkte und eine reiche
terarische Thätigkeit entfaltete. Diesem „eifrig wie uneigen-
ützig strebenden Freunde", mit dem er bis zu dessen am
Juli 1861 erfolgten Tode innig befreundet war, widmete er
n zweiten Band des „Magazins". Ein anderer Mitarbeiter,
m dem einige Predigten, auch eine „Probe einer neuen Über-
tzung des Hiob" erschien,[4]) war der pädagogische Schriftsteller

[1]) Magazin I, 242 ff.; 2. Aufl. 382.
[2]) Das. II, 166 ff.; 2. Aufl. 396.
[3]) Das. I, 115 ff., 373 ff.; 2. Aufl. 448 ff.
[4]) Das. III, 160 ff.

M. Büdinger, Direktor des Casseler Lehrer-Seminars, dem der Arzt und Philosoph S. L. Steinheim in einer schönen Biographie ein Denkmal gesetzt hat.[1])

Das „Magazin" fand Beifall selbst in streng konservativen Kreisen. Dr. N. Adler, damals Landrabbiner in Hannover, würdigte in einem Briefe vom 10. März 1835 die Arbeiten Philippsons und „wünschte ihm zu dem schönen Fortschreiten des 'Magazins' viel Glück".[2]) Es erfreute sich weiter Verbreitung, sodaß im Jahre 1854 eine zweite, teils vermehrte, teils verminderte Ausgabe in einem Bande, die Predigten und die meisten Abhandlungen Philippsons enthaltend, davon erschien.[3])

Während der Herausgabe des „Magazins", anderthalb Jahre nach dem Antritte seines Amtes, führte er seine Braut heim. Wie glücklich fühlte er sich in ihrem Besitze! Und wie wurde er von ihr geliebt und verehrt! In einem der wenigen uns erhaltenen Briefe an ihren Schwager Phöbus heißt es: „Du solltest nur sehen, wie sich der Mann anstrengt; vom Morgen bis zum Abend arbeitet er unermüdlich. Er opfert seine Gesundheit dem Wohle des Judentums. Gott schütze ihn und erhalte uns den Teueren, Herrlichen. O Phöbus, was ist mein Ludwig für ein Wesen! Abgesehen von der Größe seines Geistes, durch den er das Dunkel erhellt und die Menschen beglückt, wie liebenswürdig ist er im Kreise seiner Familie, welch ein Gatte, welch ein Sohn, welch ein Bruder!" Nur wenige Jahre war es ihm beschieden, mit der von ihm so heiß geliebten Frau vereint zu leben. Wie innig er seine Julie liebte, drückt sich in den Versen aus, welche er ihrem Andenken widmete:

Wie wir uns liebten! —
Dich hatt' ich mir durchs starke Wort gewonnen,

---

[1]) Moses Mardochai Büdinger. Lebensbeschreibung eines israelitischen

Katechismus aus, der in gedrängter Kürze ein klares, prägnantes Bild der Religionslehre bietet und der dann als „Kleiner Katechismus der israelitischen Religion“[1]) im Druck erschien. „Kürze, aber Schärfe der Bezeichnung, strenges Hervortreten des Charakteristischen unserer Religion und dann die Durchdringung des Offenbarungsbegriffes durch alle Teile, ein Moment, der in den meisten Lehrbüchern sehr schwach gehalten wurde“, waren das Ziel, das er sich in dem Katechismus gesetzt hatte. Hieran schloß sich für die obere Klasse der Religionsschule der „Kleine Katechismus der Geschichte Israels, der Bibelkunde, der Landeskunde des alten Palästina und der jüdischen Liturgik.“[2])

Voll Liebe und Begeisterung lebte er seinem Berufe als Prediger. Er zuerst in Preußen ordnete regelmäßige Predigten an — Saalschütz, sein älterer Zeitgenosse, begann seine Thätigkeit als Prediger der Königsberger Gemeinde erst zwei Jahre später — und war der erste, der der jüdischen Predigt und dem jüdischen Schulwesen ein eigenes Organ schaffte. „Um aber auch für das allgemeine Judentum, dem ich mein Leben gewidmet habe, zu wirken“, heißt es in einem Briefe an Julie Wolfsstein, „gebe ich von Januar 1834 ein „Israelitisches Predigt- und Schul-Magazin“ heraus, das bestimmt ist, Bildung jeglicher Beziehung in den Israeliten immer mehr zu erwecken und zu läutern. Ich nehme mir die Ehre, auch Ihnen ein Exemplar des ersten Heftes zu übersenden, und würde dasselbe Sie interssieren, so würde ich nicht verfehlen, Ihnen die folgenden Hefte regelmäßig verabfolgen zu lassen.

Das „Israelitische Predigt- und Schul-Magazin“, das von 1834 bis 1836 in Monatsheften erschien,[3]) war der erste Versuch, den Philippson machte, um „seinen Glaubensgenossen in Wort, Schrift und That nützlich zu sein“. Das „Magazin“, die erste regelmäßig erscheinende jüdische Monatsschrift, hatte eine religiöse, mehr allgemeine, wissenschaftliche Tendenz; es sollte kräftiges Leben

[1]) Leipzig, Baumgärtner, 1843; 2. Aufl. das. 1858.

[2]) Leipzig, Baumgärtner, 1844.

[3]) Das „Magazin“ erschien in Magdeburg im Selbstverlage; 12 Hefte machten einen Band aus.

und wahrhafte Aufklärung in Israel erwecken, das religiöse, historische und nationale Interesse der Juden anregen, und Verbesserung sowie Veredelung des Schulwesens, besonders des Religionsunterrichtes, fördern. Dieser Tendenz entsprechend, bestand der Inhalt aus Predigten, aus Abhandlungen über die israelitische Religion, so „Über die fortschreitende Entwickelung des Gottesbegriffs in den heiligen Schriften“,[1]) eine „Mustererklärung des 104. Psalms“,[2]) ferner Aufsätze über Schul- und Unterrichtswesen, über Konfirmationsunterricht,[3]) über „den ersten Unterricht im Talmud“[4]) u. a. Da aber „die israelitische Religion und die jüdischen Verhältnisse“ ihre Begründung und Befestigung nur durch die Vergangenheit erhalten, wurden auch in dem je vierten Hefte Abhandlungen über die jüdische Geschichte und Litteratur gegeben. Auch an kleinen belletristischen Arbeiten, Novellen und Poesien, an Kritiken, Auszügen aus neuen litterarischen Erscheinungen, Notizen und Mitteilungen aus der Gegenwart fehlte es nicht.

Die im „Magazin“ enthaltenen verschiedenen Predigten und Abhandlungen haben größtenteils Philippson selbst zum Verfasser. Zu den größeren und bedeutenderen gehört „Über die Philosophie des Maimonides“.[5]) Er führt darin den Nachweis, wie Maimuni in der „Acht Abschnitte“ betitelten Einleitung zu seinem theologisch-philosophischen System dem Aristoteles folgt und nur da von ihm abweicht, wo er das Gebiet der Gotteslehre betritt. Diese Abhandlung, eine Frucht seiner früher eifrig betriebenen Aristotelischen Studien, in der er zu gleichen Resultaten wie der französische Philosoph Victor Cousin gelangt, blieb insofern unvollendet, als er die Logik und den „More“ Maimunis nicht, wie er beabsichtigte, in gleicher Weise bearbeitete. Mit damals neuen Ideen trat er in seinen Vorlesungen „Über den moralischen Wert der israelitischen

---

[1]) Magazin II, 392 ff., 425 ff.; III, 180 ff., 312 ff., 380 ff.

[2]) [illegible]

Geschichte für Israel"[1]) und „Die Erfahrung Israels"[2]) auf; letztere schließt mit den schönen, noch heute beherzigenswerten Worten: „Der israelitischen Geschichte entfließen zwei Erfahrungen, die nicht laut genug sprechen können: von der innern Freiheit des Menschengeistes in allen Lagen, und von der Bösartigkeit jedes partiellen, nicht die allgemeine Menschheit und allgemeine Wahrheit betreffenden Fanatismus, Enthusiasmus, oder wie es genannt sei. Würden die Völker diese beiden Erfahrungen, die so lebendig aus unserer Geschichte fließen, weil sie nicht dem Charakter einer kurzen Periode, sondern der Beschaffenheit und Färbung von Jahrtausenden entstammen, würden sie, sage ich, diese beiden Erfahrungen festhalten und als Leitfäden in den zu beschreitenden Bahnen annehmen: wohl dann der Menschheit, die größten Quellen des Völkerunglücks würden verstopft sein, und die Blutströme, welche über die Erde fließen, würden wenige werden." Seine „Philonianischen Studien" werden uns später beschäftigen.

Der Mitarbeiter am „Magazin" waren nur wenige. Außer Phöbus, der den Bruder in seinen litterarischen Bestrebungen freudig unterstützte und der den Aufsatz „Die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal", ein historisches Thema, das damals noch fast ganz unbebaut war, für die Monatsschrift bearbeitete,[3]) lieferte zumeist homiletische Beiträge Bernhard Beer in Dresden, ein Verwandter der Klara Bondi, der mit aufopfernder Hingebung durch Wort und Schrift für die Gleichstellung seiner Glaubensgenossen und ihre soziale Hebung wirkte und eine reiche litterarische Thätigkeit entfaltete. Diesem „eifrig wie uneigennützig strebenden Freunde", mit dem er bis zu dessen am 1. Juli 1861 erfolgten Tode innig befreundet war, widmete er den zweiten Band des „Magazins". Ein anderer Mitarbeiter, von dem einige Predigten, auch eine „Probe einer neuen Übersetzung des Hiob" erschien,[4]) war der pädagogische Schriftsteller

---

[1]) Magazin I, 242 ff.; 2. Aufl. 382.

[2]) Das. II, 166 ff.; 2. Aufl. 396.

[3]) Das. I, 115 ff., 373 ff.; 2. Aufl. 448 ff.

[4]) Das. III, 160 ff.

M. Büdinger, Direktor des Casseler Lehrer-Seminars, dem der Arzt und Philosoph S. L. Steinheim in einer schönen Biographie ein Denkmal gesetzt hat.[1])

Das „Magazin“ fand Beifall selbst in streng konservativen Kreisen. Dr. N. Adler, damals Landrabbiner in Hannover, würdigte in einem Briefe vom 10. März 1835 die Arbeiten Philippsons und „wünschte ihm zu dem schönen Fortschreiten des ‘Magazins’ viel Glück“.[2]) Es erfreute sich weiter Verbreitung, sodaß im Jahre 1854 eine zweite, teils vermehrte, teils verminderte Ausgabe in einem Bande, die Predigten und die meisten Abhandlungen Philippsons enthaltend, davon erschien.[3])

Während der Herausgabe des „Magazins“, anderthalb Jahre nach dem Antritte seines Amtes, führte er seine Braut heim. Wie glücklich fühlte er sich in ihrem Besitze! Und wie wurde er von ihr geliebt und verehrt! In einem der wenigen uns erhaltenen Briefe an ihren Schwager Phöbus heißt es: „Du solltest nur sehen, wie sich der Mann anstrengt; vom Morgen bis zum Abend arbeitet er unermüdlich. Er opfert seine Gesundheit dem Wohle des Judentums. Gott schütze ihn und erhalte uns den Teueren, Herrlichen. O Phöbus, was ist mein Ludwig für ein Wesen! Abgesehen von der Größe seines Geistes, durch den er das Dunkel erhellt und die Menschen beglückt, wie liebenswürdig ist er im Kreise seiner Familie, welch ein Gatte, welch ein Sohn, welch ein Bruder!“ Nur wenige Jahre war es ihm beschieden, mit der von ihm so heiß geliebten Frau vereint zu leben. Wie innig er seine Julie liebte, drückt sich in den Versen aus, welche er ihrem Andenken widmete:

Wie wir uns liebten! —
Dich hatt' ich mir durchs starke Wort gewonnen,

---

[1]) Moses Mardochai Büdinger. Lebensbeschreibung eines israelitischen

Das auf die Lippen mir der Herr gelegt:
Durchs stärk're Wort des Herrn ist es zerronnen,
Das süße Glück, das unser Herz bewegt' —
Die wir so selig in die Zukunft schauten,
Auf viele Jahre stillen Friedens bauten:
Es hat zur Täuschung alles sich gewandt —
Die Hütte sank vor'm Sturm, der wutentbrannt!

Nach dreijährigem Bestande mußte er die Herausgabe des „Magazins" einstellen. Sein Amt sowie die im April 1834 von ihm eröffnete und nach seiner Verheiratung erweiterte, stark besuchte Erziehungsanstalt nahmen ihn so in Anspruch, daß er die Monatsschrift nicht mehr regelmäßig erscheinen lassen konnte; eine Zeitschrift aber, welche nicht zur rechten Zeit erscheint, hatte seiner Ansicht nach, „das Ansehen eines überflüssigen und plündernden Marodeurs". Er beabsichtigte, das „Magazin" in stärkeren Heften, aber zwanglos in Bezug auf die Zeit, in neuer Form fortzusetzen.

Neuntes Kapitel.

Die Allgemeine Zeitung des Judentums.

„Etwas Wichtiges habe ich Dir zu melden", schreibt Philippson den 4. März 1837 an seinen nach Klötze in der Altmark übersiedelten Bruder Phöbus, „ich habe den Plan gefaßt, eine „Allgemeine Zeitung für das Judentum in religiöser, politischer, litterarischer, linguistischer und historischer Beziehung als Organ und Centralblatt des Judentums" herauszugeben. Ich lasse Dir von Julius etwas spezieller den Plan abschreiben. Ich habe das Ding energisch angegriffen und schon von zwei Buchhändlern bejahende Antwort. Ich werde mich mit Baumgärtner in Leipzig darüber einigen. Vielleicht reise ich Ende dieser Woche auf einen Tag nach Leipzig. Wie gern hätte ich Deinen Rat hierbei benützt; allein die leidige Entfernung, und dann ist alles sehr rasch gegangen. Vorläufig ist bestimmt, daß die Zeitung in Groß-Quart wöchentlich zweimal

erscheinen soll. Deine Herkunft zu Purim ist mir deshalb doppelt lieb, da sich vieles dann besprechen läßt. Du mußt wacker mitarbeiten. Ich habe dieser Tage auch von Cotta in Stuttgart den Antrag bekommen, von Zeit zu Zeit summarische Berichte über den Stand jüdischer Angelegenheiten für die „Allgemeine Zeitung" einzusenden; gewiß ein höchst wichtiger Antrag."

Philippsons raschem Blicke war es nicht entgangen, daß die vorhandenen älteren Zeitschriften, die „Sulamith" und „Jedidja", sich überlebt hatten, daß weder die in zwanglosen Heften, langsam erscheinende „Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie" von Abraham Geiger, noch der jüdische Teil der damals aufgekommenen, auch bald wieder eingegangenen „Universal-Kirchenzeitung" unter der Redaktion des Dr. Höninghaus, „Ritter des päpstlichen Ordens vom goldenen Sporn", den Bedürfnissen entsprach und der schnellen Zeitentwickelung in die Hand arbeitete. Er faßte daher die damals kühne und weittragende Idee, für die gesamte Judenheit deutscher Zunge durch Gründung einer „Allgemeinen Zeitung des Judentums" ein geistiges Bindemittel zu schaffen, und entwarf den Plan zu einem Organ, das auf allen Gebieten der jüdischen Lebensentwickelung die öffentliche Teilnahme beanspruchen konnte, das die örtlichen und allgemeinen Zustände, Angriffe und Abwehr, Fort- und Rückschritt, kurz alles was das Judentum bald thätig, bald leidend anging, in die Öffentlichkeit brachte, mit so richtigem Takt und so sicherer Anschauung, daß die Zeitung sofort einen Anklang fand, wie kein früheres, litterarisches Unternehmen eines Juden.[1])

Er hatte sich über den Verlag mit der renommierten Baumgärtnerschen Buchhandlung rasch geeinigt und am 15. März 1837 den Kontrakt abgeschlossen. Sechs Wochen später, den 2. Mai, erschien die erste Nummer als „unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse in Betreff von Politik, Religion, Litteratur, Geschichte, Sprachkunde und Belletristik." „Als wir uns, fünfundzwanzig Jahre alt, auf dem Fahrzeuge der Zeitung einschifften, mutig die Flagge

Judas entfalteten, mit jugendlicher Zuversicht an das Steuerruder traten, da meinten viele," schreibt der junge Redakteur, „das sei ein gebrechliches Ding, das an den ersten besten Klippen scheitern werde. Aber Tausende unserer Glaubensgenossen — wir sagen 'Tausende', gestützt auf die Abonnentenzahl schon im ersten Vierteljahre — riefen uns 'glückliche Fahrt!' zu und begleiteten uns mit ihren Wünschen und Hoffnungen."[1]) Gleich in den ersten Monaten des Erscheinens langten Briefe und Berichte aus verschiedenen Städten Deutschlands, aus Prag und Wien, aus Preßburg und Pest, aus Brüssel und dem Haag, aus Paris und London, selbst aus Gibraltar an; in Leyden hatte sich ein jüdischer Studentenverein zur Verbreitung des Blattes gebildet, und schon am 19. Juli konnte er seinem Bruder Phöbus, der „wacker mitarbeitete" und in der zweiten Nummer mit der Veröffentlichung seiner viel und gern gelesenen „Marannen" begonnen hatte, die erfreuliche Mitteilung machen, daß der Bestand des Unternehmens gesichert sei. „Die vorige Woche hatte ich Besuch von einem Buchhändler aus Stockholm," heißt es in einem Briefe an Phöbus vom 19. Juli 1837, „der eben aus Leipzig kam und dem Baumgärtner sagte, es ginge sehr gut mit der Zeitung, einige hundert Exemplare gingen allein nach Polen."

Die „Zeitung des Judentums", welche in den ersten Jahren wöchentlich dreimal, anderthalb Jahre mit einem dreimal monatlich beigegebenen Beiblatte für „Litteratur und Homiletik", dann vom Juli 1839 an regelmäßig in demselben Verlage ohne irgend eine Unterbrechung wöchentlich einmal erschien, wurde von epochaler Bedeutung sowohl für die Geschichte und Kultur der Juden, als für die Entwickelung des Judentums. Wie der „Sammler", der zuerst mit der Idee einer periodischen jüdischen Presse auftrat mit dem eigentlichen Zwecke, das Neue in die vorhandene Gestalt des Judentums zu senken und beide Elemente zu vermitteln, so hat die „Zeitung des Judentums" zuerst der jüdischen Presse einen selbständigen Charakter verliehen. Das regelmäßige Erscheinen, das

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 49, 826.

Herbeischaffen der Nachrichten aus den verschiedenen Ländern und Gegenden, was damals noch recht schwierig war, die Beurteilung der hervorragenden Ereignisse und Erscheinungen auf politischem und religiösem Gebiete, das unablässige Verfolgen aller Bestrebungen in Schule und Kultus, die eingehenden Schilderungen der Zustände in den Gemeinden, die mannichfachen Bestrebungen in der Litteratur, die nicht selten in ihr geführten litterarischen und theologischen Fehden, endlich die verschiedenen jüdischen Novellen und Gedichte: die Vereinigung alles dessen in gefälliger populärer Form gab der Zeitung ein eigentümliches, im Anfange überraschendes, im weitern Fortgange imponierendes Gepräge. Sie wurde bald der Mittelpunkt für alles, was die Juden und das Judentum unmittelbar und mittelbar betraf in religiöser und sittlicher, in politischer und sozialer, in wissenschaftlicher und litterarischer Beziehung, soweit die Gegenwart auf die früheren Perioden reflektierte und von ihnen beeinflußt wurde.

Mit dem vollen Bewußtsein der wahren Aufgabe einer großen Zeitung, nämlich die Denkweise ihrer Leser zu läutern und ihr seelisches Empfinden aus dem Strome allgemeiner Bildung zu bereichern und zu veredeln, trat die Zeitung von Anfang an in die Erscheinung. Philippson besaß die seltene Meisterschaft, das Stoffgebiet zu beherrschen, die besondere Fähigkeit, jeder Sache eine große Seite abzugewinnen, jeden Artikel in ein wissenschaftliches Gewand zu kleiden und in edler, an Geist und Seele erfüllter Sprache zur Darstellung zu bringen. Seine Leitartikel sind klar, deutlich, durchsichtig, beruhend auf dem tiefen Untergrund der Wissenschaft und Erfahrung, häufig das Resultat eingehender Forschung. Von Beginn an hatte er sich hohe Ziele gesetzt. Zunächst war es die Emanzipation oder die bürgerliche Gleichstellung der Juden. Er hat diese nicht nur in ihren Bewegungen, in ihrer steigenden und fallenden Richtung fortwährend beobachtet, er hat auch den Kampf, welchen Gabriel Riesser in Broschüren und zwanglosen Heften begonnen, ununter-

Geschichte wird Philippson und seiner Zeitung einen nicht unbedeutenden Anteil an der glücklichen Durchführung des Emanzipationskampfes zuerkennen. Die „Zeitung des Judentums," zunächst und zumeist für die Juden geschrieben, bahnte sich ihren Weg doch auch in die maßgebenden nicht-jüdischen Kreise; sie führte denen, welche in der Presse, in der Litteratur, auf der Rednerbühne für die Emanzipation eintraten, ein reiches Material an Ideen und Thatsachen zu und zwang oft auch diejenigen, welche die Gleichberechtigung bekämpften, von dem Kampfe abzulassen. Sie errang mit der Zeit eine so imponierende Stellung, daß Parlamente, wie der Deutsche Reichstag, sie als Materialiensammlung schätzte und sie ihrer Bibliothek einverleibte.

Philippsons Streben war stets darauf gerichtet, die Klärung, geistige Belebung und wissenschaftliche Durcharbeitung des Judentums zu fördern, den religiösen Indifferentismus zu bekämpfen und in seinen Glaubensgenossen das Selbstbewußtsein, sowie die Liebe zu ihrer Religion zu wecken und zu befestigen sowohl durch die Klarlegung ihrer weltgeschichtlichen Stellung, als durch reine aufrichtige Begeisterung für die erhabenen Ideen und Zwecke des Judentums. Er gab den Impuls zur Organisation des Religionsunterrichtes, zur Veredelung des Gottesdienstes, zur Darstellung der Religionsphilosophie, der jüdischen Ethik und der Geschichte des Judentums. Mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen trug er durch die Zeitung zur Hebung der Kultur unter den Juden aller Länder bei, zur Weckung des Sinnes für alle geistigen Bestrebungen, für Bildung, Wissenschaft und Kunst, zur Aneiferung in der Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten, zur Beseitigung der Mängel, welche dem Juden aus den Zeiten der Unterdrückung und Ausschließung noch anhafteten, zur bessern Organisation der Gemeinden, zur Vermehrung wohlthätiger Anstalten u. dgl. m. „Die Erscheinung der Allgemeinen Zeitung des Judentums," schrieb J. M. Jost, der älteste deutsche Geschichtsschreiber der Juden, schon im Jahre 1847, „bildet eine Epoche in der jüdischen Geschichte dadurch, daß sie zum erstenmale es versuchte, eine Gesamtanschauung von dem Leben und den Verhältnissen der Juden ans Licht zu bringen. Was Philippson

besonders auszeichnet, ist eine lebendige Frische, eine schnell pulsierende Regsamkeit und die Kunst, seine Leser zu einem gewissen Aufschwunge anzufeuern, so oft eine Gelegenheit gemeinsame Kräfte zu fordern scheint. Und auf dieser Seite sind ihm die anerkennenswertesten Verdienste zuzuschreiben."[1]) „Die Allgemeine Zeitung des Judentums," Philippsons verdienstreichste Schöpfung, hat bei aller Entschiedenheit ihres Programms niemals die Grenzen des litterarischen Anstandes überschritten, niemals die Kulturmomente, denen sie diente, dem Widersacher gegenüber verleugnet. Im edlen vornehmen Sprachgewande vertrat sie die Sache des Judentums ohne das Gebot der Urbanität, die sie dem gebildeten Publikum schuldet, zu verletzen. Philippson lehrte die Juden, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, ihnen das Bewußtsein der eigenen Würde aus dem tiefen Schlafe aufzuwecken, und predigte Religiosität ohne zu frömmeln und mit den Löchern zu prunken, die das Mittelalter in den Mantel gerissen hatte. Diese praktisch-ethische Tendenz, von welcher die „Allgemeine Zeitung des Judentums" geleitet wird, durchweht auch die zahllosen nicht-publizistischen Litteraturunternehmungen dieses geistvollen Polyhistors, der sich mit durchschlagendem Erfolge auf so vielen und so heterogenen schriftstellerischen Gebieten versucht hat."[2]) „Wie vielseitig Philippson durch die „Allgemeine Zeitung des Judentums" für das Judentum gewirkt, was er alles in seinem Blatte seit mehr denn einem halben Jahrhundert angeregt und durchgeführt, wie viel er zur Belebung und Erstarkung des jüdischen Bewußtseins und des Gemeinsinnes unter den Juden beigetragen hat, das läßt sich nicht mit einigen Sätzen schildern," schreibt Adolph Jellinek, der wenige Monate vor Philippsons Tode in einem Briefe an ihn äußerte: „Sie sollten nicht Redakteur der „Jewish Times," sondern der „Times" sein." „Wenn er nichts anderes geleistet hätte als das was durch die „Allgemeine Zeitung des Judentums" zustande kam und bewirkt wurde, so gebührte ihm schon ein Ehrenplatz in der Ruhmeshalle der jüdischen Geschichte.

rz, er war auf jüdischem Gebiete ein Publizist, mit welchem
ner der Redakteure der Wochen- und Monatsschriften, welche
ch dem Erscheinen der „Allgemeinen Zeitung des Judentums"
s Leben traten, sich vergleichen läßt, und wir zweifeln, ob je
eder ein Redakteur eines jüdischen Journals an ihn heranreichen
rd."[1])

Eine konfessionelle, eine jüdische Zeitung ohne jede Subvention
d sonstige gönnerhafte Mittel trotz aller Anfeindungen und der
gunst der Zeitverhältnisse über funfzig Jahre zu leiten und zu
halten, das ist an und für sich ein Ereignis. Sie hatte der
iderwärtigkeiten gar viele zu bekämpfen. Sie war eine lange Zeit
jeder Zeile von der Censur beschränkt, später von den repressiven
eßgesetzen bedroht, und doch hatte sie nie einen Preßprozeß zu
tehen. Die meisten deutschen und ausländischen Blätter, welche
ch ihrem Vorbilde entstanden, waren voll Invektiven gegen sie
d ihren Redakteur. Als im Jahre 1848 durch die großen
litischen Erschütterungen das religiöse Interesse verdrängt wurde
d ganze Länder der Litteratur abgesperrt waren, sodaß alle
mals erscheinenden jüdischen Blätter eingingen, behauptete die „All-
meine Zeitung des Judentums" allein ihren Platz, und es wurde
em Redakteur hoch angerechnet, daß er redete als alles schwieg.

Es war in der That eine schwere Bürde, welche sich der junge
ann mit der Gründung der Zeitung auflud; ein derartiges Unter-
hmen war mit Kämpfen und Schwierigkeiten verbunden, deren
sich beim Beginne vollkommen bewußt war. Mehr als irgend
er hatte Philippson mit Neid und Mißgunst zu kämpfen. Die
f seine Person gehäuften Schmähungen und anderen Verdäch-
ungen hat er in den seltensten Fällen beantwortet, ließ er sich
er einmal zu einer Erwiderung und Abwehr herbei, so konnte
auch recht bitter werden und in der Hitze des Gefechts stark
hauen.

Die „Zeitung des Judentums" sollte ein unpartei-
n. Philippson, der den Mut der Überzeugung

[1]) Die Neuzeit 30, 12.

niemand zurückschreckte, war in der That immer bestrebt, die Unparteilichkeit zu wahren. Nicht als ob er seine eigenen Ansichten jemals zurückgehalten hätte, obgleich er recht wohl wußte, daß sie von vielen nicht geteilt wurden, sondern weil er eine parteiische Darstellung der Thatsachen wissentlich vermied, den berechtigten Entgegnungen niemals Aufnahme versagte, jedes Unrecht bekämpfte, gleichviel ob es den Gegnern oder Anhängern seiner Meinung oder Richtung zugefügt worden war. Daß die „Allgemeine Zeitung des Judentums“ kein Parteiblatt, sondern über den Parteien stehend allen zugänglich war, welche sich im ehrlichen Kampfe zum Angriff oder zur Verteidigung berechtigt oder verpflichtet glaubten, gerade das wurde vom Parteistandpunkte aus für Ängstlichkeit und Schwäche ausgelegt, so von Abraham Geiger, der, in seinem starken Selbstbewußtsein nicht frei von Herrschsucht, auf Philippson und seine Bestrebungen überhaupt nie gut zu reden war. Weil die „Zeitung des Judentums“ als unparteiisches Organ Samson Raphael Hirsch in seiner litterarischen Fehde mit Geiger und dessen Gesinnungsgenossen ihre Spalten zur Entgegnung geöffnet hatte, warf dieser ihr vor, „daß sie mit dem streng konservativen Teile der Gegenwart kokettiere und daß sie von minder konservativen Bestrebungen und Persönlichkeiten einseitig urteile.“ [1])

Bei aller Unparteilichkeit waren Mißgriffe freilich nicht zu vermeiden; mußte sich doch der Redakteur in den Mitteilungen und Berichten auf ihm oft ganz unbekannte oder nicht als zuverlässig bekannte Korrespondenten verlassen. An Mitarbeitern, und zwar recht tüchtigen, fehlte es ihm von Beginn an nicht. Um ihn sammelte sich eine kleine Schar gleichstrebender junger Männer, welche mit ihren Arbeiten in der Zeitung debütierten. Nächst seinem Bruder Phöbus, der nicht allein seine „Marannen“, sondern auch mehrere wissenschaftliche Abhandlungen, wie die „Idee zu einer Encyklopädie und Methodologie der jüdischen Theologie“, [2]) „Über

[1]) Geiger, Wissenschaftl. Zeitschrift für jüd. Theologie (Stuttgart 1839), IV, 460.

die Landwirtschaft der Hebräer“ [1]) schon in den ersten Jahrgängen veröffentlichte, war es besonders Bernhard Beer in Dresden, der von der ersten Nummer an wertvolle Beiträge lieferte. Einer der ersten, der sich der „Zeitung des Judentums“ innig anschloß und wie Beer ihr bis zu seinem, den 25. September 1869 erfolgten Tode treublieb, war M. M. Haarbleicher, der geistreiche und sprachgewandte Sekretär der deutsch-israelitischen Gemeinde in Hamburg, der beste Freund Gabriel Riessers. Schon in Nummer 23 erschienen von ihm die oft abgedruckten Gedichte „Tal und Geschem“ oder „Frühling und Herbst ist in Judäa“, und in einer spätern Nummer sein „Schreiben eines jüdischen Familienvaters an die Herren Reformatoren“, das damals Aufsehen machte und noch heute beherzigenswert ist. Bald traten als Mitarbeiter ein: M. Freystadt in Königsberg, Gideon Brecher in Proßnitz, H. Sommerhausen und E. Carmoly in Brüssel, J. L. Saalschütz, Prediger, später auch Professor in Königsberg, von dem eine größere archäologische Studie „Über Musik und Poesie der Hebräer“ erschien,[2]) Samuel D. Luzzatto, Professor in Padua, M. Lilienthal, der die hebräischen Manuskripte der königlichen Bibliothek in München beschrieb, ferner M. Creizenach in Frankfurt a. M., David Caro, der Zunz' „Gottesdienstliche Vorträge“ ins Hebräische übersetzt und dessen Biographie der Arzt Nathan Lippmann, der Jugenfreund Philippsons, geschrieben hat, L. Zunz, der den „Ritus der Synagoge in Avignon“ bearbeitete, der Litterat Leopold Dukes, Julius Fürst in Leipzig, der einen „litterarischen Salon“ eröffnete, der Arzt und Philosoph S. L. Steinheim in Altona, L. Adler und Leopold Löw, beide noch Rabbinats-Kandidaten, Samuel Cahen in Paris, die Dichter Ludwig August Frankl, Ludwig Liber, Wilhelm Wolfsohn und viele andere, welche wir hier nicht aufzählen können. Auch christliche Gelehrte, wie die Privatdozenten A. W. Krahmer in Marburg, J. Scherauer in Pest, dann Franz Delitzsch, Dr. Kraft in Anspach u. a. lieferten Beiträge.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 2, Beiblatt Nr. 1 ff.

[2]) Das. Nr. 32 ff.

Die Zahl und Bedeutung der Mitarbeiter [1]) und Berichterstatter wuchs mit der immer größern Verbreitung der Zeitung. Bei dem günstigen Erfolge, den sie alsbald erlangte, war es nicht zu verwundern, daß sie schnell zur Nachahmung aneiferte. Sie wurde die Mutter der ganzen jüdisch-periodischen Presse in den verschiedenen Ländern und Sprachen: die „Zeitung des Judentums" hat sie alle überlebt. Gleichsam als Ergänzung zu ihr gab Philippson vom 1. Oktober 1853 an das „Jüdische Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung auf jüdischem Gebiete" wöchentlich im Umfange von einem halben Bogen heraus, in welchem durch kleine Leitartikel, religiöse Betrachtungen, Bilder aus der Geschichte der Juden und des Judentums, durch Erzählungen, Gedichte u. dgl. m. auf das sittliche und religiöse Gefühl des Volkes gewirkt werden sollte. Das „Volksblatt", das schon im ersten Jahre über tausend Abonnenten, viele Rabbiner und Schriftsteller zu Mitarbeitern hatte, erschien regelmäßig bis 1866 und wurde dann als Feuilleton mit der Zeitung verbunden.

---

[1]) **Im Verlaufe der Zeit traten als Haupt-Mitarbeiter hinzu:**

Julius Barasch, Arzt in Bukarest, L. Herzfeld, Landrabbiner in Braunschweig, H. Jolowicz, J. M. Jost, D. Joel, Rabbiner in Krotoschin, dann Seminar-Rabbiner in Breslau, A. Geiger, D. Oppenheim, Rabb.-Kandidat in Leipnik, dann Rabbiner in Jamnitz und in Gr.-Becskerek, S. Mayer, Rabbiner in Hechingen, J. Kahn, Oberrabbiner in Trier, J. Wagner, Rabbiner in Mannheim, Simon Bacher in Liptó Szt. Miklos, Ignaz Einhorn (Ed. Horn), Rabb.-Kandidat in Pest, S. Formstecher, Rabbiner in Offenbach, M. G. Dreifus, Lehrer in Endingen (Schweiz), J. Lebrecht in Berlin, G. Wolf, Religionslehrer in Wien, E. Hecht, Lehrer in Hopstetten, M. Wiener, Religionslehrer in Hannover, A. Jellinek, Prediger in Leipzig, Lelio della Torre, Professor in Padua, L. Lewysohn, Prediger in Worms, M. A. Lewy, Religionslehrer in Breslau, H. Zirndorf, W. Landau, Oberrabbiner in Dresden, D. Ehrmann, Rabbiner in Böhm.-Leipa, A. M. Goldschmidt, Rabbiner in Leipzig, Tob. Cohn, Rabbiner in Potsdam, M. Mannheimer, Rabb.-Verweser in Darmstadt, Raphael Kirchheim in Frankfurt a. M., M. Mielziner, Religionslehrer in Kopenhagen, H. Kahane in Botuschan, J. Rosenmayer, Oberlehrer in S. A. Ujhely, Leon Trachtenberg in Odessa, J. E. Goudsmit, Professor in Leyden, K. Hilse, Dozent in Berlin, S. Heymann in Fürth, G. Deutsch, Rabbiner in Brüx, dann Professor in Cincinnati, und viele hundert andere.

Die „Zeitung des Judentums“ bildet in den von Philippson redigierten einundfünfzig Jahrgängen ein Spiegelbild der ganzen Zeit, wie es treuer kaum zu finden ist. Es giebt schwerlich einen Punkt in dem Entwickelungsleben seiner Glaubensgenossen in dieser ganzen Zeit, den er nicht berührt und aufgehellt hätte. In dieser Zeitung liegt ein reiches Material, zu welchem spätere Zeiten werden greifen müssen, um so manches für sie Unverständliche und Unerklärliche zu verstehen und zu begreifen. Sie hat nunmehr sechzig Jahre ihren Platz behauptet, als das vornehmste Organ des modernen Judentums. Voll Mut und Zuversicht verfolgte sie immer ihr hohes Ziel, Aufklärung und Veredelung zu verbreiten, echte Religiosität zu befördern, den Gemeinsinn zu wecken und zur Ausführung humanitärer und wissenschaftlicher Institute anzuregen.

Zehntes Kapitel.

Die jüdisch-theologische Fakultät.

Schon im ersten halben Jahre des Erscheinens der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ regte Philippson die Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät an.

Den Wunsch, ein Seminar, in dem sich die jüdischen Jünglinge Kenntnisse in der jüdischen Wissenschaft, in theologischer, historischer und linguistischer Beziehung aneignen, selbst zu gründen oder bald gegründet zu sehen, sprach er schon in der Einleitung zum zweiten Bande des „Predigt- und Schul-Magazins“ aus.[1] So erließ er denn, ganz unabhängig von Abraham Geiger, der den zweiten Jahrgang seiner „Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie“ mit der Abhandlung „Die Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät, ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit“, eröffnete,[2] am 24. Oktober 1837 eine „Aufforderung an alle Israeliten Deutsch-

[1] Predigt- und Schul-Magazin (1835), II, S. 9.

[2] Wissenschaftl. Zeitschrift (1836), II, S. 1 ff.

lands" zu Subskriptionen, um eine jüdische Fakultät und ein jüdisches Seminar zu gründen. In wenigen energischen Zügen schilderte er die Notwendigkeit einer gemeinsamen Anstrengung zur Herstellung der Einheit der Synagoge, ihrer Würde und ihrer gemeinsamen Thätigkeit.

„Israel steht in seinem Glauben, in seiner Bildung und in seiner bürgerlichen Stellung in einer bedeutsamen, entscheidenden Krise!

Israel steht im Wendepunkte seines innern und äußern Daseins!

Die viertausendjährige Geschichte Israels ist gegenwärtig an einen Lebenspunkt gelangt, von dem aus die Vorsehung Israel zu seinem hohen, heiligen Ziele führen wird.

Es ist an uns zu beweisen, daß diese viertausendjährige Erfahrung nicht vergebens an Israel vorübergegangen. Es ist an uns, den Gang der Begebenheiten und des Lebens nicht allein sich selbst zu überlassen. Es ist an uns, thatsächlich einzugreifen und durch eigenes Werk unsere Zukunft zu bestimmen, unserer Zukunft aufzuhelfen.

Wir stehen vor dem ganzen Europa, vor der gesamten Menschheit.

Wir stehen vor der Zukunft und allen folgenden Geschlechtern.

Wir müssen Europa, wir müssen der Zukunft, wir müssen allen folgenden Geschlechtern beweisen, welcher unser Wille, was unser Streben ist.

Wir stehen vor einer langen Vergangenheit, vor allen untergesunkenen Geschlechtern, die uns fragen: Wir haben euch geführt bis hierher, geführt durch Kampf, durch Tod, durch Unterdrückung bis hierher — der Kampf ist zum Frieden geworden, der Tod zum Leben, die Unterdrückung zur Duldung — wollt ihr nun den Frieden zum Heile, das Leben zur Erkenntnis, die Duldung zur Freiheit führen?

Beweiset es Allen durch eine That, durch eine glänzende That, daß es euch darum zu thun ist, nicht blos die äußeren, materiellen Vorteile der neuern Zeit, die bürgerliche Freistellung zu erhalten und zu genießen sondern auch die innere, geistige Bewegung des

Alles, was bis jetzt geschah und vorging, geschah und ging vor sich im Einzelnen, für Einzelne, durch Einzelne.

Darum ist Alles Bruchstück.

Unsere Religion ist ohne Lehrstühle, unsere Gemeinden sind ohne Geistliche, unsere Schulen ohne Lehrer, unsere Jünglinge und Kinder ohne Unterricht.

Wir bedürfen eines Mittelpunktes für Alles. Wir bedürfen einer Anstalt, wo unsere Religion gelehrt, entwickelt und verteidigt, und unsere Lehrer gemeinschaftlich gebildet werden, wir bedürfen eines Herdes für alle unsere Interessen.

Wir bedürfen einer Fakultät zur Entwickelung und Erhaltung unserer Religion für alle Jahrhunderte, zur Bildung unserer Geistlichen, eines Seminars zur Bildung unserer Lehrer.

Von da aus kann Alles ausgehen, was uns zum Heile dient."

Die Fakultät sollte in einer Universitätsstadt eines deutschen Staates, der besonders der religiösen Entwickelung des Judentums geneigt, nach dem Muster der deutschen Universitäten als freie wissenschaftliche Anstalt, welche weder von einer Regierung, noch von der Munificenz einer Person ausgehe, sondern als eine Schöpfung des gesamten Judentums, wenigstens Deutschlands, mit einem Fond von mindestens hunderttausend Thalern errichtet werden.

Ein wahrer Sonnenblick war dieses Manifest Philippsons in allen Gemeinden Israels; es war von bedeutender Wirkung; bis in die kleinsten Gemeinden drang der Wunsch, zur Begründung dieser Lehranstalt, deren Notwendigkeit einleuchtete, beizutragen. Die öffentlichen Blätter suchten eine günstige Stimmung dafür zu wecken. Das damalige preußische Unterrichts-Ministerium gab seine Bereitwilligkeit, eine solche Anstalt erstehen zu lassen, mittelbar dadurch kund, daß es die Sammlungen für die „jüdisch-theologische Fakultät" im preußischen Staate gestattete. In vielen Orten bildeten sich Vereine und Kommissionen, um die Subskription, welche von Philippson und dem Verleger der „Zeitung des Judentums" mit einer namhaften Summe, je hundert Thaler, eröffnet wurde, zu leiten. Auch Christen nahmen lebhaftes Interesse an der Ausführung der Idee; der evangelische Prediger Robert Haas,

der Verfasser der Schrift „Das Staatsbürgertum der Juden“, erklärte sich zur thätigen Mitwirkung bereit. Und die Rabbiner? Einige, wie Samuel Holdheim, damals in Frankfurt a. O., S. Herxheimer in Bernburg, Abraham Kohn in Hohenems, auch der Prediger J. N. Mannheimer in Wien, wiesen in Predigten auf die Wichtigkeit der Sache hin. Abraham Geiger begrüßte die Agitation Philippsons für die „jüdisch-theologische Fakultät“ aufs freudigste; „ihm schien nunmehr der geeignete Zeitpunkt für die Angelegenheit gekommen, und sollte man jetzt das Interesse verrauchen lassen“, heißt es in einem Briefe an Creizenach vom 18. Januar 1838, „so möchte er nicht sobald wieder erscheinen. Ich denke, über den Gegenstand ein Flugblättchen erscheinen zu lassen und durch dessen Ertrag mein Scherflein beizusteuern.[1] Es wäre nicht angemessen, wenn Frankfurt ganz unthätig bleiben sollte; es muß sich auch dort ein Komitee bilden“.[2] Im „Frankfurter Journal“, das sich zum Schildträger für die radikalste Reform, welche schon früh in Frankfurt ihre Anhänger fand, gemacht hatte, wurde die ganze Fakultäts-Angelegenheit von vornherein in der gehässigsten Weise angegriffen; später traten dort wohl einige Gelehrte zusammen, um für den Plan wirksam zu sein, ließen aber die Sache bald wieder fallen, weil, wie es damals hieß, Rothschild nicht dafür zu gewinnen war.

Die Subskription nahm einen erfreulichen Verlauf. In Hamburg, wo besonders Haarbleicher, M. Isler, Imanuel Wohlwill, der spätere Direktor der Jacobson-Schule in Seesen, dafür thätig waren, in Magdeburg, in Königsberg und in anderen Gemeinden, wie Braunschweig, Dessau, Glogau, Posen, Lissa, in den kleinen Gemeinden Meklenburgs gab sich eine rege Beteiligung kund. Die Beihilfe des intelligenteren Teiles des jüdischen Mittelstandes fehlte nicht; die jüdischen Studierenden der Medizin in Prag und Wien steuerten aus ihren geringen Mitteln freudig bei, obgleich die Sammlung zur Gründung der Anstalt in Österreich-Ungarn von

[1]) A. Geiger, Über die Errichtung einer jüdischen theologischen Fakultät

oben herab verboten war. Von den Reichen aber bot außer Salomon Heine in Hamburg, der tausend Mark zeichnete, kein einziger hilfreiche Hand, ebenso wenig zeigten sich die großen Gemeinden opferwillig. Mehr als sonderbar war das Vorgehen der Berliner Gemeinde. Ein Mitglied des Vorstandes derselben erklärte Philippson, der sich mit einem Gesuch an ihn gewandt hatte, im Auftrage seiner Kollegen, „daß sobald die Aufforderung bei dem Vorstande verlesen worden, die Mitglieder desselben sich erhoben und ausriefen: 'Dies sei ins Werk zu setzen, und das Geld liege bereits auf dem Tische!' Der Vorstand erwarte nur die Erlaubnis der kgl. Regierung zur Sammlung." Als diese erfolgt war, forderte er jedoch bald dieses, bald jenes. Endlich nach Verlauf von nahezu zwei Jahren, am 18. November 1839, eröffnete er Philippson, „daß die Errichtung einer jüdisch-theologischen Fakultät und eines Seminars „wichtig und sehr wünschenswert" sei, daß er aber zuvor für die Armen Berlins zu sorgen habe".[1])

Die Errichtung der jüdisch-theologischen Fakultät scheiterte hauptsächlich an der Lauheit der großen Gemeinden, an der Teilnamlosigkeit der jüdischen Reichen und an der Meinungsverschiedenheit der Rabbiner. „Ein schöner und erhebender Gedanke, dessen bloße Veröffentlichung schon einen bedeutenden Fortschritt bekundete" schreibt Jost,[2]) „blieb daher vorläufig nur ein Entwurf; aber er steht da als ein Zeugnis seiner Zeit, und die große Teilnahme, die er erweckte, gab zu erkennen, daß es nur einer lebendigen Anregung bedarf, um die Gleichgiltigkeit zu bekämpfen".[3])

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 3, 653 ff.

[2]) Jost, a. a. O. III, 153.

[3]) Wie ganz anders der parteiische Geschichtschreiber des „Jüdisch-theologischen Seminars" in Breslau, der die Unverfrorenheit hat, zu schreiben (Das jüd.-theol. Seminar Fränkelsche Stiftung zu Breslau [Breslau 1879, S. 2 f.]): „Vergebens erging . . . der Ruf an die Gemeinden Deutschlands, durch Errichtung einer jüdisch-theologischen Fakultät oder eines Rabbiner-Seminars der heimatlos gewordenen jüdischen Lehre eine Heimstätte . . . wieder zu geben. Einige schwache Anläufe zur Ausführung dieses Gedankens wurden gemacht; aber es fehlte die Selbstlosigkeit, Energie und Opferwilligkeit, die allein einen so großartigen Plan auszuführen vermocht hätten."

Philippson war nicht der Mann, welcher eine Idee, deren Ausführung nicht alsbald gelungen war, sofort aufgab. In der Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt a. M. brachte er die Fakultäts-Angelegenheit wieder zur Sprache. Da starb den 28. Januar 1846 der Kommerzienrat Jonas Fränkel in Breslau, der letztwillig sein ganzes bedeutendes Vermögen zu milden Stiftungen und zur Gründung eines jüdisch-theologischen Seminars bestimmt hatte. Als dann im Juli 1846 die Rabbiner-Versammlung in Breslau abgehalten wurde, stellte Philippson im Verein mit Abraham Geiger, derzeit Rabbiner in Breslau, an die Testaments-Exekutoren des Fränkelschen Nachlasses das Gesuch, alsbald an die Realisierung zu gehen. Nach testamentarischer Bestimmung sollte aber das Seminar erst fünf Jahre nach dem Tode des Stifters eröffnet werden. Dieses jüdisch-theologische Seminar, welches, mit Zacharias Frankel als Direktor, im August 1854 seiner Bestimmung übergeben wurde, nahm Philippson gegenüber von Anfang an eine mehr als unfreundliche Stellung ein. Und dabei war die Richtung, welche es vertrat, eine reformfreundliche, welche auch von den meisten aus dieser Schule hervorgegangenen Rabbinern eingeschlagen wurde.

Philippson hatte die Genugthuung, eine jüdisch-theologische Lehranstalt nach seinem Plane achtzehn Jahre später ins Leben

schritt er, noch während die Fakultäts-Angelegenheit in vollem Gange war, zur Ausführung eines Planes, den er schon im Jahre 1836 gefaßt hatte, nämlich der Bearbeitung eines Kommentars zur heiligen Schrift, der Herausgabe eines großen Bibelwerkes.

Als Philippson im Februar 1838 seinen Verleger Baumgärtner in Leipzig besuchte, gab ihm dieser „den Plan zu einem großen Werke, wozu er außerordentlich schöne Kupferstiche, etwa fünfhundert, in England angekauft, und das in einer Übersetzung der Bibel mit einem fortlaufenden Kommentare, besonders geographischen, physikalischen, historischen und homiletischen Inhalts, bestehen soll. Es wird ein großes Werk", schrieb er seinem Bruder den 14. Februar 1838 nach seiner Rückkehr von Leipzig. „Ich habe nun den Vorschlag gegeben, auch den hebräischen Text hinzuzufügen, weil es nur dann erst bei allen Juden Eingang finden wird. Es wäre mir sehr lieb, wenn in ungefähr drei Wochen Du auf einen Tag wenigstens herkämest, um das Ganze durchzusprechen. Aber erst dann, weil ich erst noch viele Materialien herbeischaffen will, um es gehörig beurteilen zu können. Ich habe die Idee, hier etwas Klassisches, noch nicht Vorhandenes zu schaffen".

Das Bibelwerk sollte neben dem korrekten Text eine neue deutsche Übersetzung und einen ausführlichen deutschen Kommentar enthalten, in dem er die hauptsächlichsten Ergebnisse der exegetischen Forschungen sowohl aus den alten Übersetzungen und den jüdischen Kommentaren, als auch aus den hervorragendsten christlichen Exegeten zu jedem Verse der Schrift sammeln, aus der großen Reiselitteratur, sowie aus naturwissenschaftlichen Werken erläuternde Erklärungen hinzufügen, dann aber das Verständnis des Textes nach eigener Auffassung und von wissenschaftlichem Standpunkte beleuchten wollte; das grammatische und lexikalische Gebiet sollte nur insofern berührt werden, als es zum Verständnis des Textes und zur Begründung der Übersetzung notwendig erschien. Sein Streben war besonders darauf gerichtet, in den eigensten Gedankeninhalt des Textes einzugehen, den einheitlichen Geist der heiligen Schrift, ihren einheitlichen Charakter überall zum Bewußtsein zu bringen und so die Bibel durch die Bibel selbst zu erklären. Aus diesem

Gesichtspunkte stellte er das Gesetz und die Lehre übersichtlich und zusammenhängend dar, versah jedes Buch mit einer Einleitung und mehrere mit Schlußbetrachtungen. Da der Kommentar sowohl für das gebildete jüdische Publikum als auch für den studierenden Teil desselben, insbesondere für die Lehrer bestimmt war, so mußte die Darstellung nicht blos faßlich, sondern auch anziehend, der Geist erhebend und erwärmend sein, der ganze gelehrte Apparat jedoch fern bleiben.

Philippson wahrte in geschichtlicher und litterarisch-geschichtlicher Beziehung den einzelnen Büchern der Schrift gegenüber einen durchaus konservativen Standpunkt. Den sicher gestellten Ergebnissen kritischer Forschung konnte auch er sich nicht entziehen, aber der modernen Bibelkritik, welche schon damals auch in die jüdischen Kreise gedrungen war, mit ihren anmaßenden Hypothesen stand er völlig fern. „'Die moderne Bibelkritik'", sagt Philippson, „war schnell in eine Hypothesenjagd ausgeartet, welche eine bodenlose Verwirrung herbeiführte und in immer weiterm Verlaufe diese anstatt zu lösen, nur immerfort vergrößern sollte. In einem mannichfaltigen Knäuel standen sich bereits die Hypothesen gegenüber; die eine widersprach der andern und die dritte den beiden vorgängigen, jede aber trat mit der Miene zweifelloser Zuverlässigkeit auf; die Urkunden wurden nach allen Seiten hin zerschnitten und untereinander geworfen; aus einem einzigen Momente wurde ein Fundament gemacht und von da aus die gesamte heilige Schrift gemeistert und die Geschichte rekonstruiert, d. h. zumeist auf den Kopf gestellt. Dabei hielt man sich fast immer an ganz äußerliche Motive; anstatt zu bedenken, daß Schriften, deren heutige Gestalt erst nach vielen Jahrhunderten so fixiert wurde, daß nichts daran mehr geändert werden konnte immerhin einige Einschiebsel, Glossen und Wortveränderungen hätten erfahren können, hob man irgend welchen äußerlichen Widerspruch, auch noch so kleinlicher Art, hervor, um ihn zur Basis einer völlig umgestaltenden Fassung zu machen — auf den Geist und den innern Zusammenhang gab man nichts. Hierzu kam, daß man noch nicht einmal von sorgfältiger und umfassender antiquarischer und historischer Kenntnis unterstützt war, denn man weiß, das Ägypten und Assyrien

erst in den letzten Jahrzehnten wirklich erschlossen worden und das letztere noch heute geringe Sicherheit bietet. Dies verhinderte aber nicht, die luftigsten Hypothesen mit Zuversicht vorzutragen, und derartiges Verfahren gab man für wissenschaftliche Kritik aus. Die Aufklärung durch gründliche weitere Forschung abzuwarten, war den Jüngern der Hypothesensucht niemals gegeben."[1]) Dieser Bibelkritik trat Philippson während seines ganzen Lebens entschieden entgegen und zog sich dadurch auch das Übelwollen der Bibelkritiker zu.

Im August 1838 sollte mit dem Drucke des Bibelwerkes, das in Lieferungen von 5 Bogen ausgegeben wurde, begonnen werden; das Erscheinen der ersten Lieferung verzögerte sich jedoch infolge der unerwartet eingetretenen Veränderung in Philippsons amtlicher Stellung und der dadurch vermehrten Beschäftigung. Am 8. Januar 1839 starb nämlich der Rabbiner M. Salomon,[2]) mit dem Philippson mehrere Jahre in ungetrübter Kollegialität zusammen gewirkt hatte; nach dessen Tode wurden dem siebenundzwanzigjährigen jungen Mann auch die rabbinischen Funktionen von der Gemeinde übertragen, nachdem er von dem Landrabbiner Josef Friedländer in Brilon die rabbinische Autorisation erlangt hatte. So konnten die ersten beiden Lieferungen des Bibelwerkes erst im August 1839 erscheinen. Vier Jahre später war der Pentateuch und ein Teil der ersten Propheten, deren Übersetzung und Erläuterung Phöbus Philippson übernommen hatte, und nach sechzehnjähriger eifriger Forschung mit der 96. Lieferung im Juli 1854 das ganze Werk in drei starken Bänden vollendet.

Das Bibelwerk wurde als ein Nationalwerk, „worauf das deutsche Israel stolz sein kann", von der unparteiischen Kritik freudig begrüßt; in Beziehung auf typographische Ausstattung und Illustrationen konnte sich kein anderes bis dahin erschienenes deutsches Bibelwerk mit ihm messen. Die auf gründlichen Studien basierte Über-

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 42, 770 f.; m. s. auch das. 43, 1.

[2]) Salomon hatte ein jährliches Gehalt von 210 Thalern und dennoch hinterließ er eine ansehnliche hebräische Bibliothek, welche Philippson für mehrere hundert Thaler ankaufte.

setzung zeichnet sich durch die gelungene Verbindung von möglichster Treue gegen den Text und den Wohllaut der deutschen Sprache, durch Kraft und Schönheit des Ausdruckes aus; die poetischen Stellen sind rythmisch, nicht in einem modernen Versmaß, sondern dem Charakter des Originals angemessen übertragen. In dem Kommentare, in dem die Meinungen der bedeutendsten jüdischen Exegeten und der christlichen Forscher berücksichtigt worden, wurde die Klarheit von allen anerkannt; die genaue Darlegung der Lokalitäten sowie der Sitten und Gebräuche der Morgenländer und die oft treffliche Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten verliehen ihm einen besondern Wert. Gegen diese und andere Vorzüge verschwanden die Irrungen, welche hier und da vorkamen, und manche eigentümliche Ansicht, die nicht von allen geteilt wurde.[1])

Trotz des hohen Preises fand das Bibelwerk weite Verbreitung, sodaß der Pentateuch, von dessen Übersetzung „für Schule und Haus“ 1845 eine Stereotyp-Ausgabe veranstaltet worden war, schon 1854 und die ganze Bibel 1858 in neuer Auflage erschien. Eine besondere Ausgabe der „Psalmen“ wurde 1857, zwei Jahre später „das Buch der Haphtaroth“ mit Einleitungen und homiletischen Erläuterungen, und 1862 der Pentateuch und Jesaias mit Übersetzung, Kommentar und Einleitung, jedoch ohne Text und Illustrationen, herausgegeben.[2]) Philippson beabsichtigte auch die Apokryphen in neuer Übersetzung mit einem ausführlichen Kommentar als Anhang zu dem Bibelwerke erscheinen zu lassen; infolge seines Augenleidens mußte die Ausführung jedoch unterbleiben.

Philippson hatte allen Grund, mit dem Erfolge seiner mühevollen Arbeit zufrieden zu sein: nicht allein die Gelehrten, sondern auch

---

[1]) Von den vielen Kritiken, welche besonders in christlichen Journalen und Fachzeitschriften erschienen, nennen wir nur: Theologisches Litteraturblatt, Kritische Bibliographie der neuesten theologischen Litteratur, Pädagogische

Kaiser und Könige sprachen ihm ihre volle Anerkennung darüber aus.

Zu Anfang des Jahres 1848 forderten einige angesehene Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Stockholm ihn auf, an den König von Schweden ein Schreiben zu richten, in dem er den Monarchen um die Förderung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden seines Landes angehe. Zugleich ersuchten sie ihn, ein Exemplar des Bibelwerkes beizulegen, damit der König, von den Bestrebungen der jüdischen Kultur und Wissenschaft Kenntnis nehmend, die Fortschritte des jüdischen Geistes angemessen vor Augen bekäme. Philippson leistete dem Wunsche jener Männer Genüge; er sandte ihnen ein Gesuch und ein Exemplar des Bibelwerkes, das sie dem Könige überreichten. König Oskar richtete daraufhin an ihn folgendes, vom 4. Oktober 1848 datiertes Schreiben:

„Herrn Doctor Ludwig Philippson.

Ich habe erst ganz kürzlich Ihren Brief vom 15. März d. J. erhalten, nebst Beischluß der von Ihnen herausgegebenen Bearbeitung des uralten Schriftwortes, welche den Beifall so mancher Kenner erlangt hat, und worin Sie sich bemüht haben, das Beste, was gründliche Forscher über den ursprünglichen Lehrbegriff des Alten Testaments gedacht und gefunden, zu erörtern. Ich nehme diese Sendung mit Vergnügen an und bin Ihnen dankbar für Ihre gegen Mich persönlich geäußerten Gesinnungen, sowie die Glückwünsche, welche Sie Mir und Meinem königlichen Hause darbringen. Es ist Mir angenehm diese Gelegenheit zu ergreifen um Sie, Herr Doktor Philippson, Meines aufrichtigen Wohlwollens zu versichern, und Gott zu bitten, daß Er Sie stets in Seine heilige Obhut nehme.

Ihr wohlaffektionirter

Oskar.“[1])

Eine große Freude bereitete ihm das huldvolle Schreiben, welches nach Entgegennahme eines Exemplars der zweiten Auflage

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 12, 634.

des Werkes Kaiser Alexander II. von Rußland in Begleitung eines sehr wertvollen Brillantringes an ihn richtete. Auch an Zeichen der Anerkennung von Privaten fehlte es nicht. Nach Vollendung des Bibelwerkes erhielt er von einem Anonymus eine goldene Dose und beim Erscheinen des Buches der Haphtaroth von demselben Anonymus ein kostbares silbernes Besteck.

Die Philippsonsche Übersetzung, vom Verfasser noch einmal revidiert, wurde auch für die „Prachtbibel für Israeliten" verwendet, welche die Hallbergersche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart mit den Doréschen Illustrationen im Jahre 1874 herausgegeben hat.

Zwölftes Kapitel.

Die Denunzianten. Ein Roman. Wiener Jahrbuch.

Die Redaktion einer Zeitung für Juden und Judentum war zumal in jener Zeit mit Kämpfen nach innen und nach außen verbunden, und das war die widrigste Seite der auch sonst recht schwierigen Arbeit. Philippson hatte während seiner langen litterarischen und journalistischen Laufbahn der Kämpfe gar viele! Er begann die Polemik mit einem Juden, der bald zum Christentum übertrat, und beschloß sie kurz vor seinem Hinscheiden mit einem judenfeindlichen deutschen Historiker.

Joel Jacoby, ein Jude aus Königsberg, der weder vom Judentume noch von anderen Dingen wirkliche Kenntnisse besaß und nichts sein nannte als das Verlangen, ohne Mühe und Arbeit gut zu leben, bejammerte in seinen „Klagen eines Juden", das Unglück der Juden, ihre traurigen Geschicke in der Vergangenheit und Gegenwart; aber in dieser quälerischen Emphase, welche der Psalmenpoesie abgenötigt ist, lag ebenso viel Verrat am Judentume, wie an dem Heile der Völkerentwickelung. Philippson hatte ihn bald durchschauet und nahm den Kampf mit ihm auf. Am 20. Dezember 1837 schrieb er seinem Bruder Phöbus: „Ich bin fürchterlich maltraitiert

worden von Joel Jacoby in Berlin in seinem jüngsten Lirum Larum, 'Harfe und Lyra' genannt. Allein ich habe gestern Brief aus Berlin darüber gehabt — er ist so verachtet, daß sich niemand darum kümmert. Indeß muß ich ihn doch ernstlich litterarisch totschlagen und das geschieht in der ersten Nummer des Beiblattes des neuen Jahrganges, wo auch deine 'Landwirtschaft der Hebräer' darankommt." Joel Jacoby spielte den orthodoxen Juden. Die Art, wie er die Orthodoxen und die den Neuerungen zugeneigten Juden gegeneinander hetzte und in diesem Zwiespalt den Verfall des Judentums proklamierte, wie er das fortschreitende Judentum als Deismus und die neueren jüdischen Schriftsteller als revolutionär bei der Regierung denunzierte, das war ein zu gewaltiger Verrat an der Religion, als daß Philippson nicht entschieden und schonungslos gegen ihn aufzutreten für geboten hielt. Er wollte nicht das Judentum gegen ihn verteidigen, er wollte ihm für diejenigen, welche ihn nicht kannten, nur die Larve abnehmen. „Joel Jacoby ist kein Jude", heißt es in der ihm erteilten Abfertigung,[1]) „Joel Jacoby wird nie Christ sein. Beides im wahren Sinne der Wortes. Joel Jocoby besitzt keine Religion, keine Wahrheit, keine Treue; nur das hat er und will er, was Genuß und Pläsir macht und schafft." Die Persönlichkeit des faden und falschen Sängers bloszustellen, gelang ihm so sehr, daß von ihm bald nicht mehr die Rede war, außer wenn er später als Polizeirat und geheimer Censor die Oberfläche der Öffentlichkeit berührte.[2]) Gegen Joel Jacoby und die damals oft ausgesprochene Denunziation, daß die fortschrittlichen Bestrebungen im Judentume durchaus revolutionärer Tendenz seien, richtete Philippson auch die Schrift „Die Juden, ihre Bestrebungen und ihre Denunzianten",[3]) in welcher ihnen die Doppelzüngigkeit und Heuchelei klargelegt wird.

Der zweite, der von ihm nachdrücklich bekämpft wurde, war Karl Gutzkow, damals der Führer des Jungen Deutschlands, der

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 2, 46, 93, Beibl. Nr. 1 u. 2.

[2]) A. Ztg. d. Jdts. 49, 52.

[3]) Magdeburg, Creutzische Buchhandlung, 1838.

Held der Liberalen. In dem von Gutzkow redigierten „Telegraphen" erklärte er sich nämlich aus „germanischer Antipathie" gegen die Emanzipation der Juden; so lange sie nicht die Synagoge verlassen hätten, d. h. so lange die Juden Juden blieben, sollten sie der Gleichberechtigung nicht teilhaftig werden. Philippson wurde es nicht schwer, ihn in den Artikeln „Ahasver, Gutzkow und Juden"[1]) mit seinen eigenen Waffen zu schlagen.

Einen gewissen polemischen Zweck verfolgte er auch mit der im Jahre 1840 anonym erschienenen Übersetzung des französischen Romans „Der Israelit."[2]) Balzac läßt darin einen Prinzen, der eine Prinzessin heiraten soll, sich als Juden verkleiden, um die Liebe der Prinzessin zu prüfen und zu gewinnen. Es gelingt ihm dies vollständig und erst in der Stunde der Entscheidung giebt er sich zu erkennen. Der Dichter wollte also zeigen, daß es auch unter den Juden Männer giebt, welche durch ihre edlen Eigenschaften die stärkste Zuneigung zu erwerben vermögen. In dem „Nachwort" zu diesem Romane versuchte der Übersetzer die Bedingungen festzusetzen, unter welchen jüdische Stoffe in der Belletristik behandelt werden dürfen. Er will keine Gestalten ähnlich dem zwischen Christentum und Judentum hin und her schwankenden Ahasver, „denn wo die Liebe auf einem Fluche, das Dasein auf einer Sünde beruht, kann die wahre Poesie nicht haften. Das Judentum muß Judentum bleiben, wenn es poetisch sein soll, sonst läuft es auf eine Bekehrungsgeschichte aus den Missionsberichten heraus."

Isidor Busch, der Associé der Edlen von Schmidschen Druckerei und Verlagsbuchhandlung in Wien, unternahmen es, ein „Jahrbuch für Israeliten" herauszugeben und ging die bekanntesten jüdischen Schriftsteller jener Zeit, Ludwig Aug. Frankl, Jost, Kompert, Mannheimer, Sachs, Saalschütz, L. Löw, Steinschneider, Zunz und auch Philippson um Beiträge an. Den Reigen dieses Jahrbuchs, das von 1842 bis 1848 erschien und in den Kreisen der gebildeten

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 2, 460 f., 472 f., 484 f.

[2]) Der Israelit. Roman von Balzac. Aus dem Französischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von Dr . . . . n. 3 Bändchen. Leipzig, Belgische Buchhandlg., 1840.

Dreizehntes Kapitel.

Damaskus. Philippson und Montefiore.

In Damaskus verschwand im Februar 1840 mit seinem Diener ein Geistlicher, Pater Thomas, der sich viel mit Kurpfuscherei befaßt hatte; niemand wußte, was aus ihnen geworden. Alsbald verdächtigte man die Juden, den Pater und seinen Diener ermordet und das Blut aufgesammelt zu haben, um sich dessen zur Bereitung ihrer ungesäuerten Brote zu bedienen. Sieben der reichsten und angesehensten Mitglieder der großen jüdischen Gemeinde in Damaskus wurden verhaftet und durch die Folter zu Geständnissen gebracht. Eine Anklage auf Ritualmord! Die Juden Europas waren darüber entsetzt, um so mehr als die deutsche und französische Presse diese mittelalterliche Beschuldigung in der empörendsten Weise verbreitete.

Bei der ersten Nachricht von dieser abscheulichen Verdächtigung hielt es Philippson für Pflicht, um die momentane Aufregung zu verwischen, in der „Magdeburger Zeitung“, einem sehr verbreiteten Provinzialblatte, folgendes „Wort zum Verständnis der Zeit“ zu veröffentlichen.[1])

---

[1]) In der „Leipziger Allg. Zeitung“ erschien von Zunz: „Damaskus. Ein Wort zur Abwehr.“

„Nicht daß in Damaskus, unter der blutigen Herrschaft des ägyptischen Usurpators, noch einmal eine Tragödie aus dem Mittelalter aufgeführt, und eine schuldlose, ruhige Bewohnerschaft den gehässigsten Insinuationen, denen in Asien Brand und Mord so leicht folgen, preisgegeben wird — nicht dies ist es, was den tiefsten Unwillen aller Freunde der Menschheit und Menschlichkeit hierbei erregte: denn wo auf den Seufzern der Völker, auf den Ruinen von Nationen ein Thron aufgeschlagen wird, muß jede Menschenklasse einmal an die Reihe kommen, und ob es die Wechabiten Arabiens, die Beduinen des Sinai, die Kopten Ägyptens, die Drusen des Libanon oder die Juden von Damaskus gilt, wir haben nur ein Bedauern für Alle. Aber das war es, was die innerste Seele erbeben ließ, daß der erbärmliche, lügenhafte und sich selbst widersprechende Bericht eines feilen Söldlings der ägyptischen Bedrücker sofort von allen Zeitblättern Frankreichs und Deutschlands ohne Aufschub, ohne Abwarten offizieller Kunde aufgegriffen und wiedergegeben ward, daß infolge dessen die Religion Mosis abermals vor den Augen der europäischen Menschheit mit dem fürchterlichsten Schandflecke gebrandmarkt ward, daß dies in unserer Zeit noch einmal nur so hingestellt werden konnte — dies mußte das Erstaunen und den höchsten Grad des Unwillens und Abscheus in allen Teilnehmenden erregen.

„Wie? nachdem die orientalischen Sprachen eine so weite Bearbeitung bei den Europäern gefunden, nachdem ein Tychsen, de Sacy, Gesenius, Hartmann, Gfrörer u. a. alle Winkel des Talmud, der jüdischen Codices, Kommentare u. s. w. durchforscht, durchstöbert haben, oft genug ohne Berücksichtigung der Zeiten und ohne Schonung, sollte noch immer eine alberne, aber furchtbare Anschuldigung vorgebracht werden können? Sollte nur eine Spur von einer Spur, eine Andeutung von einer Andeutung in irgend einem Schriftwerke, selbst des obskursten Rabbinen, sich finden, die anklingen konnte, selbst aus der Zeit des fürchterlichsten Druckes, der dunkelsten Orthodoxie, an eine derartige Anklage: hätte diese niemand angezeigt und öffentlich denunziert?

„Aber wer wird gar an eine Verteidigung oder Widerlegung

denken? Diese selbst wäre schon ein Zugeständnis, das man den Hassern jener uralten Religion nicht thun darf. Sondern fragen wollen wir nur, was das Wiedererscheinen solcher Beschuldigungen zu bedeuten habe? .... Es soll durch solche Ereignisse dem gegenwärtigen Judentume die Gelegenheit gegeben werden, sich glänzend zu rechtfertigen und bis auf Stumpf und Stiel diese immer noch in dem Sinne Unzähliger wurzelnden Vorurteile auszurotten, durch eine vollgültige Protestation, durch eine offene und allseitige Darlegung diesen Feind der Menschheit und Wahrheit zu vertilgen und mit der zum Himmel erhobenen Hand zu beschwören, daß das Judentum nichts anderes lehrt als: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“! Und weil man mit Verteidigung und Einrede nicht immer auf offenem Markte stehen kann, und weil das Reich der Verfinsterung noch immer so weit, so unendlich weit reichet: darum wirft die Hand der Vorsehung solche Ereignisse in die Mitte der Völker und Glaubensparteien, daß sie sich also verständigen lernen! Nicht zur Trennung, sondern zur Verständigung geschieht es, und Verständigung heißt Verbrüderung. Aber der Weg der Menschheit ist lang, im Reiche der Liebe, wie im Reiche des Lichts!“ [1])

Dieses kräftige Wort war von ungemein wohlthuender Wirkung. An demselben Morgen, an dem dieser Artikel erschien, erhielt Philippson zwei ihn hocherfreuende Briefe. Der eine war vom Bischof Dräseke. Der berühmte Prediger schrieb ihm:

„Ich danke Ihnen, mein hochgeschätzter Herr Doktor, für Ihre geist- und herzvolle, aus dem Elemente des wahrhaftigen Lebens stammende Erklärung, betreffend das Ereignis mit den Juden von Damaskus, in der ersten Beilage der heutigen „Magdeb. Zeit.“, und wünsche Ihnen den Hochgenuß alles des Segens, den ein solcher Standpunkt, wie Sie ihn innehaben, vermittelt.

Der Bischof Dr. Dräseke.“

Der zweite Brief, anonym, lautet:

„Ew. Hochwürden ersuche ich mit der anliegenden kleinen Gabe (einem Friedrichsd'or) zur Feier Ihres und meines Oster-

[1]) Magdeburg. Zeitung vom 18. April 1840; A. Ztg. d. Jdts. 4, 251 f.

„Nicht daß in Damaskus, unter der blutigen Herrschaft des ägyptischen Usurpators, noch einmal eine Tragödie aus dem Mittelalter aufgeführt, und eine schuldlose, ruhige Bewohnerschaft den gehässigsten Insinuationen, denen in Asien Brand und Mord so leicht folgen, preisgegeben wird — nicht dies ist es, was den tiefsten Unwillen aller Freunde der Menschheit und Menschlichkeit hierbei erregte: denn wo auf den Seufzern der Völker, auf den Ruinen von Nationen ein Thron aufgeschlagen wird, muß jede Menschenklasse einmal an die Reihe kommen, und ob es die Wechabiten Arabiens, die Beduinen des Sinai, die Kopten Ägyptens, die Drusen des Libanon oder die Juden von Damaskus gilt, wir haben nur ein Bedauern für Alle. Aber das war es, was die innerste Seele erbeben ließ, daß der erbärmliche, lügenhafte und sich selbst widersprechende Bericht eines feilen Söldlings der ägyptischen Bedrücker sofort von allen Zeitblättern Frankreichs und Deutschlands ohne Aufschub, ohne Abwarten offizieller Kunde aufgegriffen und wiedergegeben ward, daß infolge dessen die Religion Mosis abermals vor den Augen der europäischen Menschheit mit dem fürchterlichsten Schandflecke gebrandmarkt ward, daß dies in unserer Zeit noch einmal nur so hingestellt werden konnte — dies mußte das Erstaunen und den höchsten Grad des Unwillens und Abscheus in allen Teilnehmenden erregen.

„Wie? nachdem die orientalischen Sprachen eine so weite Bearbeitung bei den Europäern gefunden, nachdem ein Tychsen, de Sacy, Gesenius, Hartmann, Gfrörer u. a. alle Winkel des Talmud, der jüdischen Codices, Kommentare u. s. w. durchforscht, durchstöbert haben, oft genug ohne Berücksichtigung der Zeiten und ohne Schonung, sollte noch immer eine alberne, aber furchtbare Anschuldigung vorgebracht werden können? Sollte nur eine Spur von einer Spur, eine Andeutung von einer Andeutung in irgend einem Schriftwerke, selbst des obskursten Rabbinen, sich finden, die anklingen konnte, selbst aus der Zeit des fürchterlichsten Druckes, der dunkelsten Orthodoxie, an eine derartige Anklage: hätte diese niemand angezeigt und öffentlich denunziert?

„Aber wer wird gar an eine Verteidigung oder Widerlegung

denken? Diese selbst wäre schon ein Zugeständnis, das man den Hassern jener uralten Religion nicht thun darf. Sondern fragen wollen wir nur, was das Wiedererscheinen solcher Beschuldigungen zu bedeuten habe? .... Es soll durch solche Ereignisse dem gegenwärtigen Judentume die Gelegenheit gegeben werden, sich glänzend zu rechtfertigen und bis auf Stumpf und Stiel diese immer noch in dem Sinne Unzähliger wurzelnden Vorurteile auszurotten, durch eine vollgültige Protestation, durch eine offene und allseitige Darlegung diesen Feind der Menschheit und Wahrheit zu vertilgen und mit der zum Himmel erhobenen Hand zu beschwören, daß das Judentum nichts anderes lehrt als: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"! Und weil man mit Verteidigung und Einrede nicht immer auf offenem Markte stehen kann, und weil das Reich der Verfinsterung noch immer so weit, so unendlich weit reichet: darum wirft die Hand der Vorsehung solche Ereignisse in die Mitte der Völker und Glaubensparteien, daß sie sich also verständigen lernen! Nicht zur Trennung, sondern zur Verständigung geschieht es, und Verständigung heißt Verbrüderung. Aber der Weg der Menschheit ist lang, im Reiche der Liebe, wie im Reiche des Lichts!" [1])

Dieses kräftige Wort war von ungemein wohlthuender Wirkung. An demselben Morgen, an dem dieser Artikel erschien, erhielt Philippson zwei ihn hocherfreuende Briefe. Der eine war vom Bischof Dräseke. Der berühmte Prediger schrieb ihm:

„Ich danke Ihnen, mein hochgeschätzter Herr Do[illegible] geist- und herzvolle, aus dem Elemente des wahr[illegible] stammende Erklärung, betreffend das Ereignis [illegible] von Damaskus, in der ersten Beilage der [illegible] Zeit.", und wünsche Ihnen den Hochgenuß [illegible] ein solcher Standpunkt, wie Sie ihn inneh[illegible]

Der Bischof Dr. [illegible]

Der zweite Brief, anonym, lautet:

„Ew. Hochwürden ersuche ich mit [illegible] Gabe (einem Friedrichsd'or) zur Feier [illegible]

---

[1]) Magdeburg. Zeitung vom 18. April 1[illegible]

Beziehungen geblieben, was aus der Verschiedenheit ihrer religiösen Ansichten erklärlich ist.

Die russischen Juden, in deren Interesse Montefiore die Reise unternahm, zogen die Aufmerksamkeit Philippsons schon in den ersten Jahren seines öffentlichen Wirkens auf sich.

Vierzehntes Kapitel.

Rußland. Philippson und Uwarow.

Die russische Staatsregierung erkannte schon in den dreißiger Jahren, daß die Verhältnisse der russischen Juden einen völligen Umschwung erfahren müßten. Der damalige Minister der Volksaufklärung, Uwarow, der während der Regierung Napoleons die Stelle eines Gesandtschafts-Sekretärs bekleidet hatte und ein Freund Goethes war, wollte durch Volksbildung die jüdische Masse heben und sie von innen heraus zur bürgerlichen Gleichstellung befähigen. Er beabsichtigte, allerorten wo Juden ansässig waren, Volksschulen für dieselben zu gründen. Der Kaiser Nikolaus war für diese Idee gewonnen. „An diese große kaiserliche Maßregel soll die Emanzipation geknüpft werden", wie es in einem Schreiben Philippsons an den später zum Professor ernannten J. Goldenthal in Leipzig vom 23. Februar 1841 heißt.[1]) Uwarow wandte sich deshalb an mehrere jüdische Gelehrte, wie Philippson, Jost, Luzzatto, teils um ihre Ansichten über die Anlegung und Einrichtung dieser Schulen zu vernehmen, teils um durch sie jüdische Lehrer für Rußland zu gewinnen.

Philippson stellte dem Minister nicht blos ein desfallsiges Memorandum zu, sondern führte ihm auch eine beträchtliche Zahl jüdischer Lehrer auf, welche er für diese großartige Mission gewonnen hatte; von vielen derselben sandte er ihm sogar die Zeugnisse. Der

[1]) Der Brief abgedruckt in „Der ungarische Israelit" 20, Nr. 24.

Minister trat alsbald mit ihm in Korrespondenz. Die Zuschrift Uwarows vom 23. März = 7. April 1841 lautet wörtlich:

„Geehrter Herr Doktor!

Indem ich Sie hiermit benachrichtige, daß ich Ihr Schreiben an Se. Kaiserliche Majestät, meinen Allergnädigsten Herrn, zu unterlegen das Glück hatte, gereicht es mir zur Freude, Ihnen zugleich melden zu können, daß in der That der Wunsch einer erhabenen Regierung dahin strebt, eine vollständige Anordnung für Judenschulen im Sinne Mendelssohns zu bewerkstelligen. Das Unternehmen ist aber mit desto größeren Schwierigkeiten verbunden, da die Hebräer sich hier zu Lande in der traurigsten Lage einer beinahe vollkommen moralischen und intellectuellen Verwilderung befinden, von der man sich in Deutschland kaum einen Begriff bilden kann. Nur mit der gesamten Anstrengung einer im Schoße des Judentums selbst erwachenden Kraft darf man auf Beseitigung solcher Hindernisse hoffen. — Wenn die Besseren unter dem Volke, und namentlich die aus Deutschland Berufenen, sich nicht als Lehrer und Rabbiner zur Ausführung des Planes der Regierung willig und mutig darbieten, so ist auf keinen Erfolg zu rechnen. In dieser Hinsicht sind wir gesonnen, sobald die Hauptmaßregeln gehörig geprüft und von Sr. Kaiserlichen Majestät bestätigt sein werden, eine Anzahl jüdischer Gelehrten zu berufen, um ihnen den doppelten Auftrag des Lehramtes und des neu organisierten Rabbinerstandes zu verleihen. Auch bin ich überzeugt, daß Sie und andere gleichgesinnte, im Zutrauen der Juden hervorragende Männer einen lebendigen, fortwährenden Anteil an dem Gedeihen des Werkes nehmen werden, um unermüdet auf Ihre Glaubensgenossen zu wirken. Je mehr Sie, geehrter Herr Doktor, für die Bildung Ihres Volkes gewirkt haben, desto mehr sind Sie und die Besseren unter demselben berufen, zum Heile einer halben Million moralisch verwaister Brüder sich thätig und warm bei dieser Gelegenheit zu zeigen.

Sobald das Geschäft, das übrigens von einer Menge verschiedener Kombinationen abhängt, weiter vorgerückt sein wird,

de ich es mir angelegen sein lassen, Sie mit dem ausführ-
en Plan bekannt zu machen. — Unterdessen halte ich es für
sam, sich nicht voreilig über die Angelegenheit öffentlich im
ucke zu laut vernehmen zu lassen,[1]) weil auch von dieser Seite
cht eine Polemik entstehen könnte, die vielleicht leidenschaftlich
nd grundlos, doch dem Gedeihen der Sache in den Weg treten
önnte.

Schließlich muß ich Ihnen, geehrter Herr Doktor, noch be-
kannt machen, daß der in Berlin residierende Russisch-Kaiserliche
Gesandte, Baron Meyendorff, sich gern dazu verstehen wird, jede
Notiz, sowohl über Sachen, wie über Männer, in reife Erwägung
zu nehmen, und mir seine Ansichten freundlichst mitzuteilen.
Auch wird es mir stets erwünscht sein, darüber in unmittelbarem
Verkehr mit Ihnen zu stehen.

Empfangen Sie hiermit zugleich die Versicherung meiner
vollkommenen Achtung

Ouwarow."[2])

Es ist zu bedauern, daß die ganze Korrespondenz Philippsons
t dem Grafen Uwarow, dem Baron von Meyendorff und an-
en russischen Staatsmännern, welche er selbst einmal zu ver-
entlichen beabsichtigt hat, uns nicht erhalten ist. Wir kennen
r noch folgendes Schreiben Uwarows vom 19. Juni =
Juli 1841:

„Hochgeschätzter Herr Doktor!

Se. Majestät der Kaiser, mein allergnädigster Herr, in
Anerkennung Ihrer Verdienste um die Bildung Ihrer Glaubens-

---

[1]) Auch in dem Briefe Philippsons an Goldenthals heißt es:
„Vor allem aber muß ich Sie um die gewissenhafteste und sorgfältigste
Verschweigung und Geheimhaltung dieser Mitteilung bitten und verpflichte
Sie dazu auf Ihre Ehre. Denn es ist Sr. Exc. des Ministers spezieller
Befehl, daß von dieser großartigen Maßregel nicht das Geringste in ein
öffentliches Blatt komme, bevor sie nicht vollständig ins Leben tritt. Würde
dies geschehen, so könnte die Realisierung sehr gefährdet sein."

[2]) A. Ztg. d. Jdts. 19, 523; 58, 498.

genossen und auf meine Vorlegung Ihres Bibelwerkes, haben geruht, Ihnen die große goldene Medaille mit dem Brustbilde Sr. Majestät gnädigst zu verleihen. Indem ich Ihnen dieselbe durch den Russisch-Kaiserlichen Gesandten in Berlin zu übersenden die Ehre habe, ist es mir angenehm, Ihnen hiermit zugleich die Versicherung meiner vollkommenen Achtung zu bezeugen.

Der Russisch-Kaiserliche Minister der Volksaufklärung.

Ouwarow."

Zur Ausführung seines großen civilisatorischen Unternehmens bediente sich der gelehrte und humane Minister eines jungen Mannes aus München, des Dr. Max Lilienthal, welchen Philippson einige Jahre früher der Ebräer-Gemeinde zu Riga als Prediger und Schuldirektor empfohlen hatte.[1] Dieser bewährte sich so tüchtig daß ihn Uwarow nach Petersburg ins Unterrichtsministerium berief, um in die jüdischen Angelegenheiten einen unmittelbaren Einfluß üben zu können. Er sandte ihn auch in die Provinzen, in welchen Juden ansässig waren, um die Verhältnisse zu studieren und den Boden für die zu errichtenden Schulen zu ebnen. Die Aufnahme, welche Lilienthal an vielen Orten fand, erweckte anfangs große Hoffnungen. Ehe jedoch die nötigen Schritte gethan waren, wobei sich allerdings die durch die Orthodoxie bereiteten außerordentlichen Schwierigkeiten herausstellten, änderte der Kaiser seine Ansichten. Die Judenfeinde waren mit ihren Vorstellungen durchgedrungen, daß der Durchgang der Juden zur Kultur durch Schulen ein zweifelhafter wäre, daß vielmehr Gewaltmaßregeln angewendet werden müßten, um sie für die Staatszwecke gebrauchen zu können. Hiermit scheiterte der Plan Uwarows. Lilienthal verließ Rußland und ging nach Amerika, wo er anfangs in New-York, dann in Cincinnati eine Stelle als Rabbiner bekleidete. Uwarow wurde allmählich in den Hintergrund gedrängt, und die schweren Bedrückungen, unter welchen die Juden Rußlands mehrere Jahre seufzten, nahmen ihren Anfang.

Kaiser Nikolaus war von dem Prinzipe beseelt, alle Nationalitäten und Konfessionen, selbstverständlich auch die zahlreichen Juden seines Reiches zu russifizieren und in den Schoß der griechisch-katholischen Kirche zu treiben. Aus diesem Prinzipe, das sich dem russischen Herrscher als eine unbedingte Notwendigkeit aufgedrängt hatte, entsprangen alle die grausamen Gesetze, welche gegen die Juden erlassen wurden. Funfzig Werst von jeder Grenze wurden sie entfernt gehalten und Ausnahmsbestimmungen für die Rekrutierung unter ihnen getroffen. Acht- und zehnjährige Knaben wurden aus den Armen ihrer verzweifelten Eltern gerissen, in den Depots von den Popen getauft und den Bauern zur Erziehung übergeben. Diese Maßregeln mußten bei längerer Dauer zur Ausrottung der Juden in Rußland führen. Über diese Grausamkeiten und über das große Märtyrertum der russischen Juden veröffentlichte Philippson ein ausführliches Memoire, das ohne sein Dazuthun in die größten französischen und englischen Zeitungen Eingang fand.[1]) Er wies darin nach, daß die judenfeindliche Tendenz nicht blos aus Glaubensfanatismus, sondern aus dem politischen Prinzipe, das damals unbedingt verfolgt wurde, erfloß. Aus diesem Grunde glaubte er auch, daß alle Bitten und Gesuche von in- oder ausländischen Juden, alle Vorstellungen von befreundeten Höfen vergeblich wären. In der That blieben die Bemühungen Sir Moses Montefiores, obgleich er von England aufs nachdrücklichste empfohlen worden war und eine Audienz beim Zaren erhalten hatte, völlig fruchtlos. Er zweifelte, daß eine Besserung für die Lage der Juden in Rußland selbst für die Dauer zu erwarten sei und hielt für das einzige Hilfsmittel eine mit Erlaubnis der russischen Regierung ausdauernd fortgesetzte Auswanderung und Übersiedelung.[2])

Zu diesem Zwecke forderte er im Januar 1846 zu einem allgemeinen Vereine zur Übersiedelung russischer Juden auf, dessen

[1]) Das Memoire „Rußland und die Juden,“ s. A. Ztg. d. Jdts. 9, Nr. 46—50.

[2]) Schon am 26. Juni 1842 schreibt Philippson seinem Bruder Phöbus: „Ich bin jetzt unter anderm beschäftigt, die Auswanderung von ca. tausend Familien polnischer Juden nach den Chataminseln zu vermitteln.“

Aufgabe es sein sollte, die Erlaubnis zur Auswanderung der Juden von der russischen Regierung zu erlangen, Plätze und Landstriche, in Amerika, am Cap, in Australien, zu ermitteln, die Mittel zur Auswanderung zu beschaffen und die Ansiedelung zu organisieren.[1]) Die Teilnahme für die russischen Juden war allgemein. Den Aufruf sandte Philippson an die größeren jüdischen Gemeinden Deutschlands, weil diese am meistens dabei interessiert waren. Er unternahm eine Reise nach Berlin, um die dortigen einflußreichen Männer für die Angelegenheit zu gewinnen. „In Bezug auf die russischen Juden," heißt es in einem Briefe vom 18. Februar 1846 an seine Frau, „werde ich die bedeutenderen Männer hier sprechen und glaube zu einem Ziele zu kommen. Die Gemeinde als solche hat eine jährliche Unterstützung von fünfhundert Thaler votiert und die Gemüter sind durch meine Artikel sehr vorbereitet." Er hatte Unterredungen mit Joel Wolf Meyer, Muhr, Hauptmann Burg, Simion u. a. Hoffnung wurde ihm von allen Seiten gemacht, aber nicht erfüllt. „Der Gemeinsinn war zu jener Zeit in den Juden noch allzuschwach, und die Gemeinden waren in ihrem Schoße von den Kämpfen um kleinliche gottesdienstliche Reformen zu sehr eingenommen, um einer allgemeinen Angelegenheit mehr als eine flüchtige Teilnahme zu gewähren."[2]) Von größerem Erfolge waren seine Bemühungen für die Juden Preußens.

Funfzehntes Kapitel.

Friedrich Wilhelm IV. und der christliche Staat.

zu Staatsbürgern erhoben, ihnen gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten mit den Christen erteilt und sie für militärpflichtig erklärt.

Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., ein Mann des besten Herzens, aber allen Einflüsterungen leicht zugänglich. Glänzend waren die Hoffnungen, welche auch in den Bekennern des Judentums bei seinem Regierungsantritte erstanden; dieselben wurden noch genährt durch die Worte der Verheißung, welche er an die zur Huldigung erschienene Deputation der jüdischen Gemeinde in Berlin richtete: „Bei dem Patriotismus, welchen die jüdischen Gemeinden meines Staates insbesondere die Berlins zeigen, läßt sich schon weiter bauen, und es soll, verlassen Sie sich darauf, weiter gebaut werden.“

Die Juden Preußens sahen einer Erweiterung ihrer Rechte vertrauensvoll entgegen, fanden sich aber in ihren Erwartungen sehr bald getäuscht.

Friedrich Wilhelm IV., in romantisch-kirchlichen Ansichten ganz befangen, beabsichtigte, gestützt auf die Theorie des christlich-germanischen Staates, welche in den höchsten Kreisen Anklang fand, die Juden als jüdische Nationalität von ihren christlichen Mitbürgern abzusondern und ihnen eine Ausnahmsstellung zu geben; er wollte, wie er sich äußerte, sie wieder „recht jüdisch“ machen und, um ihnen keinen religiösen Gewissenszwang aufzunötigen, sie der Militärpflichtigkeit entheben.

Das bloße Gerücht rief allgemeine Bestürzung hervor.

Philippson, der in seinem Denken und Fühlen ganz und gar Deutscher war und in inniger Liebe seinem Vaterlande angehörte, gab damals seinen Gefühlen Ausdruck in folgenden Versen:

„Was dir gehört, laß nimmer dir entreißen —
Dein deutsches Vaterland!
Hier war's, wo früh dein kindlich Herz erbebte:
Und es der Jugend Lust und Leid erlebte:
Drum ist es wohl dein heilig Vaterland.

Was dir gehört, laß nimmer dir entreißen —
Dein deutsches Vaterland!
Hier strittest du des Lebens heilig Streiten
Und mußtest all das Wechselnde durchschreiten:
Drum ist es wohl dein heilig Vaterland.

Was dir gehört, laß nimmer dir entreißen —
Dein deutsches Vaterland!
Hier steh'n, die alle Schätze überwiegen,
Der Eltern Gräber und der Kindlein Wiegen:
Drum ist es wohl dein heilig Vaterland.

So laß es nimmer, nimmer dir entreißen —
Dein deutsches Vaterland!
Sein Sonnenglüh'n und seine Eichenschatten,
Sein Saatenfeld und seine grünen Matten,
Sie sind dir eigen, sind dein Vaterland!

Philippson schritt auch sofort zur That. Bei der ersten Kunde von der projektierten Ausschließung richtete er, im vollen Bewußtsein der großen Scheidung, welche dadurch von den wahren Interessen des preußischen Volkes für die Juden bewirkt würde, im Namen der Magdeburger und vierundachtzig anderer jüdischen Gemeinden eine von ihm abgefaßte Petition an den König, in der er gegen die jüdische Nationalität und die Enthebung der Juden von der Militärpflicht nachdrücklichst sich verwahrte. „Wir würden aufhören," heißt es in dieser Petition, „vollständige Preußen zu sein, wenn wir aufhörten, vollständig zum Heere verpflichtet zu sein; wir würden wieder die Ausgeschlossenen, die Getrennten, die nur bedingt dem Vaterlande Angehörenden, wie wir es in so vielen traurigen Jahrhunderten gewesen." „Unsere Religion," heißt es dann weiter, „selbst die ältesten talmudischen Lehrer, machten es zur höchsten Verpflichtung, für den Staat, dem wir angehören, alle unsere Kräfte aufzuwenden. Sie gebietet uns ausdrücklich, nicht allein für dessen und des Königs Wohl zu beten — und das Gebet ist ja der höchste Akt des menschlichen Geistes, die größte Thätigkeit seines wahrhaften innersten Seins — sie hebt auch ausdrücklich jede ceremonielle Vorschrift dem Landesgesetze gegenüber auf. Und so vereinigt sich auch in uns das religiöse Bewußtsein, das den ganzen Menschen trägt, mit dem Patriotismus, und jede Veranlassung, welche uns von der thätigen Bewährung des letztern ausschlösse, würde auch den religiösen Menschen in uns verletzen, niederdrücken." [1]

[1] Die Petition s. A. Ztg. d. Jdts. 6, 200.

Dem Beispiele Philippsons folgten bald fast alle jüdischen Gemeinden des preußischen Staates, alle erklärten in Petitionen, daß sie von einer Befreiung von der Militärpflicht nichts wissen, daß sie sich nicht fremd, sondern auf heimatlichem Boden als treue und echte Preußen fühlen, daß sie für Preußens Sicherheit und Ehre mitkämpfen wollen. Diese einmütige und entschiedene Erklärung erregte allgemeines Aufsehen und bewirkte, daß man davon abstand, die Juden aus den Reihen der preußischen Krieger auszustoßen. Um die Besorgnisse der Juden zu beseitigen, beeilte sich der König, auf die Petition der jüdischen Gemeinde in Magdeburg unterm 14. März zu erwidern, „daß es niemals die Absicht gewesen sei, den Juden den freiwilligen Eintritt in den Militärdienst zu versagen, wodurch ihre Befugnis zur Teilnahme an den ehrenvollen Beruf der Landes-Verteidigung jedenfalls unverschränkt bleiben wird. Was aber die Pflicht der Juden zum Militärdienst für die Zukunft betrifft, so muß die Bestimmung darüber bis nach Beendigung der angeordneten Beratungen über die Regulierung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden ausgesetzt bleiben."[1])

Durch diese Agitation gegen die Fremdentheorie, welche Friedrich Wilhelm IV. zu einer Regierungsmaxime machen wollte, hat, wie Ad. Jellinek sich ausdrückt, „Philippson sich ein unsterbliches Verdienst um die ganze Judenheit erworben. Denn die Juden von der Militärpflicht ausschließen, heißt nichts anderes als sie aus ihrem Vaterlande hinausdrängen. Es war dies seinerzeit ein merkwürdiges Schauspiel! Ein Rabbiner tritt an die Spitze seiner Glaubensgenossen und kommandiert sie zum Gefecht, zum Kampfe, zum Angriffe, und ruft ihnen in militärischem Tone zu: „Meine Brüder! Unsere Vorfahren waren Soldaten, auch wir und unsere Söhne wollen Soldaten sein und in den Kampf ziehen, wenn der König ruft und wenn unser teueres Vaterland von Feinden bedroht wird."[2])

Die von den Juden gehegte Hoffnung, nicht als eine politisch abgesonderte Unterthanenklasse, mit besonderen Rechten und Pflichten,

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 6, 201.

[2]) Neuzeit 30, 13.

betrachtet, sondern als Bürger des Staates ihren christlichen Mitbürgern in Rechten und Pflichten gleichgestellt zu werden, erwies sich sehr bald als trügerisch. Am 1. Mai 1842 eröffnete ihnen der Minister v. Rochow, daß vom Standpunkte des „christlichen Staates" es nicht zulässig sei, „den Juden irgend eine obrigkeitliche Gewalt einzuräumen oder Rechte zu bewilligen, welche das christliche Gemeindewesen beeinträchtigen könnten." Um dieses Ministerialreskript, das nicht blos bei den Juden, sondern auch bei den Christen, die sich für Staatsangelegenheiten interessierten, eine ungeheuere Aufregung bewirkte, irgendwie zu rechtfertigen, veröffentlichte der Staatsrat J. G. Hoffmann, der langjährige Direktor des Statistischen Büreaus, in der „Preußischen Staats-Zeitung", die statistische Arbeit „Übersicht der Anzahl und Verteilung der Juden im Preußischen Staate nach einer Vergleichung der Zählungen zu Ende der Jahre 1840 und 1842",[1]) durch welche die Juden in moralischer und sozialer Beziehung herabgewürdigt wurden. Hiergegen veröffentlichte Philippson die Schrift: „Wie sich der Statistiker, Staatsrat rc. Dr. J. G. Hoffmann verrechnet!"[2]) Er gab dem Staatsrat und Statistiker zu bedenken, wie gefährlich es sei, aus armseligen Zahlen, in denen kein Leben und kein Gedanke sich ausspricht, einen Rückschluß auf das Leben in seinen unendlichen Bewegungen zu machen. Er wies ihm Schritt vor Schritt die gröbsten Schnitzer nach und zeigte, wie sein ganzes Räsonnement über die Hindernisse der bürgerlichen Gleichstellung der Juden aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sei. „Freilich ist es in der Judensache aus der Mode gekommen", so schließt er seine Schrift, „von der Menschlichkeit und dem Menschenrechte zu sprechen; man spricht hiervon nur, wenn man vom Juden etwas verlangt, aber nicht, wenn er etwas fordert. Aber dieses Gebiet ist uns dennoch zu günstig, als daß wir es preisgeben wollten; immerfort wollen wir es occupiert halten, vielleicht kömmt einst wieder Nachfrage danach. Und darum sagen wir: wir sind Menschen

---

[1]) Allg. Preußische Staatszeitung, 1842, Nr. 141, 142.

[2]) Leipzig, Baumgärtner, 1842.

und verlangen nichts mehr und nichts weniger als alles, worauf ein Mensch Recht hat, ein jeder von uns so viel, als wozu er befähigt ist. Aber vae victis, wehe der Minorität!"

Diese Schrift, welche die „Preußische Staats-Zeitung" auch nur zu annoncieren sich weigerte, hatte eine sehr günstige Wirkung. Ein damals einflußreicher Kritiker sprach sich dahin aus, daß „die jüdische Logik hier einmal wieder die christliche völlig überwunden habe." „Hier schreibt nicht ein Jude," lautet das Urteil K. Nauwerks, „sondern die unerbittliche Logik, welche kein religiöses Glaubensbekenntnis hat. Die statistischen Zahlen werden lügenhaft, weil sie sich christlich geberdeten. Das christliche Urteil wird von dem jüdischen in aller Form Rechtens verurteilt".[1])

Das bereits erwähnte Ministerialreskript hob übrigens den Mut der Gegner der Gleichstellung der Juden und verhalf dem Vulkan des deutschen Judenhasses zu einer bedeutenden Eruption. Eine ganze Flut von gehässigen Zeitungsartikeln ergoß sich über die Juden, besonders war es K. Hermes, ein Freund Menzels, der als Redakteur der „Deutschen Nationalzeitung" für freisinnig galt und jetzt in der von ihm redigierten „Kölnischen Zeitung"[2]) gegen die Gleichstellung der Juden schrieb. Hermes meinte, die Emanzipation der Juden sei an und für sich vernunftmäßig und gerecht, sie könne aber in Preußen nicht erteilt werden, weil der preußische Staat ein christlicher sei, weil alle bürgerlichen Einrichtungen vom Geiste des Christentums durchdrungen seien. Die Juden können zu den bürgerlichen Rechten nicht zugelassen werden, „die bisher den christlichen Staatsbürgern vorbehalten waren und von denen sie teils ihr Glaubensbekenntnis, sofern sie demselben nicht untreu werden wollen, teils die freilich nur durch Jahrhunderte der ungerechtesten Unterdrückung zu erklärende, jetzt aber einmal vorhandene und nicht im Augenblicke aufzuhebende sittliche Verwahrlosung der weit überwiegenden Mehrheit ihres Stammes ausschließt." Diese teils irrigen, teils boshaften Behauptungen wurden von Philippson in einem

1) Rheinische Zeitung, s. Orient 3, 302.

2) Kölnische Zeitung Nr. 187 vom 5. Juli 1842.

„Offenen Sendschreiben an den Herrn Dr. Hermes“, das er in der freisinnigen „Rheinischen Zeitung“ und dann in der „Zeitung des Judentums“[1] veröffentlichte, beleuchtet und schlagend widerlegt. Voller Entrüstung ruft er ihm zu: „Heraus, Herr Hermes, heraus, wenn Sie ein Mann der Wahrheit sind, wenn Sie nicht blos der augenblicklichen Laune als Zeitungsschreiber Beifall abbuhlen wollen, heraus mit Beweisen! Facta, Facta, keine boshaften Tiraden, keine leeren, trügerischen Reden: „ein Königreich um Facta!“ Beweisen Sie, daß der Jude in Preußen, Deutschland, Frankreich, Holland, England, Dänemark u. s. w. in weit überwiegender Mehrzahl sittlich verwahrlost sei — wo nicht — so tragen Sie den ganzen Schimpf unerwiesener Beschimpfungen! Sittliche Verwahrlosung in weit überwiegender Mehrheit, die will ich von Ihnen erwiesen haben! Auf diese Weise,“ schließt er das „Sendschreiben“, „hoffe ich noch nicht von Ihnen auf immer zu scheiden. Sie müssen mir antworten, und das will ich abwarten.“ Hermes antwortete, aber statt Beweise gab er wieder Phrasen, Tiraden, Redensarten und eine nicht kleine Zahl neuer gehässiger Verdächtigungen, sodaß Philippson sich bemüßigt sah, ihm in einem zweiten Sendschreiben zu erwidern.[2] Hermes nahm zu seiner Verteidigung noch einmal das Wort, holte zu guterletzt die alten verrosteten Waffen aus Eisenmenger und Konsorten hervor und entpuppte sich als wahrer Judenfeind. Landrabbiner Herzfeld in Braunschweig und Ign. Kuranda, der Redakteur der „Grenzboten“, gaben sich die Mühe, ihn zu widerlegen. Er schied alsbald aus der Redaktion der „Kölnischen Zeitung“ und folgte einem Rufe als Redakteur der „Preußischen Staats-Zeitung“, wurde aber von der preußischen Regierung, die wegen seines frühern Liberalismus kein sonderliches Vertrauen zu

iesetzentwurf über die Judenverhältnisse in Preußen den Ständen
orlegen werde, wandten sich fünfundvierzig jüdische Gemeinden, und
war die größten Preußens, an ihn mit der Bitte, eine Denkschrift
uszuarbeiten, in der alle Verhältnisse der Juden bündig dargelegt
verden sollten; sie wollten sie auf ihre Kosten drucken und an die
Mitglieder sämtlicher Provinzialstände verteilen lassen. Der Gesetz-
ntwurf wurde indeß den Ständen nicht vorgelegt, sodaß sich
Philippson der Mission nicht unterziehen konnte.[1]) Hingegen reichte
r im Oktober 1842 eine Petition wegen Reform der den Eid der
Juden betreffenden Gesetze, besonders um Erlaß der Anwesenheit
üdischer Geistlichen beim Zeugeneide und um Verbesserung der
jesetzlichen Vermahnungen, beim Justizministerium ein.[2])

Sechzehntes Kapitel.

Die Konsistorialverfassung.

Mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm IV. hatte sich
ier Juden in Preußen auch hinsichtlich der innern Verhältnisse und
Zustände in den Gemeinden eine nicht geringe Unruhe bemächtigt.
Während unter der Regierung Friedrich Wilhelm III. die jüdischen
Gemeinden insofern unter staatlicher Oberaufsicht standen, daß
hnen jede Neuerung im Gottesdienste offiziell verboten war, waren
ie jetzt sich selbst überlassen. Die Rabbiner und Prediger waren
veder hinsichtlich ihrer Anstellung noch ihrer Qualifikation und
ier Bestimmung ihrer Pflichten irgend einem Gesetze, sondern ganz
ier Willkür der Gemeinden unterstellt. Die Einrichtung des
Religionsunterrichtes blieb gänzlich dem Gutdünken der Gemeinden
mheimgegeben, sodaß nur die Religionslehrer, wo solche angestellt
vurden, einer ganz allgemeinen, die jüdische Religionslehre gar
nicht betreffenden Prüfung unterworfen waren. Der Gottesdienst

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 7, S. 161.

[2]) Das. 6, S. 681.

wurde in vielen Gemeinden ein Streitapfel zwischen Parteiungen und Persönlichkeiten; es gab fast überall Personen, welche einen veränderten, zeitgemäßen Gottesdienst wünschten, und solche, welche vom Herkömmlichen nicht lassen wollten. Die Autonomie der Gemeinden war nahe daran, in Anarchie umzuschlagen. Unter diesen Umständen mußte an einen Ausweg, an eine Einigung gedacht werden. Philippson glaubte dieselbe am nachhaltigsten in einer Konsistorialverfassung zu finden, in der Bildung eines jüdischen Konsistoriums für sämtliche Provinzen Preußens, das, ähnlich dem „Central-Konsistorium" in Frankreich, der „Israelitischen Oberkirchenbehörde" in Württemberg, dem „Oberrat" in Baden, unter Kontrole des Kultusministeriums die oberste Leitung der jüdisch-religiösen Angelegenheiten vollziehen und zugleich die vermittelnde Behörde zwischen der Staatsregierung und den jüdischen Gemeinden bilden sollte.

Zu den Funktionen des Konsistoriums sollten gehören: die Feststellung, bezw. Prüfung des Statuts und Etats der Gemeinden, die Kontrole über die Institute derselben, die Überwachung des Gottesdienstes, die Entscheidung aller gottesdienstlichen Fragen, die Beaufsichtigung der religiösen Akte, wie Trauung u. dgl. m., die Überwachung des religiösen Unterrichtes, die Errichtung und Leitung von Instituten zur Bildung von Rabbinern und Religionslehrern, die Feststellung der Rabbinatssprengel, der Qualifikationen und Funktionen der Rabbiner und Religionslehrer, die Prüfung der Rabbiner, Religionslehrer, Vorsänger und Schächter u. dgl. m. Nachdem er in einigen Paragraphen die Stellung des Konsistoriums zu der Staatsregierung, den Gemeinden und den Rabbinern definiert, bestimmte er die Zusammensetzung desselben. Es sollte bestehen aus einem Regierungskommissär, der die oberste Leitung der Ge-

So arbeitete Philippson einen vollständigen Gesetzentwurf aus, velchen er in der „Zeitung des Judentums“ veröffentlichte[1]) und 842 mit einer Denkschrift bei dem damaligen Kultusminister Eichhorn einreichte. Der Entwurf fand bei den Gemeinden keine Förderung, teils weil sie ihre völlige Unabhängigkeit nicht freiwillig aufgeben wollten, teils auch, weil bei den Parteien die Furcht vorherrschte, ihre Gegner würden in dem Konsistorium die Oberand behalten. Aber auch die preußische Regierung war nicht gevillt, dem Judentume eine solche feste Organisation und dadurch ür seinen Fortbestand eine wesentliche Stütze zu geben. Im folenden Jahre legte die Regierung sämtlichen jüdischen Gemeinden, roßen wie kleinen, in Bezug auf jüdisches Kultus- und Schulwesen ine Reihe von Fragen zur Beantwortung vor. Zunz, der dieelben im Auftrage des Berliner Gemeinde-Vorstandes beantwortete, ahm, wie es scheint, auf den Philippsonschen Gesetzentwurf Bezug, ndem er bemerkte: „Eine . . . Konsistorial-Verfassung würde nur andesgesetzlich, und zwar unter Zuziehung gewählter Vertreter der üdischen Gemeinden, auf die Dauer bestehen können.“ [2]) Philippson edauerte es noch in späteren Jahren, daß eine Konsistorial-Verassung den Juden in Preußen nicht gegeben wurde.[3]) An die Einührung einer solchen in Österreich wird in der Gegenwart gedacht.

Siebzehntes Kapitel.

Das israelitische Hospital in Jerusalem.

Friedrich Wilhelm IV., der durch und durch pietistisch war, hatte bald nach seinem Regierungsantritte die Gründung eines nglikanisch-evangelischen Bistums in Jerusalem beschlossen und

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 6, 305 ff.

[2]) Zunz, Kurze Antworten auf Kultusfragen (Berlin 1844), Ges. Schriften II, 209.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 48, 775.

seinen „Freund“ Bunsen, den damaligen preußischen Gesandten in Bern, nach London gesandt, um die englischen Staatsmänner und Bischöfe für diese Idee zu gewinnen. Wie aus den Briefen des Königs an Bunsen unzweideutig hervorgeht,[1] war die Propaganda unter den Juden der heiligen Stadt ein Hauptzweck seines Unternehmens: das neue Bistum, mit dem in England getauften Juden Alexander als Bischof, sollte das Centrum der Judenchristen werden. In das zu errichtende Krankenhaus, in Schulen und Handwerkerstätten sollten die armen, mittellosen Juden aufgenommen und zum Christentume bekehrt werden.

Das forderte zu einer Gegenanstalt auf. Um die Armen vor der Verlockung zum Abfall zu schützen, regte Philippson die Errichtung eines jüdischen Hospitals in Jerusalem an. Es war das ein um so dringenderes Bedürfnis, als in den meisten Orten des Orients die wissenschaftliche Medizin damals noch ganz unbekannt und ein Krankenhaus überhaupt nicht vorhanden war. Die Juden, welche aus dem östlichen Europa nach Jerusalem pilgerten, waren in Erkrankungsfällen der hilflosesten Lage preisgegeben. In dem zu errichtenden israelitischen Hospitale sollten die erkrankten Glaubensgenossen unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung finden.

Der am 11. September 1842 erlassene und einigemale wiederholte Aufruf[2] zur Errichtung eines Hospitals in Jerusalem durch Schenkungen und Beiträge hatte bald einen entsprechenden Erfolg. Die ersten, welche Philippson zu diesem Zwecke Beiträge sandten, waren Sir Moses Montefiore und dessen edle Gattin Lady Judith.[3] Sir Moses that noch mehr: er schickte auf eigene Kosten einen Arzt, Dr. Simon Fränkel aus Zülz, nach Jerusalem, stattete ihn mit einer wohleingerichteten Apotheke aus und bestimmte ihm ein fixes Gehalt.[4] Der Anfang zur Realisierung der Idee war somit gemacht.

[1] Ranke, Briefwechsel Friedrich Wilhelm IV. mit Bunsen (Leipzig 1873).

[2] A. Ztg. d. Jdts. 6, 573, 602; 7, 34.

[3] Das. 6, 689.

[4] Das. 7, 33; L. Wolf, Sir Moses Montefiore (London 1884), 121; B. Neumann, Das heilige Land und seine Bewohner (Hamburg 1877) 415, wo Philippsons Thätigkeit wohlweislich verschwiegen wird.

Ein weiterer, bedeutsamer Schritt geschah durch die Herren v. Rothschild in Paris. Dieselben spendeten einmalhunderttausend Francs unter der Bedingung, daß mit dem Hospitale eine Schule für die Israeliten beiderlei Geschlechts in getrennten Abteilungen verbunden werde. „Wir zweifeln nicht", heißt es in ihrem Schreiben an Philippson vom 24. April 1843, „daß Sie, Herr Rabbiner, mit diesen Anordnungen einverstanden sind, und wollen sehr gerne hoffen, daß die übrigen Reichen in Israel mit unseren Gesinnungen einverstanden, diesem edlen und gemeinnützigen Streben ihren Beifall und angemessenen Beitrag nicht versagen werden; und so wird der Ort, der nicht nur in der Geschichte unseres Glaubens, sondern auch in der der Menschheit von so großem Einfluß auf die Bildung und Gesittung war, durch die Anlage dieser beiden Institute die Rückwirkung jener, von dort aus verpflanzten und verbreiteten Lehren und Gefühle empfangen." [1])

Die Reichen in Israel folgten dem von Paris aus gegebenen Beispiele nicht. Die Sammlungen nahmen nur einen langsamen Fortgang; nicht einmal alle gezeichneten Beiträge liefen ein. Nun hätten die Spende der Rothschilds, die verheißenen Gaben aus England und Deutschland wohl hingereicht, um den Grund zu dem Hospitale und den Schulen zu legen. Das ganze Unternehmen scheiterte jedoch an dem Fanatismus der Juden in Jerusalem selbst. Sie zitterten bei dem Gedanken der Gründung von Schulen, durch welche der Boden für Gesittung und Industrie geebnet und ein Mittelpunkt geschaffen würde, um die Juden aus ihrer tiefen Erschlaffung und Unwissenheit herauszureißen. Sie schleuderten Bannstrahlen auf die Häupter aller, welche sich an dem Unternehmen beteiligten, sie regten das Volk auf und organisierten einen solchen Widerstand, daß an das Inslebentreten der Institute nicht zu denken war. Es kam so weit, daß die Armen in Jerusalem die von Philippson direkt dorthin geschickten Unterstützungsgelder, welche sich nach und nach auf mehrere Tausende von Thalern beliefen, nur heimlich und auf Umwegen in Empfang zu nehmen sich getrauten, weil ihre Be-

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 7, 277 f.

drücker sie im Falle der Annahme von allen übrigen Spenden auszuschließen droheten. So mußte nach eifrigem Streben und vielerlei Bemühungen das Unternehmen völlig aufgegeben werden: Philippson gab dem Hause Rothschild ihr Anerbieten zurück und stellte den Spendern ihre Gaben wieder zu Gebote. „Wir sind an solchem Schmerz längst gewöhnt“, klagt er wehmütig, „Ideen, welche zum Schoßkinde geworden und denen wir Anstrengungen genug geschenkt, in nichts sich auflösen zu sehen.“ [1])

Die von Philippson zuerst angeregte Idee, in Jerusalem ein israelitisches Hospital zu gründen, fand zwölf Jahre später ihre Verwirklichung. Die Familie Rothschild in Paris führte die Errichtung des Hospitals selbständig aus durch Albert Cohn, ihren Almosenier, der sich zu diesem Zwecke persönlich nach Jerusalem begab. Das Hospital, das den Namen „Meyer Rothschild“ trägt, wurde den 23. Juli 1854 in Paris eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben.[2])

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 12, 715.

[2]) Das. 12, 714 f.; 37, 340 f.; Js. Loeb, Biographie d'Albert Cohn

Viertes Buch.

Innere Wiedergeburt.

Achtzehntes Kapitel.

Philippsons religiöser Standpunkt.

Das Prinzip Philippsons für die Neubelebung oder die Reform des Judentums war von dem Geigers, der „die freie Entfaltung der innern sittlichen Kraft“ als das Wesen des Judentums betrachtete, geschweige von dem Holdheims, der das Politische vom Religiösen im Judentume völlig getrennt und ausgeschieden wissen wollte, grundverschieden.

Von dem Beginne seiner Laufbahn, schon im „Predigt- und Schul-Magazin“, hatte er als Grundanschauung aufgestellt, daß „das wahre Lebensprinzip des Judentums die geschichtliche Entwickelung des Judentums auf dem Boden der Thora und der heiligen Schrift ist.“ Das geschichtliche Judentum mit seinem unwandelbaren Inhalt der Wahrheit, des Rechts und der Liebe, und mit seiner stetigen Entwickelung an Erscheinung und Lebensgestaltung war ihm das allein wahre Judentum. Mit dieser Anschauung stand er ebensowohl dem stabil orthodoxen Judentume, wie dem selbstgeschaffenen sogenannten Reformjudentume entschieden gegenüber, und fand bei keiner dieser beiden Parteien Anklang und Anhang: die eine erblickte darin „Wendungen“, die andere, welche einige all-

ch bin kein sogenannter Reformjude — denn die Verlegung
bats auf den Sonntag, die Beseitigung der Beschneidung
ernung des Hebräischen aus dem Gottesdienste, die Ab-
g aller alten Symbole u. s. w., kurz die gänzliche Los-
g vom historischen Boden des Judentums, die völlige
n des Gesetzes, und selbst die Zweideutigkeit und Zweifel-
t in der Lehre, alles dies ist eine solche Zerstörung des
s Judentums, ist eine solche Verleugnung innerster Prinzipien
, daß jenes dem Judentume eher dem Namen als dem

„Und wenn Sie nun auch dieser Richtung des Judentums nicht angehören, was sind Sie dann?“

„Ich bin ein geschichtlicher Jude ... Gestatten Sie mir, dies mit wenigen Worten zu erläutern. Ich stehe als Jude auf einer viertausendjährigen Geschichte, und bin nur Jude durch diese viertausendjährige Geschichte. Nehme ich diese Geschichte unter mir hinweg, so bin ich nichts in religiöser Beziehung, am wenigsten Jude. Durchblicke ich nun diese Geschichte, so lehrt sie mich, daß von Abraham ab, mehr aber noch von den Verkündigungen durch Moses her unveränderliche Lehren und Prinzipien über Gott, Welt und Mensch, über Sittlichkeit und Heiligung durch alle Jahrhunderte des Judentums gehen und in allen Phasen und Umwälzungen des inneren und äußeren Geschickes meines Stammes klar und unzweideutig erscheinen; ja, ich sehe auch, daß selbst in der Ausprägung dieser Lehren und Prinzipien eine sich gleichbleibende, charakteristische Richtung durch alle Zeiten hindurch sich darlegt. Zugleich aber drängt es sich unwiderleglich mir auf, daß in den verschiedenen Epochen sich nicht allein sehr verschiedenartige Begriffe um diese ewigen Lehren und Prinzipien legten, sondern daß die konkrete Gestalt, die reale Erscheinung dieses Judentums in einer immerwährenden Entwickelung begriffen war ... Diese Erkenntnis lehrt mich nun, daß das orthodoxe Judentum, so verstanden, wie ich es oben gezeichnet, eine Fiktion ist und daß das Reformjudentum nicht minder eine Fiktion ist. Das Wesen des Judentums wird immer sein: seine ewigen Lehren und Prinzipien in der geschichtlichen Entwickelung zu erhalten und auszuprägen. Die geschichtliche Entwickelung ist aber ebensowenig der Stillstand jener Orthodoxie, wie die willkürliche Zertrümmerung seitens des Reformjudentums. Die geschichtliche Entwickelung besteht in der Festhaltung aller geschichtlichen und konkreten Momente, solange sie lebendig sind und in ihnen Lehre und Prinzip zur Erscheinung kommt, in der Einwirkung des Lebens und der sich entwickelnden höhern Geistesanschauung auf das geschichtliche und konkrete Material. Diese Entwickelung geht daher nicht von Einzelnen aus und im Einzelnen vor sich, sondern von und in der Gesamtheit, trotz der

extremen Parteien, welche namentlich in den Übergangsperioden, d. h. in Zeiten, wo die Entwickelung schneller pulsiert, am schärfsten hervortreten .... Niemals aber war das Judentum von diesen Gegensätzen absorbiert; das geschichtliche Judentum ist über sie hinweggeschritten, und diesem geschichtlichen Judentume gehöre ich mit meiner ganzen Seele an." [1])

Treu diesem Grundsatze, strebte er eine Neubelebung des Judentums auf der Basis der heiligen Schrift und der geschichtlichen Vergangenheit an. Durch die Reform, eine notwendige Folge der Entwickelung innerhalb und außerhalb des Judentums, sollte dessen äußere Erscheinung verklärt, das geschichtliche Bewußtsein in dem Juden geweckt und belebt werden. „Der Jude muß wissen wer er und was er in der großen Geschichte der Menschheit ist, was er durch die Zeiten getragen, was er geschaffen und gewirkt und was er noch schaffen und wirken soll jetzt und in zukünftiger Zeit." Um äußere Reform war es ihm nicht zu thun; er suchte von innen heraus zu reformieren. Nicht Reformation, sondern Regeneration! das war sein Wahlspruch. Es war ihm Hauptsache, das Judentum von allem Aber- und Afterglauben zu befreien, in seiner konkreten Gestaltung von allem Geschmackwidrigen, Verlebten zu reinigen, es mit Bildung und Wissenschaft zu versöhnen, mit den Forderungen der Zeit und der Gesellschaft auszusöhnen, die Aufgabe, welche es für die Gegenwart und Zukunft hat, zum Bewußtsein und zur Lösung zu bringen, kurz das Judentum und seine Bekenner vor Verdumpfung von der einen und vor Zersetzung von der andern

Anzahl von Personen auf dem Standpunkte zurück, von welchem die Entwickelung vor sich gegangen; diese sind, soweit sie darin einer aufrichtigen Überzeugung folgen, vollberechtigt und müssen darin vollkommen geachtet werden. Aber es ist für die Gesamtheit auch zuträglich, daß solche Freunde des Hergebrachten existieren. Eine jede Entwickelung gedeiht nur dann, wenn sie aus Reibung und Kampf der Geister geläutert, gesichtet und geklärt hervorgeht und wenn sie durch den Gegensatz von allen Ausschreitungen, sich von dem geschichtlichen Boden zu entfernen und sich ganz in die Strömung der Zeit zu verlieren, zurückgehalten wird. Derjenige, welcher einer andern Meinung, als er hat, durchaus keinen Platz gestatten will, welcher jede andere Ansicht durchaus beseitigt haben, welcher einer von der seinigen verschiedenen Überzeugung Zwang und Gewalt anthun will, verfolgt einen verwerflichen und zu falschem Ziele führenden Pfad, nach welcher Seite hin dieser auch gerichtet sein mag."[1]) Das war seine Ansicht, von der er sich, unbeirrt von oftmaligem Tadel der Radikalen immer leiten ließ. Er behandelte die aufrichtige sogenannte Orthodoxie stets mit Achtung, ehrte ihre Meinungen, sobald sie sich in geeigneter Weise aussprachen, und würdigte ihre Koryphäen mit der wärmsten Pietät. Andererseits stand er nie an, den blinden Fanatismus zu geißeln und diejenigen zu bekämpfen, welche die Religion zum Deckmantel persönlicher Leidenschaften und persönlicher Herrschsucht machten.

Philippsons eigentliche Thätigkeit für die Neubelebung des Judentums begann, als Anfang der vierziger Jahre eine allgemeine Bewegung der Geister durch die Welt ging und das Verlangen nach einer Entscheidung in den schwankenden Reformfragen energischer auftrat.

Die erste Anregung ging von Hamburg aus.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 29. 17.

Neunzehntes Kapitel.

Religiöse Streitfragen und Gutachten.

Während die früher geschilderten Vorgänge in Preußen die allgemeine Teilnahme in Anspruch nahmen, erregte ein religiöser Streit, wiewohl eigentlich nur von lokaler Bedeutung, die Gemüter. Die seit 1818 in Hamburg bestehende und inzwischen an Mitgliedern bedeutend gewachsene „Tempelgemeinde", wie sich die der Reform huldigende Gemeinde nannte, hatte nämlich beschlossen, ein neues Gotteshaus zu erbauen und gleichzeitig eine neue veränderte Auflage ihres Gebetbuches zu veranstalten. Kaum war das neue Gebetbuch erschienen, so erneuerte J. Bernays, der Rabbiner oder der Chacham, wie er sich nannte, der Hamburger Gemeinde, unterm 21. Oktober 1841 die im Jahre 1818 ausgesprochene Verketzerung des Gebetbuches, das in seiner neuen Auflage noch mehr als die erste „den Charakter einer mutwilligen Behandlung des Heiligen auf fast alle Gebete und Segenssprüche zerstückelnd und zerstörend in Anwendung bringe." Da diesem Verdammungsurteil über das neue Gebetbuch die weiteste Verbreitung verschafft wurde, so wandten sich die Direktoren des Tempels an die bekanntesten Rabbiner und Prediger, um deren Gutachten über das Gebetbuch einzuholen. „Du wirst in den Zeitungen über den Streit in Hamburg gelesen haben," schreibt Philippson den 25. November 1841 seinem Bruder Phöbus. „Die Tempeldirektion hat die Mittel ergriffen, die bedeutendsten Theologen und Rabbiner um ihr Gutachten zu bitten. In diesen Tagen geht meine Antwort weg, die ganz zu ihren Gunsten ausfällt, obgleich ich an Haarbleicher, der Mitglied der Redaktions-Kommission ist, privatim mein Mißfallen über manches gegeben habe."

Philippson geht in seinem Gutachten von dem Gesichtspunkte aus, daß „unser Gebetbuch nicht etwa ein Urprodukt unserer Religion, sondern später Zeit und einer tausendjährigen Periode ist, in welcher ein anfänglich an Umfang geringes zu — Folianten sich vergrößerte." Das jüdische Gebet ist nicht blos solches im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern teils Bekenntnis seiner Religionswahrheiten, teils Bitte aus dem Bewußtsein Israels als Ganzes

heraus, teils Ausdruck des Individuums. Hieraus ergiebt sich: „jene Grundgebete, in denen das Bekenntnis und die Bitte Israels als Ganzes enthalten sind, müssen festbewahrt bleiben, sie sind der Ausdruck Israels als einer positiven Konfession; hingegen muß der Ausdruck des Individuums als solches frei und den Bedürfnissen der Zeit, d. i. der persönlichen Wahrheit hingegeben sein.“ Er weist dann nach, daß in dem neuen Gebetbuche die Grundgebete und die ganze Anordnung der jüdischen Liturgie, sowie die Lehre vom Messias, soweit sich diese auf ganz Israel bezieht, bewahrt sind, daß dagegen die Abänderung der „Bitte um persönliche Rückkehr nach Jerusalem, um dort die Opfer zu bringen“, zeitgemäß sei. Das Resultat seiner Ansicht ist demnach, „daß, ganz abgesehen von einem Urteile für oder wider die Zweckmäßigkeit der in dem neuen Gebetbuche getroffenen Einrichtungen, diese sich doch von der Grundlage des bestehenden Judentums nicht entfernen, und daß der aus dem genannten Gebetbuche sein Gebet verrichtende Israelit seine Pflicht als solcher nicht ungenügt gelassen hat.“[1])

Die nächste Folge dieses Gutachtens war, daß Philippson von einem Manne, der zur Partei des Chachams gehörte und dessen „matte, nichtssagende, geschwätzige und ungründliche Entgegnung“ in der „Zeitung des Judentums“ nicht alsbald zum Abdruck gelangt war, in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ geschmäht und politisch verdächtigt wurde, was ihn zu einer geharnischten Erwiderung in jenem Blatte[2]) veranlaßte. „Wie oft mußten wir,“ heißt es darin, „von kurzsichtigen, stürmischen Radikalen den Vorwurf des Stabilismus vernehmen, da, wo wir auch diesen in seinen Rechten und in seinem Inhalte würdigten und verteidigten. So ergeht es zu jeder Zeit denen, welche vom festen historischen Standpunkt aus die Entwickelung des Göttlichen in der Menschheit ihren sichern Schritten nach zu verfolgen ringen.“

Ebenso entschieden wie gegen die Verketzerung des Hamburger

---

[1]) Das Gutachten ist mit den anderen enthalten in „Theologische Gutachten über das Gebetbuch nach dem Gebrauche des neuen israel. Tempels in Hamburg“ (Hamburg, Berendsohn) und A. Ztg. d. Jdts. 5, 743 ff.

[2]) Leipziger Allg. Zeitung vom 12. Januar 1842.

Gebetbuches machte Philippson Front gegen den Reform-Verein, der sich unter der Führung des Lehrers und Dichters Theodor Creizenach, „der sein Leben lang in der Poesie, Litteratur und Politik ein Stümper war", des später zum Christentum übergetretenen Sohnes Michael Creizenachs, in Frankfurt a. M. gebildet und als Grundsatz aufgestellt hatte, daß „die mit dem Namen Talmud bezeichnete Sammlung von Kontroversen, Abhandlungen, Vorschriften für seine Mitglieder weder in dogmatischer, noch in praktischer Hinsicht irgend eine Autorität habe, daß der Messias „weder erwartet, noch gewünscht werde, weil er mit dem deutschen Vaterlande gekommen sei." Der Verein nannte sich Reform-Verein! Mit Unrecht. „Die Reform des Judentums," argumentierte Philippson, „darf nicht die Grundformen, die Stützen, die wesentlichen Träger der Religion antasten, sonst ist es keine Reform, sondern Zerstörung." Der Frankfurter Reform-Verein wollte die ganze Vergangenheit des Judentums zurückstoßen und ihm zugleich die Zukunft abschneiden, „denn sobald Israel die Messiaslehre aufgeben würde, würde es sich selbst, seinen Zweck, seinen ganzen Inhalt aufgeben, denn diese Messiaslehre ist das Gebiet des Judentums, auf welchem es sich von seiner Individualität zur Allgemeinheit erhebt." [1])

Der Frankfurter Reform-Verein, welcher in dem von dem ultraradikalen Rabbiner M. Heß redigierten „Israelit des neunzehnten Jahrhunderts" sein Organ hatte, richtete seinen Hauptangriff besonders gegen die Beschneidung: die Mitglieder des Vereins weigerten sich, ihre Kinder in den Bund Abrahams einzuführen. Als dann einer der Reformfreunde die Beschneidung seines neugeborenen, gesunden Sohnes unterließ, erachtete der greise Frankfurter Rabbiner Salomon Abraham Trier eine solche systematische Opposition für wichtig genug, seine Amtsbrüder in der Nähe und in der Ferne zum Kampfe gegen diese „Neusekte" aufzufordern und sie um Gutachten über die Beschneidung zu bitten. In dieser durch den Druck veröffentlichten Sammlung erwähnt Rabbiner Trier „besonders rühmend des Dr. Philippson,

zahl gegenüber, auch bei den reinsten Absichten, auch in r
sönlichen Interessen ganz entfernten Angelegenheiten Verdäch
ausgesetzt ist. Allein die Betrachtung, daß ohne diese Bei
für die erste Versammlung gar nicht zum Ziele gekommen
konnte, setzte mich zuletzt über alle Bedenklichkeiten hinweg.'
genau kannte er die Herren Rabbiner und Prediger!
dächtigungen fehlte es nicht, selbst noch vor Zusamment
Versammlung. „Philippsons autokratisches Verfahren irrt m
nicht, ob ich gleich keineswegs seinen Advokaten machen mö
ich gern glaube, daß er gar zu gern den Papst spielen m
scheint er mir doch bei der in Rede stehenden Ange
unschuldig zu sein, da man ihm einmal die näheren Bestim
und Arrangements überlassen hat, und woran man auc
läufig recht gethan, sonst wäre wohl ein „Kidra debe
entstanden. „Für die Folge, hoffe ich, soll ihm der Herr
genommen werden," heißt es in einem Briefe des Tempel
Gotthold Salomon in Hamburg [2]) vom 15. Mai 1844 an
in Dresden, Philippsons guten Freund. Einige Monat
hatte Philippson diesem „Diener des göttlichen Wortes" z
fünfundzwanzigjährigen Jubiläum die Glückwünsche in d
lichsten Ausdrücken öffentlich dargebracht: [3]) daß er a
seiner Predigtsammlungen im „Predigt- und Schul-Magazi
rezensiert hatte, das konnte ihm der eitle Mann nie verze

Als Versammlungsort war von Mehreren Magdeburg,
furt a. M., Mainz vorgeschlagen: es mußte aber ein
gewählt werden, welche leicht zu erreichen und deren G
durch Einigkeit, sowie durch Empfänglichkeit für Bildung u
bedürfnisse ausgezeichnet war. Philippson richtete seinen
Braunschweig. Mitten im Winter begab er sich dahin, fand
bei dem dortigen Landrabbiner L. Herzfeld, wie bei den V
der Gemeinde, deren einer der Schwager Samson Raphael
war, das freundlichste Entgegenkommen und die Zusicheru

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 8, 259.
[2]) Neuzeit 1, 616.
[3]) A. Ztg. d. Jdts. 7, 621 f.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Rabbiner-Versammlung in Braunschweig.

„Einigung thut not!" schreibt Philippson am Schlusse des Jahres 1843; „wir wollen mit Ernst an die Lösung dieser schwierigen Aufgabe gehen." [1]) Derselbe Gedanke, der ihn bei der Gründung der „Allgemeinen Zeitung des Judentums," bei der „Jüdisch-theologischen Fakultät" u. a. leitete, nämlich die lebendige Gemeinschaft im Judentume, führte ihn auch auf den Plan, die Institution der Rabbiner-Versammlungen ins Leben zu rufen. Die Idee der Vereinigung lag im Geiste der Zeit, warum sollte nicht auch das Judentum diese allgemeine Idee benutzen? Durch persönliche Zusammenkunft derer, welche an der Spitze der Gemeinden standen, durch unmittelbare Besprechungen und Verhandlungen sollte eine Verständigung über die Differenzpunkte, eine einheitlichere Richtung, eine Förderung gemeinsamer Unternehmungen erzielt werden. Am 8. Januar 1844 erließ Philippson, aufgemuntert durch M. Lilienthal, damals in St. Petersburg, und den Landrabbiner B. Levi in Gießen, in der „Zeitung des Judentums" eine „Aufforderung an alle Rabbiner und jüdische Geistliche Deutschlands zur Abhaltung jährlicher Versammlungen;" [2]) in derselben heißt es: „das Erste, das Notwendigste ist, daß keine Meinungsverschiedenheit, keine Nüancierung allein repräsentiert oder ausgeschlossen werden darf. Alle sind geladen, Alle sind verpflichtet, Alle aufgenommen. Nur aus dem Zusammentritt Aller kann der Zweck erreicht, das Heil erzielt werden." Der Aufruf fand Anklang. Alsbald liefen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands Zustimmungen und Anmeldungen von Rabbinern ein, die auf dreiunddreißig stiegen. Bestimmung des Ortes und der Zeit für die erste Versammlung war von mehreren, welche ihr Erscheinen zugesagt hatten, Philippson überlassen. Es war ihm peinlich genug, hierin nach eigenem Ermessen verfahren zu müssen. „Die Erfahrung hat mich belehrt," bemerkte er aus diesem Anlasse, „wie das Individuum einer Mehr-

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 7, 762.
[2]) Das. 8, 27.

zahl gegenüber, auch bei den reinsten Absichten, auch in von persönlichen Interessen ganz entfernten Angelegenheiten Verdächtigungen ausgesetzt ist. Allein die Betrachtung, daß ohne diese Bestimmung für die erste Versammlung gar nicht zum Ziele gekommen werden konnte, setzte mich zuletzt über alle Bedenklichkeiten hinweg." [1]) Wie genau kannte er die Herren Rabbiner und Prediger! An Verdächtigungen fehlte es nicht, selbst noch vor Zusammentritt der Versammlung. „Philippsons autokratisches Verfahren irrt mich auch nicht, ob ich gleich keineswegs seinen Advokaten machen möchte und ich gern glaube, daß er gar zu gern den Papst spielen möchte, so scheint er mir doch bei der in Rede stehenden Angelegenheit unschuldig zu sein, da man ihm einmal die näheren Bestimmungen und Arrangements überlassen hat, und woran man auch vorläufig recht gethan, sonst wäre wohl ein „Kidra debe Schufti" entstanden. „Für die Folge, hoffe ich, soll ihm der Herrscherstab genommen werden," heißt es in einem Briefe des Tempelpredigers Gotthold Salomon in Hamburg [2]) vom 15. Mai 1844 an B. Beer in Dresden, Philippsons guten Freund. Einige Monate früher hatte Philippson diesem „Diener des göttlichen Wortes" zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum die Glückwünsche in den herzlichsten Ausdrücken öffentlich dargebracht; [3]) daß er aber eine seiner Predigtsammlungen im „Predigt- und Schul-Magazin" scharf rezensiert hatte, das konnte ihm der eitle Mann nie verzeihen.

Als Versammlungsort war von Mehreren Magdeburg, Frankfurt a. M., Mainz vorgeschlagen; es mußte aber eine Stadt gewählt werden, welche leicht zu erreichen und deren Gemeinde durch Einigkeit, sowie durch Empfänglichkeit für Bildung und Zeitbedürfnisse ausgezeichnet war. Philippson richtete seinen Blick auf Braunschweig. Mitten im Winter begab er sich dahin, fand sowohl bei dem dortigen Landrabbiner L. Herzfeld, wie bei den Vorstehern der Gemeinde, deren einer der Schwager Samson Raphael Hirschs war, das freundlichste Entgegenkommen und die Zusicherung, daß

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 8, 259.

[2]) Neuzeit 1, 616.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 7, 621 f.

die Teilnehmer der Versammlung bei den Mitgliedern der Gemeinde gastliche Aufnahme finden würden. Er richtete sodann am 26. März ein Schreiben an den Vorstand der Braunschweiger Gemeinde, das dieser dem Magistrate und durch ihn dem herzoglichen Staatsministerium vorzulegen hatte, um für die Abhaltung der Versammlung die behördliche Erlaubnis zu erlangen. Nachdem auch diese erfolgt war, wurde der 12. Juni als Tag der Eröffnung festgestellt.[1]) Vierundzwanzig Rabbiner und Prediger aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands nahmen an der Versammlung teil. Mehrere die ihr Erscheinen angemeldet hatten, wie Frankel in Dresden, Mannheimer in Wien, Sachs in Prag, Auerbach in Bonn, erschienen nicht; den bayrischen Rabbinern, H. Aub in München, J. Aub in Baireuth, L. Adler in Kissingen, E. Grünebaum in Landau, L. Seligmann in Kaiserslautern, Oppenheim in Pirmasens, wurde die Teilnahme behördlich untersagt; andere wie B. Levi in Gießen, M. Wassermann in Mühringen waren durch äußere Umstände abgehalten. Auch Philippson dachte daran, nicht zu erscheinen, „da der Einzelne bei solch tüchtiger Männer Zusammenkunft entbehrlich ist, und er bereits Verkennungen auch hierin begegnet war."[2]) Die Erschienenen huldigten sämtlich dem Fortschritte, wenn auch in verschiedenen Färbungen; von den Rabbinern konservativer Richtung kam nicht ein einziger.

Die Sitzungen waren öffentlich. „Unser Jahrhundert verlangt Licht und Öffentlichkeit, die wir nicht zu scheuen haben," entgegnete Philippson denen, welche Bedenklichkeiten gegen die öffentlichen Sitzungen hatten. „Wer eine Meinung ausspricht, hat sie zu vertreten, wer dies nicht kann oder will, der schweige lieber." [3]) Die Öffentlichkeit ist eins der ersten Lebenselemente der Rabbiner-Versammlung, ein Zeichen des Selbstbewußtseins und zugleich des Vertrauens auf die allgemeine Gesittung. Dieser Umstand war

Seid allesamt gegrüßt, Ihr rüstigen Streiter,
Auf heiligem Schlachtgefild;
Ermattet nicht, o kämpfet mutig weiter;
Euch deckt des Höchsten Schild!

Des Geistes Fackel, einmal angezündet,
Wird leuchten immerdar,
Bis vor dem reinen Himmelsglanz entschwindet
Der nächt'gen Geister Schar.

Und ist zur Ernte reif die Saat geworden,
Die Ihr jetzt ausgestreut,
So eilet dann vom Süden und vom Norden,
Zur Welfenstadt wie heut!

Der heil'ge Kampf, hier hat er angefangen,
Hier laßt uns einst begeh'n
Das Siegesfest — und sind wir heimgegangen,
Laßt's unsere Kinder seh'n.[1])

Philippson hatte einen Entwurf der Statuten für die V
sammlung vorbereitet, der nach langer Verhandlung mit eini
Veränderungen auch angenommen wurde, und den Antrag gest
die Antworten des französischen Sanhedrins vom Jahre 1807
beraten und unter angemessenen Modifikationen anzunehmen. ;

[1]) Aus einer Handschriften-Sammlung im städtischen Archiv zu Bra
schweig mitgeteilt von Landrabbiner Dr. Rülf. A. Ztg. d. Jdts. 52, 79.

Begründung dieses Antrages wies er in einem längern Vortrage darauf hin, daß einerseits der Staat Garantieen fordern könne, inwiefern die in seinem Schoße bestehenden Religionsgenossenschaften keine antisoziale Tendenz hegen, und es andererseits für die erste Rabbiner-Versammlung angemessen sei, die Kontinuität der im Judentum erflossenen Kundgebungen zu wahren.[1]) Der Antrag wurde einer aus drei Mitgliedern bestehenden Kommission überwiesen, diese erstattete, ohne mit den von dem Sanhedrin erteilten Antworten genau bekannt zu sein, nach vier Tagen Bericht und schlug die Annahme derselben mit einigen zeitgemäßen Modifikationen vor.

Die Verhandlungen der ersten Rabbiner-Versammlung haben die Reform zu einem weit entschiedeneren Ausdruck gebracht, als Philippson wollte und wünschte. Anstatt zu beleben, zur Erhaltung und Fortbildung des Judentums zu dienen, hatte sie meistens Fragen kritischer Natur aufgeworfen; Anträge auf Reform der Ehegesetze, der Sabbat- und Speisegesetze wurden eingebracht und Kommissionen zur Berichterstattung für die nächste Rabbiner-Versammlung überwiesen. Die Partei, welche ohne Berücksichtigung der Vergangenheit und der im Herzen des Volkes für die bestehenden Formen noch vorhandenen gemütlichen Momente einen radikalen Standpunkt einnahm, war überwiegend zahlreich; gegen sie konnte sich das von Philippson vertretene Prinzip der Vermittelung keine Geltung verschaffen. Holdheim, der mit seinen Ansichten über Trennung des Religiösen vom Politischen im Judentum auftrat, M. Heß, der noch über Holdheim hinausging, Geiger und Samuel Hirsch, die Tempelprediger Salomon und Frankfurter wollten alles Bestehende niederreißen und nur das gelten lassen, was Kritik und Vernunft bestimmen.[2])

Und wie benahmen sich mehrere dieser Herren gegen Philippson nach der Versammlung? Schon in den von Frankfurter, dem Sekretär der Versammlung, herausgegebenen Protokollen, welche zumeist „magere Auszüge, dürre Sätze, die er in der Eile und

)itze notiert hatte," enthielten, zeigte sich Parteilichkeit, insofern
as was seiner Ansicht am meisten zusagte, auch am breitesten
ıitgeteilt wurde, und eine auffallende Animosität gegen Philippson.
Während die Eröffnungsrede Herzfelds aufgenommen worden war,
atte man die seinige unterdrückt. Seine Voten über die Gebetssprache
nd den Eid wurden so falsch und verstümmelt wiedergegeben, daß
r dagegen protestieren und die wirkliche Fassung nachträglich ver=
ffentlichen mußte. Als er es gar wagte, die Rabbiner=Versammlung
anz objektiv zu beleuchten, wurde er, wie Zacharias Frankel,
amals Oberrabbiner in Dresden, der sich über die ganze Ver=
ımmlung abfällig äußerte,[1]) von dem Kirchenrat Maier in Stuttgart,
em Präsidenten der ersten Rabbiner=Versammlung, und von
Gotthold Salomon in besonderen Schriften aufs heftigste ange=
:indet.[2]) Über das Salomonsche Pamphlet war man so ent=
üstet, daß der eigene Verleger sich bei Philippson entschuldigte,
r habe von dem Inhalte keine Kenntnis gehabt, und sich erbot,
ine Gegenschrift zu verlegen, was Philippson jedoch ablehnte, da
r der Sache keine Bedeutung beilegte. Zur Abwehr stets gerüstet,
in klingengeübter Streiter, ja wie es thatkräftige Menschen fast
ımmer sind, zeitweise sogar ein guter Hasser, fertigte er seine
Gegner in derber Weise ab. Recht scharf ist die dem Prediger
Salomon erteilte Antwort. „Hätte der Dr. Salomon eine in den
ehörigen Schranken sich haltende Entgegnung gegeben, so würden
)ir die Epitheta, mit denen er anhebt, „mein mir befreundeter
Landsmann, der verdienstreiche Dr. Philippson," recht vergnügt
ingenommen haben. Da aber der Dr. Salomon sich auf eine
Menge von Persönlichkeiten eingelassen, so sagen wir ihm offen,
aß wir weder das Schmeicheln, noch das Heucheln lieben. Ich
)eiß wirklich nicht, ob Herr Dr. Salomon und ich jemals „be=
reundet" gewesen. Zu einem solchen Titel gehört bei mir mehr,

---

[1]) Frankel, Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judentums I, 89 ff.

[2]) J. Maier, Die erste Rabbiner=Versammlung und ihre Gegner. Stutt=
art 1845; G. Salomon, Die Rabbiner=Versammlung und ihre Tendenz.
)amburg 1845.

und wenn ich, wo es auf meinem Wege lag, dasjenige was ich bei Salomon Verdienstliches finde, stets offen ausgesprochen habe, so habe ich ihm auch das Gegenteil nie erspart, und der Herr Dr. Salomon begegnete mir bei meinem ersten Auftreten schon so unbefreundet, daß ich die Lust, befreundet zu sein, nie empfand. In der Freundschaft bildet — die Achtung vor dem Charakter stets das Hauptmoment, wo diese fehlt, geht's halt nicht lang."[1]) Trotzdem stattete Philippson während eines spätern Aufenthalts in Hamburg dem alten, kranken Salomon einen Besuch ab, bei welcher Gelegenheit ihm dieser mit großer Befriedigung die vielen schönen Zeichen der Anerkennung zeigte, welche er zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum erhalten hatte.

Die Braunschweiger Rabbiner-Versammlung hatte eine mächtige Bewegung unter den Juden nicht allein Deutschlands hervorgerufen. Gegen die in jener Versammlung gefaßten Beschlüsse erließen siebenundsiebzig konservative Rabbiner aus Deutschland, Ungarn, Holland und Galizien, zu denen sich noch gegen vierzig andere gesellten, ein Manifest, das wieder Proteste und Erklärungen vieler Gemeinden hervorrief. Von weit nachhaltigerer Wirkung als das Manifest der zumeist unbekannten konservativen Rabbiner war der Aufruf, welcher am 2. April 1845 von reformsüchtigen Männern in Berlin „An unsere deutschen Glaubensbrüder" erlassen wurde, dessen unmittelbare Folge die „Genossenschaft für Reform im Judentum," die spätere Berliner „Reformgemeinde", wurde. Die „Genossenschaft für Reform" trat sofort in Verbindung mit der zweiten Rabbiner-Versammlung, welche in Frankfurt a. M. stattfand.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Rabbiner-Versammlung in Frankfurt a. M.

Die Versammlung in Braunschweig hatte für die nächste Zusammenkunft in Frankfurt a. M. den 15. Juli 1845 bestimmt.

In der Zeit zwischen der Versammlung in Braunschweig und
er in Frankfurt nahm Philippson Veranlassung, in einer Reihe
on Artikeln seine Ansichten über „Was und wie soll im Juden=
ume reformiert werden?“ darzulegen. Er wollte, wie bereits
rwähnt, eine Reform vom Standpunkte des positiv=historischen
Judentums. Sie darf daher nicht im Negieren, nicht im Nieder=
eißen bestehen; an die Stelle des Negierten muß ein Positives
esetzt, der religiöse Sinn muß geweckt und neubelebt werden.[1])
„Mögen die Richtungen der einzelnen Teilnehmer sein, welche sie
vollen, vor allem müssen Alle darin übereinstimmen, einen
estimmten Standpunkt für die Gesamtheit zu wahren: den bibli=
chen Standpunkt, den Standpunkt der göttlichen Offenbarung an
Israel. Der Standpunkt des willkürlichen Rationalismus, der
anz nach Gutdünken die Institutionen der Religion über die
Schrift hinaus auf eigene Faust erbauen will, kann nimmermehr
er in Israel geltende werden. Er zersetzt, aber verbindet nicht.
Er ist es, der nichts dulden will als — sich selbst,“ schreibt
Philippson, als er sich zur zweiten Rabbiner=Versammlung begab.[2])
Dieselbe war etwas zahlreicher besucht als die erste. Infolge der
Entschiedenheit, mit der sich die Orthodoxen ihr widersetzten, fehlte
war einer großen Zahl von Rabbinern, welche dem Fortschritte
uldigten, der Mut, an einer solchen Versammlung teilzunehmen.
Dennoch waren mehrere aus Süddeutschland in Frankfurt er=
hienen, während einige aus Norddeutschland fehlten. Hinzugetreten
aren einige Freunde der entschiedenen Reform, wie David Einhorn
us Birkenfeld, und mehrere der gemäßigten Reform, wie Zacharias
Frankel aus Dresden, Schott aus Randegg, der bejahrte Gosen
us Marburg, dann auch die dem Lehrfache zugewendeten J. M.
Jost und Jakob Auerbach in Frankfurt a. M.

Mehr noch als in Braunschweig wurde in Frankfurt ein ein=
rächtiges Zusammengehen von vornherein durch kleinliche Eifer=
üchteleien behindert. „Das Einzige was mir hier zuwider ist,“

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 9, Nr. 20—28.

[2]) Das. 9, S. 433.

schreibt Philippson am 13. Juli, noch vor der Eröffnung der Versammlung, seiner Frau, „ist die Feindseligkeit der Parteien, das Intriguieren, das Schimpfen, das Drängen, um Einen zu sich hinüberzuziehen. O, was sind die Menschen albern! Ich halte still und — lache sie aus."

Am 15. Juli wurde die zweite Rabbiner-Versammlung eröffnet, und Stein als Ortsrabbiner zum Vorsitzenden gewählt. Die Vorlesung der Zuschriften, deren nicht wenige aus Darmstadt, Mainz, Bingen, Breslau und anderen Gemeinden eingelaufen waren, und der Adresse, welche eine Deputation der Berliner „Genossenschaft für Reform" überbrachte, füllte die ersten Sitzungen aus, bis in der dritten der Kommissionsbericht über die Liturgie auf der Tagesordnung stand. Die erste Frage betraf die Verwendung der hebräischen Sprache beim Gottesdienste. Auf Grund des Berichtes stellte man die Fragen: Ist die hebräische Sprache beim Gottesdienste objektiv notwendig, oder subjektiv notwendig, oder nur ratsam? Es kam zu weitläufigen Diskussionen. Frankel, der einer gemäßigten Reform allerdings huldigte, dieselbe aber an die Vertretung des „Gesamtwillens und der Wissenschaft" knüpfte,[1] suchte zunächst die Versammlung auf den Boden eines Prinzips zu versetzen; er bat und beschwor sie, sich vor allem über ihren Standpunkt auszusprechen. Alsbald zeigte es sich, daß das von Frankel aufgestellte Prinzip des „positiv-historischen" Judentums von der ganzen Versammlung einstimmig bejaht wurde, während die einzelnen eine sehr verschiedene Auffassung desselben hatten.

Über die Beibehaltung der hebräischen Sprache wurde „gesprochen und gesprochen, ohne zu einem Ende zu kommen." Philippson drückte seine Ansicht in einer längeren Rede aus. Er verwahrte sich von vornherein gegen die beiden Extreme, den Gottesdienst nur hebräisch oder nur deutsch gestalten zu wollen: er hielt es für notwendig, das deutsche Element in der Synagoge einzubürgern, aber für ebenso notwendig das Hebräische zu erhalten. „Die hebräische Sprache besitzt den Charakter der

---

[1]) M. s. Frankel, Über Reformen im Judentume, a. a. O. I, 1 ff.

Heiligkeit, da sie die Sprache der göttlichen Offenbarung ist, da sie durch die Erhabenheit ihrer Klänge, die Ehrwürdigkeit ihres Alters das Gemüt mächtig anregt, wir also dieses große Moment aus unserm Gottesdienste nicht verlieren dürfen. Als Mittelpunkt der Konfession muß der öffentliche Gottesdienst ein Einheitliches und ein Unterscheidendes haben. Die deutschen Juden sind Deutsche, fußen und wurzeln in Deutschland, denken und fühlen deutsch; aber das Judentum kann kein deutsches sein, das ist universell für die Juden aller Zonen. Die Zerstreuung der Juden ist nicht Zerstreuung des Judentums, vielmehr muß dieses einen einheitlichen Charakter haben. Wenn wir in bürgerlicher Hinsicht mit allen Vaterlandsgenossen nach Einheit streben, so müssen wir doch im Religiösen das Unterscheidliche festhalten. Eine Minorität bedarf einer unermeßlichen Majorität gegenüber unterscheidender Momente und ein solches bedeutendes Moment ist das Hebräische beim Gebete. Die hebräische Sprache," so schloß Philippson, „ist notwendig, objektiv notwendig im öffentlichen Gottesdienste und muß mit der deutschen Sprache organisch vereinigt werden." [1] Die objektive Notwendigkeit der hebräischen Sprache, für die außer Frankel, Philippson und Stein nur wenige eintraten, wurde von der Majorität verneint.

Sobald Frankel einsah, daß die Partei der radikalen Reform, mit Geiger und Holdheim an der Spitze, in der Mehrheit sei, gab er die Hoffnung auf, in dieser Versammlung mit seinem Prinzipe durchzudringen, und schied aus; ihm folgte sofort Schott, der sich als Nachfolger des nach London berufenen Dr. Adler um das Landrabbinat in Hannover beworben hatte. Frankels Ausscheiden erregte Aufsehen; die konservativen Rabbiner scharten sich um ihn, und viele konservative Gemeinden beehrten ihn mit Dank- und Huldigungs-Adressen. Zur Beratung über die unerläßlichen Reformen wollte er auf den 21. Oktober 1846 eine „Theologen-Versammlung" nach Dresden einberufen, dieselbe kam jedoch nicht zu stande.

---

[1] Protokolle u. Aktenstücke der 2. Rabbiner-Versammlung (Frankfurt a. M. 1845), S. 39 f.; A. Ztg. d. Jdts. 9, 472 f.

„Die Angelegenheiten hier nehmen einen ruhigen Gang trotz Frankels Entfernung," berichtete Philippson den Seinigen den 21. Juli, an demselben Tage, an dem die Messiasidee zur Besprechung kam. Der Messiasbegriff war ihm, „wie die Offenbarung das Fundament, das Dach des Judentums." Hieran reiheten sich die Fragen über die Erinnerungen an den Opferkultus in der Liturgie und die Beibehaltung der Mussaphgebete, über die er sich wieder weiter ausließ, denn in der ausführlichen Besprechung dieses Gegenstandes erblickte er den ganzen Charakter der Rabbiner-Versammlung ausgesprochen. „Nein, wir brechen nicht mit dem Talmud," ruft er zum Schlusse seiner Rede aus, „im Gegenteil, wir sprechen erst recht seine Berechtigung aus, indem wir dasselbe in einem neuen Geistesstadium vollführen, was er in dem seinigen. Wir entfernen uns nicht vom positiv-historischen Standpunkte, indem wir gerade die weitere Entwickelung des Positiv-Historischen fördern. Hier aber ist es, wo eine eigene Erscheinung in der Geschichte der Menschheit zu berücksichtigen ist. In den sozialen, politischen, juridischen und scientifischen Gebieten zeigt es sich nämlich, daß die Menschheit, so wie sie eine höhere Stufe ersteigt, ein Residuum ihrer früheren Stufe mit hinaufnimmt, als ein Denkzeichen ihrer früheren Entwickelungen. Es liegt dies um so tiefer, weil jeder Mensch dieselben Phasen der Entwickelung in sich durchmacht, mancher in einer der früheren sogar stehen bleibt. Auch im Kultus muß dieses Gesetz sein, und wie der Talmud aus der Phase des Symbols dessen Beschreibung, so müssen auch wir ein Residuum des Symbols und dessen Wortes erhalten. Und dazu ist die rechte Stelle im Mussaph. Alle Bitte um Wiederherstellung des Opferkultus muß unnachsichtlich gestrichen werden, aber eine Erinnerung an diese Stufe der israelitischen Gottesverehrung muß statthaben. Die Beibehaltung des Mussaph hat übrigens auch ihre praktische Begründung; der Thoravorlesung und Predigt muß ja noch irgend ein gottesdienstlicher Abschnitt folgen, und dies ist für uns Mussaph, Zusatz."[1])

„Mit diesem Vortrage habe ich nicht allein das Publikum,

[1]) Protokolle S. 119 f.; A. Ztg. d. Jdts. 9, 488 f.

dern auch — meine Kollegen erobert," heißt es in einem Briefe
n 24. Juli an seine Frau. Einstimmig wurde beschlossen, die
tten um die Wiederherstellung des Opferdienstes aus den Gebeten
szuscheiden, dagegen war die Mehrheit dafür, daß die Stellen
Thora, welche Opfervorschriften enthalten, in hebräischer Sprache
d auch die Mussaphim beibehalten werden. Nach Erledigung
hrerer anderer liturgischer Fragen, wie die Vorlesung aus der
ora und aus den Propheten, die Zulässigkeit der Orgel in der
nagoge u. a. verlas Philippson als Referent der zur Beant-
rtung der Adressen gewählten Kommission die von ihm abgefaßten
tworten, welche mit einigen Abänderungen in ihrer ursprüng-
hen Fassung angenommen wurden. In der achtzehnten und
ten Sitzung motivierte er dann noch in einem längeren Vortrage[1])
Errichtung der jüdisch-theologischen Fakultät, welche zur
rderung und Ausführung, ebenso wie die Bearbeitung von Er-
hungs- und Andachtsbüchern für das häusliche und religiöse
den Kommissionen, deren Mitglied er war, überwiesen wurde.

Die Rabbiner-Versammlung, welche wohl auf dem Standpunkt
Reform, aber doch entschieden auf dem des positiv-historischen
dentums stand, hatte in der in Frankfurt abgehaltenen ihren
hepunkt erreicht. Zu diesem Erfolge hatte Philippson wesentlich
getragen. Am 22. Juli, wenige Tage vor Schluß der Ver-
mmlung, schrieb er darüber seinem Bruder Phöbus: „Der Inhalt
ines Briefes entsprach ganz den Vorsätzen, mit denen ich hierher
eist, und habe ich sie pünktlich befolgt. Ich ließ sie sich streiten
d zanken um Nebensachen, nahm aber in den Hauptsachen so
schieden das Wort und mit solcher Kraft, daß ich als Redner
erste Stelle in der Versammlung eingenommen und mir eine
t überwiegende Stellung erobert habe. . . . Die Versammlung
diesmal einen wesenhaften Charakter angenommen. Sie ist
schieden reformistisch und mit ihr beginnt jedenfalls eine neue
oche. Ich habe allerdings einen konservativ-reformistischen Stand-
nkt eingenommen, um die Versammlung vor dem Nihilismus zu

---

[1]) Protokolle S. 372 f.; A. Ztg. d. Jdts. 9, 501 f.

und hatte den spätern radikalen Standpunkt noch nicht eingenommen. Er predigte an den Neujahrstagen und am Versöhnungstage.[2] Die Wirkung des Gottesdienstes war eine wahrhaft begeisternde.[3]

Die durch die Reformbestrebungen in Deutschland hervorgerufenen Bewegungen fanden zu gleicher Zeit Widerhall auch in London, wo in Westend eine von dem Oberrabbiner Hirschel für schismatisch und ketzerisch erklärte Reformgemeinde bestand. Als

---

[1] A. Ztg. d. Jdts. 58, 462 f.

[2] Die Predigten erschienen auf Wunsch der Genossenschaft im Druck [illegible]

n im Dezember 1845 die Tochter eines Mannes, der bei dieser
emeinde angestellt war, mit einem jungen Manne, der der West-
inster-Synagoge angehörte, die Ehe eingehen wollte, erklärte der
uerwählte Oberrabbiner, die Erlaubnis zur Trauung nur dann
teilen zu können, wenn die Braut sich schriftlich verpflichte
d vor dem Rabbinats-Kollegium persönlich erkläre, die Westend-
ynagoge nie mehr zu besuchen und fortan als „gutes jüdisches
auenzimmer" d. h. nach orthodoxen Gebräuchen zu leben. Dieser
ufsehen erregende Vorgang führte zu einem Schriftwechsel zwischen
ir Francis H. Goldsmid, dem Präsidenten der Londoner Reform-
meinde, und dem Oberrabbiner N. Adler. Kaum hatte Philippson
unde davon erhalten, so richtete er an die „Londoner Westend-
ynagoge oder Burton-Street-Gemeinde" ein Sendschreiben, in
m er ihr die Teilnahme der Glaubensgenossen in Deutschland
zeugt. „Wir alle sind in religiöser Beziehung eins, und der
hlag, der auf einen Teil geführt wird, empfindet das Ganze in
en seinen Gliedern; die Wunde, die einer Seite zugefügt wird,
entzieht das Herzblut dem ganzen Organismus." Er betrachtet
s Faktum als einen Eingriff in das Heiligtum der Familie, als
en Glaubens- und Gewissenszwang. „Wenn erst in Israel ein
aubenstribunal errichtet ist, wenn erst das Heiligtum der Familie
auscht wird, wenn erst Erfüllung oder Verletzung irgend einer
remonialvorschrift Gegenstand der Untersuchung und Beurteilung
end eines Chachams, Rabbinen ist und danach mitten in unsere
bensverhältnisse hineingegriffen wird — fragen wir uns, was
nn aus der Religion Israels werden soll?" Dringend forderte
die britischen Glaubensbrüder auf, das widrige Phantom zu
jagen und die finsteren Bestrebungen zu bekämpfen.[1])

Dieses Sendschreiben ließ die Burton-Street-Gemeinde ins
glische übersetzen und verteilen.

---

[1]) Das Sendschreiben, s. A. Ztg. d. Jdts. 10, Nr. 13.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Rabbiner-Versammlung in Breslau.

Die dritte Versammlung deutscher Rabbiner, an der außer Geiger, Herxheimer, Holdheim und Philippson, welche die Berufungs-Kommission bildeten, noch zweiundzwanzig andere, größtenteils Mitglieder der vorjährigen Versammlung, teilnahmen, tagte unter dem Vorsitze Abraham Geigers vom 13. bis 24. Juli 1846 in Breslau, dem Sitze des mehrjährigen Haders der entschiedensten Parteien.

Der Hauptgegenstand dieser Versammlung war die Sabbatfrage. Keine Institution des Judentums hatte, seitdem die Juden Mittel- und Westeuropas in das ganze bürgerliche Leben und in die Kulturentwickelung unserer Zeit eingetreten waren, einen solchen Widerspruch zwischen Lehre und Leben herbeigeführt wie der Sabbat. Die Rabbiner-Versammlung unterzog sich mit großer Kraftanstrengung der schwierigen Aufgabe, den Versuch zu einem Ausgleich zu machen. Das Sabbatgesetz hat eine bestimmte biblische Grundlage. Der Sabbat ist der Kern der jüdischen Religion, das Fundament des ganzen religiösen Lebens, mit dem das Judentum steht und fällt. Die Aufgabe der Versammlung war um so schwieriger als der Standpunkt der großen Masse zu berücksichtigen war und sie sich von der Aufforderung gedrängt sah, für das praktische Leben zu wirken. Daher versprachen sich von der Lösung dieser Aufgabe die wenigsten Rabbiner irgend welchen Erfolg.

Philippson gehörte zu denen, welche auch in der Sabbatfrage das Negative beiseite setzen und das Positive zum Ausdruck bringen wollten. Er glaubte den richtigen Weg einzuschlagen, wenn er sich auf den biblischen Standpunkt stellte. Sein Antrag lautete, die Rabbiner-Versammlung wolle erklären:

1. „Der Sabbat hat zum Zweck und Inhalt: die Heiligung, die Loslösung des Geistes aus der materiellen Lebenssphäre, die Erhebung zu Gott und zum Leben im Geiste.

2. Er erreicht diesen Zweck durch eine erhöhete gottesdienst-

liche Feier, durch die Entfernung vom gewerblichen Leben und durch das Enthalten von aller Arbeit.

3. Eine Arbeit ist am Sabbat nur gestattet:

a. zu gottesdienstlichen Zwecken, da diese den Zweck des Sabbats selbst ausschließt;

b. wenn Menschenleben in Gefahr steht;

c. wenn es der Staat zu seiner organischen Erhaltung erfordert, also dem Soldaten, so weit es der Dienst, dem Beamten, soweit es sein Amt unumgänglich erfordert."[1])

In der Motivierung dieses Antrages erörterte er die Notwendigkeit des Sabbats für die geistige Natur des Menschen. In den beiden Sätzen: „Der Mensch ist im Ebenbilde Gottes geschaffen" und „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verzehren" wird der Gegensatz im Menschen hervorgehoben. Der Mensch ist nämlich einerseits der Gott ebenbildliche Geist, dessen Bestimmung es ist, nach immer größerer Gottähnlichkeit zu streben, und andererseits der Knecht des materiellen Lebens. Für diesen Gegensatz giebt die Offenbarung die Lösung — durch den Sabbat. Dieser ist daher dualistischer Natur, indem er einerseits die Knechtschaft des materiellen Lebens durch die Ruhe in die Freiheit, andererseits den Geist zur Erhebung und Heiligung bringt. Ist demnach der Sabbat rational, weil er eine geistige Notwendigkeit für den Menschen ist, so kann ihm doch auch die symbolische Beschaffenheit nicht genommen werden; nennt ihn doch die Schrift selbst „Oth", ein „Zeichen"; aber er ist nicht ein Symbol an sich, sondern es ist ihm nur eine symbolische Analogie gegeben. Das Sabbatgesetz als solches steht als göttlich da, kurz, bestimmt: „Du sollst keine Arbeit verrichten." Die Tradition trat ein, wie eine Jury, stellte keine Definition auf, sondern ging alle einzelnen Fälle durch und entschied. Nun will die Gewissensfreiheit, welche nicht über das Gesetz sich stellt, welche das Gesetz als bindend anerkennt und das Gesetz in seinem Begriff, in seiner

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 10, 377.

Definition festhält, die Anwendung in einzelnen Fällen sich selbst vindizieren. „Darum keine neue Kasuistik, keinen neuen Codex schmieden! Wollten wir das, so würde ich den alten vorziehen, denn er hat den Bestand und die Konsequenz für sich.“ Entschieden spricht sich Philippson gegen die Verlegung des Sabbats aus. „Die anderen Religionen haben den Sabbat von uns entlehnt, aber indem sie ihn von uns entlehnten, wollten sie doch nichts mit uns gemein haben und verlegten ihn absichtlich, um sich ihre Selbständigkeit zu schaffen, auf Sonntag beziehungsweise Freitag. Jetzt soll das Judentum seine Selbständigkeit aufgeben, und wir hingehen und sprechen: Wir wollen die Tage feiern, die Ihr feiert?!“[1]

Philippson blieb mit seinem Antrage in der Minderheit. Da er in den Anträgen über den Sabbat ein Prinzip, einen systematischen Zusammenhang vermißte, so verharrte er in der Opposition und enthielt sich bei den meisten Beschlüssen der Abstimmung. Bei den verschiedenen, sich schroff einander gegenüberstehenden Richtungen konnte eine Einigung im Prinzipe nicht zustande kommen. Die Beschlüsse über das Sabbatgesetz im allgemeinen waren ein Misgriff, welcher tief empfunden und sehr gemisbilligt wurde. Die Rabbiner-Versammlung faßte noch Beschlüsse über die zweiten Feiertage und deren Abschaffung, die Beschneidung, welche der Aufsicht der Ärzte unterstellt werden sollten, über die Trauergebräuche, und trat mit dem Kuratorium der Jonas Fränkelschen Stiftung wegen der jüdisch-theologischen Fakultät in Verbindung. Auch wurde die Herausgabe eines „Erbauungsbuches für die häusliche Andacht“ einer Kommission, bestehend aus Philippson, Stein, Formstecher u. a., übertragen.

Die vierte Rabbiner-Versammlung sollte im Juli 1847 in Mannheim abgehalten werden; sie fand jedoch nicht statt. Durch eine [illegible]en Orthodoxen in Karlsruhe angestiftete Intrigue, [illegible]h die Versagung der ministeriellen Erlaubnis, welche [illegible]rzlichen Zeit zu einer solchen Versammlung noch not

1) [illegible]otokolle u. [illegible] 123 f.

vendig war, soll sie verhindert worden sein.[1]) Doch wäre sie
uch zustande gekommen, so hätte sich Philippson nicht daran
eteiligt. Schon in Breslau hatte er den Entschluß gefaßt und
hm seinen Bruder, wie mehreren Kollegen mitgeteilt, den Rabbiner-
Versammlungen in der Folge nicht mehr beizuwohnen. Die ganze
Art und Weise, wie die Beschlüsse über die Sabbatfrage ohne
edes Prinzip hingestellt und in die Kasuistik hineingestürzt wurden,
vie Geiger und die radikale Majorität die Diskussion abschlossen,
vährend sie nach ihrem Belieben auf einen bereits zur Abstimmung
gebrachten Gegenstand zurückkamen, hatte ihm die Teilnahme
gründlich verleidet, umsomehr als die Versammlung wesentliche,
iber den Augenblick hinausgreifende Resultate nicht zu Tage ge-
fördert hatte; „sie ging allzuschnell auf Fixierung und Formulierung
der Reform los, also auf Dinge, welche der ganzen Natur der
Bewegung im Judentume widersprachen."[2]) Selbst das „Erbauungs-
buch" kam nicht zustande. Auch nicht ein einziges Mitglied der
Versammlung hatte einen Beitrag eingesandt.[3]) „Von einem Er-
bauungsbuche durch die Rabbiner-Versammlung ist keine Rede
mehr," schreibt Philippson seinem Bruder Phöbus im Juli 1847;
„diese Herren dekretieren, essen darauf, gehen nach Hause und
legen — sich schlafen." Unter solchen Umständen hielt er es
für geraten, sich von der Rabbiner-Versammlung, welche nunmehr
auch von den radikalen Reformern angefeindet wurde, geräuschlos
zurückziehen. An den Wiederzusammentritt derselben war vorder-
hand nicht zu denken. Die allgemeine politische und soziale
Atmosphäre war sehr schwül geworden. Vor den Bewegungen im
politischen Leben traten die religiösen Fragen immer mehr in den
Hintergrund.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 48, 248.
[2]) Das. 31, 211.
[3]) Das. 11, 608 f.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Vorlesungen.

eben den religiösen Kämpfen, welche in den vierziger Jahren
; in der Kirche sowohl wie in der Synagoge geführt wurden,
ben dem immer allgemeiner gewordenen Verlangen nach politi-
mgestaltung, besonders nach einer konstitutionellen Verfassung,
tigten die Geister und Gemüter schon in jener Zeit die
tischen Theorieen, welche sich von Frankreich her eingedrängt,
ı Deutschland ihre Vertreter hatten.

Philippsons scharfem Blicke war die Bedeutung und Trag-
dieser Bewegung nicht entgangen. Er hielt es für dringend
ı, innerhalb dieser großen geistigen und gesellschaftlichen

ewegten, nicht blos einen Raum, sondern auch eine Antwort
ehabt habe, daß die höchsten politischen und sozialen Prinzipien,
m deren Berechtigung und Verwirklichung in der civilisierten
Welt seit mehr als einem Jahrhundert gekämpft wird, nicht blos
ls ein Ausfluß der Zeit, der veränderten politischen Verhältnisse
nd der humanen Gesinnung zu betrachten, sondern seit Jahr=
ausenden in der unerschütterlichen Grundlage der positiven Religion
egeben, ja von der Religion selbst proklamiert worden sind. Er
ollte zeigen, daß die großen Grundsätze, welche die Gegenwart
ür das moderne Staatsleben fordert, daß selbst die soziale Frage
chon vom Mosaismus ausgesprochen und in vielen Gesetzbestim=
mungen bethätigt worden. Um diese von dem Franzosen Joseph
Salvador zuerst angeregten Ideen, welche Philippson in vielen Leit=
rtikeln seiner Zeitung, auch in einem Predigt-Cyklus weiter
usgeführt hatte, in ihrer Allgemeinheit, in ihrem Verhältnis
ur Vergangenheit und Gegenwart, zu immer weiteren An=
rkennung zu bringen, entschloß er sich, eine Reihe öffentlicher
Vorlesungen über „Geschichte, Inhalt, Stellung und Beruf des
Judentums“ zu halten.

Öffentliche Vorlesungen waren vor funfzig Jahren noch etwas
eltenes und noch dazu von einem jüdischen Theologen. Die an=
gekündigten Vorlesungen Philippsons wurden von Zuhörern aller
Konfessionen überaus zahlreich besucht. Die erste hielt er am
22. Dezember 1846 und schon nach der fünften, den 29. Januar 1847,
onnte er seinem Bruder Phöbus melden: „Meine Vorlesungen
machen hier Furore. Mit jeder Vorlesung wächst die Zahl der
Teilnehmer und der Teilnahme, und der Saal ist vollgedrängt.
Die von gestern Abend ‚Über den Ursprung des Rabbinismus
und des Christentums‘ hat einen außerordentlichen Beifall gehabt.“
Die Vorlesungen fanden in der That einen solchen Beifall, daß
r noch vor Beendigung derselben ersucht wurde, sie vor einem
ndern Auditorium, das sie von Beginn an zu hören behindert
var, zu wiederholen. Nach Schluß der Vorlesungen wurde ihm
on seiten einer Anzahl christlicher Zuhörer eine mit zahlreichen
Unterschriften versehene Adresse überreicht, in der es heißt:

„Sie haben uns durch Ihre Vorlesungen, Herr Doktor, einen so seltenen geistigen Genuß bereitet, der nicht als solcher flüchtig, wie so mancher des Lebens, sondern nachhaltig ernst auf unsere Gemüter auch für die ferne Folgezeit wirken wird. Sie haben unsern Gesichtskreis erweitert und uns dadurch in den Stand gesetzt, gereiftere Urteile in das Leben herüberzutragen. Sie haben durch mächtige Worte das beseligende Gefühl für wahre religiöse Freiheit in unserer Brust gehoben. Für alles dieses sagen wir unsern tiefgefühlten Dank, den Dank, der aus dem innersten Herzen kommend, sich so schwer dem toten Buchstaben einverleiben läßt; genehmigen Sie ihn, und lassen Sie uns noch den Wunsch aussprechen, das was wir an jenen uns unvergeßlichen Abenden gehört, doch recht bald durch den Druck auch denjenigen teilhaftig werden zu sehen, die Gefühl für das Hehre und Große in ihrer Brust tragen und nicht so glücklich waren, Zuhörer der Vorlesungen gewesen zu sein.“ [1])

Die Vorlesungen, deren erste fünf in der „Zeitung des Judentums“ veröffentlicht wurden, erschienen alsbald unter dem Titel „Die Entwickelung der religiösen Idee im Judentume, Christentume und Islam.“ [2])

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Entwickelung der religiösen Idee.

Philippson suchte, den großen Gedankeninhalt des Judentums in seiner Grundlage und seiner geschichtlichen Entwickelung zur Erkenntnis zu bringen und zugleich nachzuweisen, daß die allgemeinen Prinzipien des Mosaismus gerade diejenigen sind, welche die Entwickelung der Menschheit erstrebt und nach deren Verwirklichung sie ringt.

Die religiöse Idee, im Gegensatze zur menschlichen oder dem Heidentume, hat ihren Ursprung im Mosaismus, welcher den voll-

sondern auch — meine Kollegen erobert," heißt es in einem Briefe vom 24. Juli an seine Frau. Einstimmig wurde beschlossen, die Bitten um die Wiederherstellung des Opferdienstes aus den Gebeten auszuscheiden, dagegen war die Mehrheit dafür, daß die Stellen der Thora, welche Opfervorschriften enthalten, in hebräischer Sprache und auch die Mussaphim beibehalten werden. Nach Erledigung mehrerer anderer liturgischer Fragen, wie die Vorlesung aus der Thora und aus den Propheten, die Zulässigkeit der Orgel in der Synagoge u. a. verlas Philippson als Referent der zur Beantwortung der Adressen gewählten Kommission die von ihm abgefaßten Antworten, welche mit einigen Abänderungen in ihrer ursprünglichen Fassung angenommen wurden. In der achtzehnten und letzten Sitzung motivierte er dann noch in einem längeren Vortrage[1]) die Errichtung der jüdisch-theologischen Fakultät, welche zur Förderung und Ausführung, ebenso wie die Bearbeitung von Erbauungs- und Andachtsbüchern für das häusliche und religiöse Leben Kommissionen, deren Mitglied er war, überwiesen wurde.

Die Rabbiner-Versammlung, welche wohl auf dem Standpunkt der Reform, aber doch entschieden auf dem des positiv-historischen Judentums stand, hatte in der in Frankfurt abgehaltenen ihren Höhepunkt erreicht. Zu diesem Erfolge hatte Philippson wesentlich beigetragen. Am 22. Juli, wenige Tage vor Schluß der Versammlung, schrieb er darüber seinem Bruder Phöbus: „Der Inhalt Deines Briefes entsprach ganz den Vorsätzen, mit denen ich hierher gereist, und habe ich sie pünktlich befolgt. Ich ließ sie sich streiten und zanken um Nebensachen, nahm aber in den Hauptsachen so entschieden das Wort und mit solcher Kraft, daß ich als Redner die erste Stelle in der Versammlung eingenommen und mir eine fast überwiegende Stellung erobert habe. . . . Die Versammlung hat diesmal einen wesenhaften Charakter angenommen. Sie ist entschieden reformistisch und mit ihr beginnt jedenfalls eine neue Epoche. Ich habe allerdings einen konservativ-reformistischen Standpunkt eingenommen, um die Versammlung vor dem Nihilismus zu

[1]) Protokolle S. 372 f.; A. Ztg. d. Jdts. 9, 501 f.

Anteil an ihr ebenfalls meiner und ihrer würdig.“ Bei aller Anerkennung, welche er in Frankfurt a. M. fand, war sein dortiger Aufenthalt doch kein ungetrübter. Ihn erreichte dort die Nachricht von dem Tode seines Kindes, das nur wenige Wochen gelebt hatte. Darum gab er auch seinen Plan, von Frankfurt nach Basel und Straßburg zu reisen, auf und eilte direkt nach Hause.

Einige Monate später, sechs Tage vor dem Neujahrsfeste, erschien bei ihm eine Deputation der Reformgenossenschaft in Berlin. Diese junge Gemeinde hatte nämlich schon im Juni den Beschluß gefaßt, für die hohen Feste einen provisorischen Gottesdienst einzurichten. Derselbe war deutsch in der Form, jüdisch in seinem Inhalte. In den Gebeten herrschte überwiegend die deutsche Sprache und nur für einige besonders weihevolle Stücke, wie Sch'ma, Kadosch u. a., sowie für die Vorlesung aus der Thora war das Hebräische beibehalten. Alle Vorbereitungen waren getroffen, aber es fehlte der Prediger. Da richtete die junge Gemeinde an Philippson die dringende Bitte, ihren Gottesdienst am bevorstehenden Neujahrsfeste durch Predigt einzuweihen. Nachdem die an ihn gesandte Deputation von seiten der Magdeburger Gemeinde die Erlaubnis erlangt hatte, willigte Philippson ein, der Einladung zu folgen. Die Genossenschaft befand sich im ersten Stadium der Entwickelung und hatte den spätern radikalen Standpunkt noch nicht eingenommen. Er predigte an den Neujahrstagen und am Versöhnungstage.[2]) Die Wirkung des Gottesdienstes war eine wahrhaft begeisternde.[3])

Die durch die Reformbestrebungen in Deutschland hervorgerufenen Bewegungen fanden zu gleicher Zeit Widerhall auch in London, wo in Westend eine von dem Oberrabbiner Hirschel für schismatisch und ketzerisch erklärte Reformgemeinde bestand. Als

nun im Dezember 1845 die Tochter eines Mannes, der bei dieser Gemeinde angestellt war, mit einem jungen Manne, der der Westminster-Synagoge angehörte, die Ehe eingehen wollte, erklärte der neuerwählte Oberrabbiner, die Erlaubnis zur Trauung nur dann erteilen zu können, wenn die Braut sich schriftlich verpflichte und vor dem Rabbinats-Kollegium persönlich erkläre, die Westend-Synagoge nie mehr zu besuchen und fortan als „gutes jüdisches Frauenzimmer" d. h. nach orthodoxen Gebräuchen zu leben. Dieser Aufsehen erregende Vorgang führte zu einem Schriftwechsel zwischen Sir Francis H. Goldsmid, dem Präsidenten der Londoner Reformgemeinde, und dem Oberrabbiner N. Adler. Kaum hatte Philippson Kunde davon erhalten, so richtete er an die „Londoner Westend-Synagoge oder Burton-Street-Gemeinde" ein Sendschreiben, in dem er ihr die Teilnahme der Glaubensgenossen in Deutschland bezeugt. „Wir alle sind in religiöser Beziehung eins, und der Schlag, der auf einen Teil geführt wird, empfindet das Ganze in allen seinen Gliedern; die Wunde, die einer Seite zugefügt wird, sie entzieht das Herzblut dem ganzen Organismus." Er betrachtet das Faktum als einen Eingriff in das Heiligtum der Familie, als einen Glaubens- und Gewissenszwang. „Wenn erst in Israel ein Glaubenstribunal errichtet ist, wenn erst das Heiligtum der Familie belauscht wird, wenn erst Erfüllung oder Verletzung irgend einer Ceremonialvorschrift Gegenstand der Untersuchung und Beurteilung irgend eines Chachams, Rabbinen ist und danach mitten in unsere Lebensverhältnisse hineingegriffen wird — fragen wir uns, was dann aus der Religion Israels werden soll?" Dringend forderte er die britischen Glaubensbrüder auf, das widrige Phantom zu verjagen und die finsteren Bestrebungen zu bekämpfen.[1])

Dieses Sendschreiben ließ die Burton-Street-Gemeinde ins Englische übersetzen und verteilen.

---

[1]) Das Sendschreiben, s. A. Ztg. d. Jdts. 10, Nr. 13.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Rabbiner-Versammlung in Breslau.

Die dritte Versammlung deutscher Rabbiner, an der außer Geiger, Herzheimer, Holdheim und Philippson, welche die Berufungs-Kommission bildeten, noch zweiundzwanzig andere, größtenteils Mitglieder der vorjährigen Versammlung, teilnahmen, tagte unter dem Vorsitze Abraham Geigers vom 13. bis 24. Juli 1846 in Breslau, dem Sitze des mehrjährigen Haders der entschiedensten Parteien.

Der Hauptgegenstand dieser Versammlung war die Sabbatfrage. Keine Institution des Judentums hatte, seitdem die Juden Mittel- und Westeuropas in das ganze bürgerliche Leben und in die Kulturentwickelung unserer Zeit eingetreten waren, einen solchen Widerspruch zwischen Lehre und Leben herbeigeführt wie der Sabbat. Die Rabbiner-Versammlung unterzog sich mit großer Kraftanstrengung der schwierigen Aufgabe, den Versuch zu einem Ausgleich zu machen. Das Sabbatgesetz hat eine bestimmte biblische Grundlage. Der Sabbat ist der Kern der jüdischen Religion, das Fundament des ganzen religiösen Lebens, mit dem das Judentum steht und fällt. Die Aufgabe der Versammlung war um so schwieriger als der Standpunkt der großen Masse zu berücksichtigen war und sie sich von der Aufforderung gedrängt sah, für das praktische Leben zu wirken. Daher versprachen sich von der Lösung dieser Aufgabe die wenigsten Rabbiner irgend welchen Erfolg.

Philippson gehörte zu denen, welche auch in der Sabbatfrage das Negative beiseite setzen und das Positive zum Ausdruck bringen wollten. Er glaubte den richtigen Weg einzuschlagen, wenn er sich auf den biblischen Standpunkt stellte. Sein Antrag

liche Feier, durch die Entfernung vom gewerblichen Leben und durch das Enthalten von aller Arbeit.

3. Eine Arbeit ist am Sabbat nur gestattet:
   a. zu gottesdienstlichen Zwecken, da diese den Zweck des Sabbats selbst ausschließt;
   b. wenn Menschenleben in Gefahr steht;
   c. wenn es der Staat zu seiner organischen Erhaltung erfordert, also dem Soldaten, so weit es der Dienst, dem Beamten, soweit es sein Amt unumgänglich erfordert." [1])

In der Motivierung dieses Antrages erörterte er die Notwendigkeit des Sabbats für die geistige Natur des Menschen. In den beiden Sätzen: „Der Mensch ist im Ebenbilde Gottes geschaffen" und „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verzehren" wird der Gegensatz im Menschen hervorgehoben. Der Mensch ist nämlich einerseits der Gott ebenbildliche Geist, dessen Bestimmung es ist, nach immer größerer Gottähnlichkeit zu streben, und andererseits der Knecht des materiellen Lebens. Für diesen Gegensatz giebt die Offenbarung die Lösung — durch den Sabbat. Dieser ist daher dualistischer Natur, indem er einerseits die Knechtschaft des materiellen Lebens durch die Ruhe in die Freiheit, andererseits den Geist zur Erhebung und Heiligung bringt. Ist demnach der Sabbat rational, weil er eine geistige Notwendigkeit für den Menschen ist, so kann ihm doch auch die symbolische Beschaffenheit nicht genommen werden; nennt ihn doch die Schrift selbst „Oth", ein „Zeichen"; aber er ist nicht ein Symbol an sich, sondern es ist ihm nur eine symbolische Analogie gegeben. Das Sabbatgesetz als solches steht als göttlich da, kurz, bestimmt: „Du sollst keine Arbeit verrichten." Die Tradition trat ein, wie eine Jury, stellte keine Definition auf, sondern ging alle einzelnen Fälle durch und entschied. Nun will die Gewissensfreiheit, welche nicht über das Gesetz sich stellt, welche das Gesetz als bindend anerkennt und das Gesetz in seinem Begriff, in seiner

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 10, 377.

Definition festhält, die Anwendung in einzelnen Fällen sich selbst vindizieren. „Darum keine neue Kasuistik, keinen neuen Kodex schmieden! Wollten wir das, so würde ich den alten vorziehen, denn er hat den Bestand und die Konsequenz für sich.“ Entschieden spricht sich Philippson gegen die Verlegung des Sabbats aus. „Die anderen Religionen haben den Sabbat von uns entlehnt, aber indem sie ihn von uns entlehnten, wollten sie doch nichts mit uns gemein haben und verlegten ihn absichtlich, um sich ihre Selbständigkeit zu schaffen, auf Sonntag beziehungsweise Freitag. Jetzt soll das Judentum seine Selbständigkeit aufgeben, und wir hingehen und sprechen: Wir wollen die Tage feiern, die Ihr feiert?![1])

Philippson blieb mit seinem Antrage in der Minderheit. Da er in den Anträgen über den Sabbat ein Prinzip, einen systematischen Zusammenhang vermißte, so verharrte er in der Opposition und enthielt sich bei den meisten Beschlüssen der Abstimmung. Bei den verschiedenen, sich schroff einander gegenüberstehenden Richtungen konnte eine Einigung im Prinzipe nicht zustande kommen. Die Beschlüsse über das Sabbatgesetz im allgemeinen waren ein Misgriff, welcher tief empfunden und sehr gemisbilligt wurde. Die Rabbiner-Versammlung faßte noch Beschlüsse über die zweiten Feiertage und deren Abschaffung, die Beschneidung, welche der Aufsicht der Ärzte unterstellt werden sollten, über die Trauergebräuche, und trat mit dem Kuratorium der Jonas Fränkelschen Stiftung wegen der jüdisch-theologischen Fakultät in Verbindung. Auch wurde die Herausgabe eines „Erbauungsbuches für die häusliche Andacht“ einer Kommission, bestehend aus Philippson, Stein, Formstecher u. a., übertragen.

Die vierte Rabbiner-Versammlung sollte im Juli 1847 in Mannheim abgehalten werden; sie fand jedoch nicht statt. Durch eine von den Orthodoxen in Karlsruhe angestiftete Intrigue, nämlich durch die Versagung der ministeriellen Erlaubnis, welche in der vormärzlichen Zeit zu einer solchen Versammlung noch not-

wendig war, soll sie verhindert worden sein.[1]) Doch wäre sie auch zustande gekommen, so hätte sich Philippson nicht daran beteiligt. Schon in Breslau hatte er den Entschluß gefaßt und ihm seinen Bruder, wie mehreren Kollegen mitgeteilt, den Rabbiner-Versammlungen in der Folge nicht mehr beizuwohnen. Die ganze Art und Weise, wie die Beschlüsse über die Sabbatfrage ohne jedes Prinzip hingestellt und in die Kasuistik hineingestürzt wurden, wie Geiger und die radikale Majorität die Diskussion abschlossen, während sie nach ihrem Belieben auf einen bereits zur Abstimmung gebrachten Gegenstand zurückkamen, hatte ihm die Teilnahme gründlich verleidet, umsomehr als die Versammlung wesentliche, über den Augenblick hinausgreifende Resultate nicht zu Tage gefördert hatte; „sie ging allzuschnell auf Fixierung und Formulierung der Reform los, also auf Dinge, welche der ganzen Natur der Bewegung im Judentume widersprachen.“[2]) Selbst das „Erbauungsbuch“ kam nicht zustande. Auch nicht ein einziges Mitglied der Versammlung hatte einen Beitrag eingesandt.[3]) „Von einem Erbauungsbuche durch die Rabbiner-Versammlung ist keine Rede mehr,“ schreibt Philippson seinem Bruder Phöbus im Juli 1847; „diese Herren dekretieren, essen darauf, gehen nach Hause und legen — sich schlafen.“ Unter solchen Umständen hielt er es für geraten, sich von der Rabbiner-Versammlung, welche nunmehr auch von den radikalen Reformern angefeindet wurde, geräuschlos zurückziehen. An den Wiederzusammentritt derselben war vorderhand nicht zu denken. Die allgemeine politische und soziale Atmosphäre war sehr schwül geworden. Vor den Bewegungen im politischen Leben traten die religiösen Fragen immer mehr in den Hintergrund.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 48, 248.

[2]) Das. 31, 211.

[3]) Das. 11, 608 f.

Die Vorlesungen.

Neben den religiösen Kämpfen, welche in den vierziger Jahren in der Kirche sowohl wie in der Synagoge geführt wurden, und neben dem immer allgemeiner gewordenen Verlangen nach politischer Umgestaltung, besonders nach einer konstitutionellen Verfassung, beschäftigten die Geister und Gemüter schon in jener Zeit die sozialistischen Theorieen, welche sich von Frankreich her eingedrängt, auch in Deutschland ihre Vertreter hatten.

Philippsons scharfem Blicke war die Bedeutung und Tragweite dieser Bewegung nicht entgangen. Er hielt es für dringend geboten, innerhalb dieser großen geistigen und gesellschaftlichen

bewegten, nicht blos einen Raum, sondern auch eine Antwort gehabt habe, daß die höchsten politischen und sozialen Prinzipien, um deren Berechtigung und Verwirklichung in der civilisierten Welt seit mehr als einem Jahrhundert gekämpft wird, nicht blos als ein Ausfluß der Zeit, der veränderten politischen Verhältnisse und der humanen Gesinnung zu betrachten, sondern seit Jahrtausenden in der unerschütterlichen Grundlage der positiven Religion gegeben, ja von der Religion selbst proklamiert worden sind. Er wollte zeigen, daß die großen Grundsätze, welche die Gegenwart für das moderne Staatsleben fordert, daß selbst die soziale Frage schon vom Mosaismus ausgesprochen und in vielen Gesetzbestimmungen bethätigt worden. Um diese von dem Franzosen Joseph Salvador zuerst angeregten Ideen, welche Philippson in vielen Leitartikeln seiner Zeitung, auch in einem Predigt-Cyklus weiter ausgeführt hatte, in ihrer Allgemeinheit, in ihrem Verhältnis zur Vergangenheit und Gegenwart, zu immer weiteren Anerkennung zu bringen, entschloß er sich, eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über „Geschichte, Inhalt, Stellung und Beruf des Judentums“ zu halten.

Öffentliche Vorlesungen waren vor funfzig Jahren noch etwas seltenes und noch dazu von einem jüdischen Theologen. Die angekündigten Vorlesungen Philippsons wurden von Zuhörern aller Konfessionen überaus zahlreich besucht. Die erste hielt er am 22. Dezember 1846 und schon nach der fünften, den 29. Januar 1847, konnte er seinem Bruder Phöbus melden: „Meine Vorlesungen machen hier Furore. Mit jeder Vorlesung wächst die Zahl der Teilnehmer und der Teilnahme, und der Saal ist vollgedrängt. Die von gestern Abend ‚Über den Ursprung des Rabbinismus und des Christentums‘ hat einen außerordentlichen Beifall gehabt.“ Die Vorlesungen fanden in der That einen solchen Beifall, daß er noch vor Beendigung derselben ersucht wurde, sie vor einem andern Auditorium, das sie von Beginn an zu hören behindert war, zu wiederholen. Nach Schluß der Vorlesungen wurde ihm von seiten einer Anzahl christlicher Zuhörer eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Adresse überreicht, in der es heißt:

„Sie haben uns durch Ihre Vorlesungen, Herr Doktor, einen so seltenen geistigen Genuß bereitet, der nicht als solcher flüchtig, wie so mancher des Lebens, sondern nachhaltig ernst auf unsere Gemüter auch für die ferne Folgezeit wirken wird. Sie haben unsern Gesichtskreis erweitert und uns dadurch in den Stand gesetzt, gereiftere Urteile in das Leben herüberzutragen. Sie haben durch mächtige Worte das beseligende Gefühl für wahre religiöse Freiheit in unserer Brust gehoben. Für alles dieses sagen wir unsern tiefgefühlten Dank, den Dank, der aus dem innersten Herzen kommend, sich so schwer dem toten Buchstaben einverleiben läßt; genehmigen Sie ihn, und lassen Sie uns noch den Wunsch aussprechen, das was wir an jenen uns unvergeßlichen Abenden gehört, doch recht bald durch den Druck auch denjenigen teilhaftig werden zu sehen, die Gefühl für das Hehre und Große in ihrer Brust tragen und nicht so glücklich waren, Zuhörer der Vorlesungen gewesen zu sein.“ [1])

Die Vorlesungen, deren erste fünf in der „Zeitung des Judentums“ veröffentlicht wurden, erschienen alsbald unter dem Titel „Die Entwickelung der religiösen Idee im Judentume, Christentume und Islam.“ [2])

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Entwickelung der religiösen Idee.

Philippson suchte, den großen Gedankeninhalt des Judentums n seiner Grundlage und seiner geschichtlichen Entwickelung zur Erkenntnis zu bringen und zugleich nachzuweisen, daß die allgemeinen Prinzipien des Mosaismus gerade diejenigen sind, welche die Entwickelung der Menschheit erstrebt und nach deren Verwirklichung sie ringt.

Die religiöse Idee, im Gegensatze zur menschlichen oder dem Heidentume, hat ihren Ursprung im Mosaismus, welcher den voll-

1) A. Ztg. d. Jdts. 11, 218.

2) Leipzig, Baumgärtner, 1847; 2. verb. Aufl. das. Leiner, 1874.

ständigen Gegensatz zu den Religionen und Philosophemen des Altertums bildet. Die menschliche Idee ging vom Ich aus, kam von diesem zur Natur und zum Menschen und machte innerhalb derselben ein Drittes oder, wie die Griechen, Römer und Germanen, den Menschen zu Gott; sie verfiel daher in Vielgötterei; die Religionen mußten zuletzt die Richtigkeit dieses Begriffs erkennen und so zur eigenen Auflösung kommen. Die religiöse Idee im Mosaismus hingegen setzte Gott als einen durch die Offenbarung gewußten voraus; dieser Gott ist das absolute Sein, die Einheit, keine Besonderheit, darum ewig, allgegenwärtig, allmächtig, der, unweltlich, heilig, vollkommen, die Welt als die Einheit aller Besonderheiten schuf, und den Menschen als Spitze der Besonderheiten, als Einheit des Geistes und des Leibes, mit Gott ebenbildlichem Geiste. Gott erhält die Welt mittelbar durch die Naturgesetze, ist aber zu dem ihm ebenbildlichen Menschenwesen unmittelbar als Vorsehung, Richter, Versöhner und Offenbarer. Der Mosaismus setzte daher als höchstes Sittlichkeitsprinzip die Heiligung, welche sich in der allgemeinen Nächstenliebe, in der Herrschaft des sittlichen Bewußtseins über das Sinnliche und Weltliche bethätigt. Auf diese Weise gab der Mosaismus die Einheit der Idee und des Lebens, und erwirkte dadurch im Menschen, der frei und selbstbestimmend, aber vermöge seiner dualistischen Natur auch die Möglichkeit zur Sünde hat, ein von der religiösen Idee durchdrungenes Leben. Der Mosaismus, der die Gleichheit vor dem Gesetze und die persönliche Freiheit des Menschen der Menschheit verkündete, ist die Einheit der Lehre und des Lebens.[1])

Der Mosaismus oder die religiöse Idee hatte aber viele Kämpfe zu bestehen, zuerst innerhalb des jüdischen Stammes selbst, der zu ihrem Träger und Erhalter erkoren und berufen war. Wie in allen Völkern das Menschlich-Natürliche, trat auch im jüdischen Volke das Heidnische hervor, besonders unter den Königen, welche, zum Teil wenigstens, das Heidentum begünstigten und den Mosaismus zu verdrängen suchten. Diesen gegenüber standen die Männer

[1]) Die Entwickelung der rel. Idee (2. Aufl.), S. 24 ff., 99 f.

des Volkes, welche erkannt hatten, daß der Mosaismus das eigentliche Lebensprinzip des jüdischen Stammes sei, nämlich die Propheten. Da mit dem religiösen Leben auch die religiöse Idee aus dem Volke geschwunden war, so suchten die Propheten vor allem diese zu retten, zu beleben und in das Herz des Volkes zu senken. Unter der Einwirkung der göttlichen Vorsehung innerhalb der Geschicke des jüdischen Stammes erfocht der Prophetismus den glänzendsten Sieg vermittels der Durcharbeitung der Lehre, der religiösen Idee; was im Mosaismus für das Volk Israel allein bestimmt war, das trug der Prophetismus auf die gesamte Menschheit über und zwar durch Israel, das für den Sieg der religiösen Idee der Märtyrer der ganzen Menschheit wurde.

In den vielen heißen Kämpfen des Heidentums, der Syrer, besonders der Römer gegen die Träger der religiösen Idee, wurde der Volksbestand der Juden vernichtet, sie selbst jedoch wurden gerettet durch die religiöse Idee. Je weniger aber es dem Mosaismus auf die Lehre allein ankam, je notwendiger überhaupt auf den Sieg derselben das Bedürfnis, das Leben zu durchdringen, folgte, desto weniger konnte auch das Judentum bei den Resultaten des Prophetismus stehen bleiben. Es eröffnete sich daher die dritte Phase des Judentums: der Talmudismus. Nachdem durch den Prophetismus der Lehre im Volke Israel der Sieg gesichert war, die Erkenntnis und Anbetung des einig-einzigen Gottes, der den Menschen in seinem Ebenbilde geschaffen zur Heiligung, und das Volk Israel durch die Offenbarung der religiösen Idee zum Träger derselben erwählt hat, Herz und Geist des ganzen Volkes durchdrungen hatte, kam es darauf an, auch das ganze Leben in allen Richtungen und Momenten zu gestalten. Die Durcharbeitung des Lebens in allen Konsequenzen ist das Werk des Talmudismus. Was der Mosaismus auf das Leben des Volkes als solches gelegt, das übertrug der Talmudismus auf das Leben des Individuums: alles Thun jedes einzelnen Israeliten sollte eine Beziehung zu Gott, den Charakter des Religiösen, eine religiöse Verpflichtung haben.[1])

[1]) Die Entwickelung der religiösen Idee, S. 90 ff.

des Volkes, welche erkannt hatten, daß der Mosaismus das eigentliche Lebensprinzip des jüdischen Stammes sei, nämlich die Propheten. Da mit dem religiösen Leben auch die religiöse Idee aus dem Volke geschwunden war, so suchten die Propheten vor allem diese zu retten, zu beleben und in das Herz des Volkes zu senken. Unter der Einwirkung der göttlichen Vorsehung innerhalb der Geschicke des jüdischen Stammes erfocht der Prophetismus den glänzendsten Sieg vermittels der Durcharbeitung der Lehre, der religiösen Idee: was im Mosaismus für das Volk Israel allein bestimmt war, das trug der Pro[illegible]gesamte Menschheit über und zwar durch Israel[illegible] der religiösen Idee der Märtyrer der ganzen [illegible]

In den vielen heißen Käm[illegible]ns, der Syrer, besonders der Römer gegen die [illegible]en Idee, wurde der Volksbestand der Juden verni[illegible]te[illegible]durch wurden gerettet durch die religiöse Idee. Je weniger aber es dem Mosaismus auf die Lehre allein ankam, je notwendiger überhaupt auf den Sieg derselben das Bedürfnis, das Leben zu durchdringen, folgte, desto weniger konnte auch das Judentum bei den Resultaten des Prophetismus stehen bleiben. Es eröffnete sich daher die dritte Phase des Judentums: der Talmudismus. Nachdem durch den Prophetismus der Lehre im Volke Israel der Sieg gesichert war, die Erkenntnis und Anbetung des einig einzigen Gottes, der den Menschen in seinem Ebenbilde geschaffen zur Heiligung, und das Volk Israel durch die Offenbarung der religiösen Idee zum Träger derselben erwählt hat, Herz und Geist des ganzen Volkes durchdrungen hatte, kam es darauf an, auch das ganze Leben in allen Richtungen und Momenten zu gestalten. Die Durcharbeitung des [illegible] in allen Konsequenzen ist das Werk des Talmudismus. [illegible] Mosaismus auf das Leben des Volkes als solches gelegt, [illegible]dismus auf das Leben des Individuums: [illegible] Israeliten sollte eine Beziehung zu Gott, [illegible]n, eine religiöse Verpflichtung haben.[1]

[illegible]

Der Talmud, „das neue geistige Palästina“, wie Philippson ihn bezeichnet, war die Zufluchtsstätte der Juden anderthalb Jahrtausende und bewirkte die Erhaltung der Juden in der Zerstreuung; er schützte sie vor den auflösenden Einflüssen der Völker und befähigte sie, die religiöse Idee, von einem Formgesetz umgeben, in ihrer Totalität zu bewahren.

Im weitern Verlaufe betrachtet dann Philippson die Bewegungen der Neuzeit auf allen religiösen Gebieten: die Reformation, durch welche die religiöse Idee nur äußere Momente überwand und allmählich den Rationalismus anbahnte; die „freireligiöse Gemeinde,“ [1]) die zu einem andern Heidentume führt, den „Deutsch-Katholizismus“ u. a. und skizziert dann die Kämpfe der Gegenwart im Judentume seit Moses Mendelssohn, seit dem Eintritt der Juden in das Kulturleben. „Während die Juden im Mosaismus als Volk, im Talmudismus und Rabbinismus unter den Völkern lebten, leben sie in der Neuzeit mit den Völkern.“ Als das Ziel der Menschheit erkannte er: „die ganze religiöse Idee und ihre Verwirklichung in der Einheit der Idee und des Lebens.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Judentum und Christentum.

Es kam Philippson nicht in den Sinn, gegen die christliche Religion polemisch aufzutreten, der Polemik gegen andere Religionsgenossenschaften und ihre Lehren ging er, wenn nur irgend möglich, stets aus dem Wege; aber die Differenzpunkte zwischen Judentum und Christentum wollte er vom rein objektiven Standpunkte hervorheben und daraus die weiteren Konsequenzen ziehen. Das Verhältnis des Christentums zum Judentume war, wie es in einem Briefe an seinen Bruder Phöbus heißt, „ein kitzlicher Punkt,“ den

[1]) M. s. auch: Das Judentum und die freien Gemeinden. A. Ztg. d. Jdts. 13, 722 f.

er in seinen Vorlesungen nicht umgehen konnte: „ich hoffe aber, ihn mit Geschick zu überwältigen.“

Seine Auffassung des Christentums ist eine originelle, die in jener Zeit auf mannichfachen Widerspruch stieß.

Das Christentum, das seinen Ursprung im Judentum hat, ist das Hinaustreten der teilweisen religiösen Idee für die abendländische, wie der Islam für die morgenländische Welt, ist der Versuch, die Idee dem formalen Lebensgesetze gegenüber zur Geltung zu bringen. Der Bruch zwischen Lehre und Leben trat im Christentum vollendet hervor. „Anfangs sprach sich das Christentum nicht gegen das mosaische Gesetz aus, später sagte es sich vom Gesetze los und ließ nur den Glauben gelten, zuletzt wurde es dem Gesetze geradezu feindlich und bekämpfte es.“ Das Christentum trug nur insofern die Grundanschauung aus dem Judentum in die heidnische Welt, als es die Einheit des göttlichen Wesens annahm; es hat aber diese klare Erkenntnis so modifiziert, daß es sofort zum Mysterium ward und sich lediglich auf den Glauben begründete. Es wurde nicht die Religion der Gesellschaft, welche als solche für dasselbe gar nicht existierte, sondern die Religion des Individuums in ihrer Gipfelung. Es gab das Diesseits in seiner Selbständigkeit auf und flüchtete sich in das Jenseits. „Das Christentum wollte das Heidentum vernichten und lehrte doch eine Dreifaltigkeit des göttlichen Wesens, eine Menschwerdung der Gottheit. Es wollte die heidnische Notwendigkeit aufheben, und setzte doch nur eine andere Notwendigkeit an die Stelle, die Erbsünde und den Glauben, denen [illegible]enschentum unterworfen sei. Es wollte das jüdische F[illegible]eben, und setzte dennoch ein anderes an die Stelle, [illegible] Abe[illegible] Messe, Fasten u. dgl. m.“[1])

[illegible]entli[illegible]nzmomente zwischen Judentum und [illegible] Vorlesungen kurz angedeutet sind, [illegible]cher in einer Reihe von Leitartikeln [illegible]m Freimut zu nicht geringem Ärger [illegible]sblätter.

[1]) [illegible] der [illegible] S. 102 ff., 156 f.

Wie viele Religionsphilosophen vor ihm, behauptet auch Philippson, daß das Judentum kein unbedingtes, sondern nur ein vernunftsgemäßes Glauben fordert. Es stellt lediglich das Glauben an das Dasein Gottes und an eine göttliche Offenbarung als unverrückbares Fundament auf; dieses Glauben aber ist in dem ganzen Wesen des Menschen begründet und widerspricht weder der Vernunft noch dem Gefühle. Das Christentum hingegen hat als erste und unerläßliche Forderung das unbedingte Glauben und zwar das Glauben an die christlichen Glaubenssätze, deren Inhalt der Vernunft und dem Gefühle widersprechend und unbegreiflich, ein Mysterium ist.

Das Judentum kennt keine Erbsünde. Der Mensch tritt in Unschuld und Reinheit in die Erdenwelt: er kommt durch die Sinnlichkeit und Gesellschaftlichkeit zur Sünde, von dieser aber durch Sühnung und Buße zur Befreiung von der Schuldhaftigkeit, zur Versöhnung mit dem Allvater. Nach der Lehre des Christentums sind die Menschen der Sünde und der Verderbnis von Geburt an verfallen, sind alle mit der Erbsünde behaftet, und erlangen die Erlösung von ihr erst durch den Glauben an das Faktum der durch den Tod des Stifters der christlichen Religion für den Gläubigen erwirkten Erlösung. Die Erbsünde ist der Eckstein der Erlösung. Das Christentum spricht von der Erlösung, das Judentum von der Versöhnung. Das Judentum schließt keinen Menschen von der Gnade Gottes aus und zeigt ihm überall den Weg der Rückkehr, entziehet daher auch keinem Menschen die Seligkeit; nach der Lehre des Christentum aber vermag keine Buße, keine Besserung, kein noch so gerechter und frommer Lebenswandel die Vergebung der Sünden zu bewirken, und alle Menschen, welche nicht den Glauben an den Erlöser haben, können der Sündenvergebung und der Seligkeit nicht teilhaftig werden.

Die wesentlichste Grundverschiedenheit zwischen Christentum und Judentum ist, daß jenes die Verwirklichung der Messiasidee bereits als eingetreten, dieses aber als in Zukunft eintretend anerkennt. Während das Judentum die Messiasidee faßt, als „die dereinstige Anerkenntnis und Anbetung des einzigen, unkörperlichen Gottes,

des Schöpfers der Welt, von allen Völkern der Erde, die Erlösung der Menschheit von Irrtum, Unrecht, und Kampf durch Erkenntnis Gottes, Recht und Frieden," sieht das Christentum in der Messiasidee die Vergebung der Sünden, die Versöhnung des sündig geborenen Menschen durch den Tod des Messias und Erlösers und durch den Glauben an ihn.[1])

Philippson behandelt den christlichen Messiasglauben recht eingehend auch in einer besondern Schrift, welche er nie veröffentlicht und welche sich handschriftlich in seinem Nachlasse vorgefunden hat. Wie Moses Mendelssohn eine „Hand[illegible]tliche Religion" besaß, welche er, wie es in ei[illegible]n Vetter Elkan Herz vom 25. November 1771 [illegible] Händen geben und aus der er bei besserer Ge[illegible]n" wollte,[2]) so verwahrte auch Philippson han[illegible]re Arbeit über das Christentum, welche er i[illegible]faßt, aber nie veröffentlicht hat.

Um dem Unwesen der Be[illegible]hrungssucht, „der schon so viele schwachsinnige schwärmerische Geister, welche ihre, die jüdische, Religion nur aus dem Munde ihrer Gegner kennen, zum Opfer gefallen sind", mutig und kräftig entgegenzutreten, suchte er das Christentum auf seinen Ursprung zurückzuführen.

Es liegt uns fern, auf diese historisch-theologische Untersuchung näher einzugehen, wir können es uns aber doch nicht versagen, aus ihrem reichen Inhalt einiges hervorzuheben.

Zunächst beweist Philippson aus allen auf die Ankunft des Messias deutenden, von ihm wörtlich angeführten Prophezeiungen der heiligen Schrift, daß keine derselben sich auf Jesus beziehen kann, weil durch sein Erscheinen keine jener wesentlichen, an das Erscheinen des Messias geknüpften Bedingungen sich erfüllt haben. Sodann schreitet er zu den historischen Beweisen, welche einer jeden Religion zur Stütze dienen müssen, und stellt in dieser Beziehung

[1]) M. s. „Vergleichende Skizzen über Judentum und Christentum," A. Ztg. d. Jdts. 27, 45—675 u. Weltbewegende Fragen, 2, 152—291; ferner „Die Sühne nach den Begriffen des Judentums", A. Ztg. d. Jdts. 31, 629 ff.

[2]) Kayserling, Mos. Mendelssohn. Sein Leben u. Wirken. 2. Aufl., S. 400.

bewegten, nicht blos einen Raum, sondern auch eine Antwort gehabt habe, daß die höchsten politischen und sozialen Prinzipien, um deren Berechtigung und Verwirklichung in der civilisierten Welt seit mehr als einem Jahrhundert gekämpft wird, nicht blos als ein Ausfluß der Zeit, der veränderten politischen Verhältnisse und der humanen Gesinnung zu betrachten, sondern seit Jahrtausenden in der unerschütterlichen Grundlage der positiven Religion gegeben, ja von der Religion selbst proklamiert worden sind. Er wollte zeigen, daß die großen Grundsätze, welche die Gegenwart für das moderne Staatsleben fordert, daß selbst die soziale Frage schon vom Mosaismus ausgesprochen und in vielen Gesetzbestimmungen bethätigt worden. Um diese von dem Franzosen Joseph Salvador zuerst angeregten Ideen, welche Philippson in vielen Leitartikeln seiner Zeitung, auch in einem Predigt-Cyklus weiter ausgeführt hatte, in ihrer Allgemeinheit, in ihrem Verhältnis zur Vergangenheit und Gegenwart, zu immer weiteren Anerkennung zu bringen, entschloß er sich, eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über „Geschichte, Inhalt, Stellung und Beruf des Judentums“ zu halten.

Öffentliche Vorlesungen waren vor funfzig Jahren noch etwas seltenes und noch dazu von einem jüdischen Theologen. Die angekündigten Vorlesungen Philippsons wurden von Zuhörern aller Konfessionen überaus zahlreich besucht. Die erste hielt er am 22. Dezember 1846 und schon nach der fünften, den 29. Januar 1847, konnte er seinem Bruder Phöbus melden: „Meine Vorlesungen machen hier Furore. Mit jeder Vorlesung wächst die Zahl der Teilnehmer und der Teilnahme, und der Saal ist vollgedrängt. Die von gestern Abend ‚Über den Ursprung des Rabbinismus und des Christentums’ hat einen außerordentlichen Beifall gehabt.“ Die Vorlesungen fanden in der That einen solchen Beifall, daß er noch vor Beendigung derselben ersucht wurde, sie vor einem andern Auditorium, das sie von Beginn an zu hören behindert war, zu wiederholen. Nach Schluß der Vorlesungen wurde ihm von seiten einer Anzahl christlicher Zuhörer eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Adresse überreicht, in der es heißt:

„Sie haben uns durch Ihre Vorlesungen, Herr Doktor, einen so seltenen geistigen Genuß bereitet, der nicht als solcher flüchtig, wie so mancher des Lebens, sondern nachhaltig ernst auf unsere Gemüter auch für die ferne Folgezeit wirken wird. Sie haben unsern Gesichtskreis erweitert und uns dadurch in den Stand gesetzt, gereiftere Urteile in das Leben herüberzutragen. Sie haben durch mächtige Worte das beseligende Gefühl für wahre religiöse Freiheit in unserer Brust gehoben. Für alles dieses sagen wir unsern tiefgefühlten Dank, den Dank, der aus dem innersten Herzen kommend, sich so schwer dem toten Buchstaben einverleiben läßt; genehmigen Sie ihn, und lassen Sie uns noch den Wunsch aussprechen, das was wir an jenen uns unvergeßlichen Abenden gehört, doch recht bald durch den Druck auch denjenigen teilhaftig werden zu sehen, die Gefühl für das Hehre und Große in ihrer Brust tragen und nicht so glücklich waren, Zuhörer der Vorlesungen gewesen zu sein." [1])

Die Vorlesungen, deren erste fünf in der „Zeitung des Judentums" veröffentlicht wurden, erschienen alsbald unter dem Titel „Die Entwickelung der religiösen Idee im Judentume, Christentume und Islam." [2])

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Entwickelung der religiösen Idee.

Philippson suchte, den großen Gedankeninhalt des Judentums in seiner Grundlage und seiner geschichtlichen Entwickelung zur Erkenntnis zu bringen und zugleich nachzuweisen, daß die allgemeinen Prinzipien des Mosaismus gerade diejenigen sind, welche die Entwickelung der Menschheit erstrebt und nach deren Verwirklichung sie ringt.

Die religiöse Idee, im Gegensatze zur menschlichen oder dem Heidentume, hat ihren Ursprung im Mosaismus, welcher den voll-

ständigen Gegensatz zu den Religionen und Philosophen
Altertums bildet. Die menschliche Idee ging vom Ich a
von diesem zur Natur und zum Menschen und machte i
derselben ein Drittes oder, wie die Griechen, Römer und Ge
den Menschen zu Gott; sie verfiel daher in Vielgötte
Religionen mußten zuletzt die Nichtigkeit dieses Begriffs
und so zur eigenen Auflösung kommen. Die religiöse
Mosaismus hingegen setzte Gott als einen durch die Offe
gewußten voraus; dieser Gott ist das absolute Sein, die
keine Besonderheit, darum ewig, allgegenwärtig, allmäch
unweltlich, heilig, vollkommen, die Welt als die Einheit a
sonderheiten schuf, und den Menschen als Spitze der B
heiten, als Einheit des Geistes und des Leibes, mit Gott
lichem Geiste. Gott erhält die Welt mittelbar durch die
gesetze, ist aber zu dem ihm ebenbildlichen Menschenwesen
bar als Vorsehung, Richter, Versöhner und Offenbar
Mosaismus setzte daher als höchstes Sittlichkeitsprinzip die H
welche sich in der allgemeinen Nächstenliebe, in der Herrs
sittlichen Bewußtseins über das Sinnliche und Weltliche
Auf diese Weise gab der Mosaismus die Einheit der I
des Lebens, und erwirkte dadurch im Menschen, der frei u
bestimmend, aber vermöge seiner dualistischen Natur
Möglichkeit zur Sünde hat, ein von der religiösen Ide
drungenes Leben. Der Mosaismus, der die Gleichheit
Gesetze und die persönliche Freiheit des Menschen der M
verkündete, ist die Einheit der Lehre und des Lebens.[1])

Der Mosaismus oder die religiöse Idee hatte aber viel
zu bestehen, zuerst innerhalb des jüdischen Stammes selbst
ihrem Träger und Erhalter erkoren und berufen war.
allen Völkern das Menschlich-Natürliche, trat auch im
Volke das Heidnische hervor, besonders unter den Königen
zum Teil wenigstens, das Heidentum begünstigten und den
mus zu verdrängen suchten. Diesen gegenüber standen die

[1]) Die Entwickelung der rel. Idee (2. Aufl.), S. 24 ff., 99 f.

des Volkes, welche erkannt hatten, daß der Mo[illegible]us das eigentliche Lebensprinzip des jüdischen Stammes sei, nä[illegible]ch die Propheten. Da mit dem religiösen Leben auch die relig[illegible] Idee aus dem Volke geschwunden war, so suchten die Proph[illegible] vor allem diese zu retten, zu beleben und in das Herz des [illegible]lkes zu senken. Unter der Einwirkung der göttlichen Vorseh[illegible], innerhalb der Geschicke des jüdischen Stammes erfocht der [illegible]ophetismus den glänzendsten Sieg vermittels der Durcharbeit[illegible] der Lehre, der religiösen Idee; was im Mosaismus für das [illegible]k Israel allein bestimmt war, das trug d[illegible]esamte Menschheit über und zwar durch [illegible] der religiösen Idee der Märtyrer der ge[illegible]

In den vielen heiße[illegible]ns, der Syrer, besonders der Römer gege[illegible]en Idee, wurde der Volksbestand der Jude[illegible]jedoch wurden gerettet durch die religiöse I[illegible]e weniger aber es dem Mosaismus auf die Lehre allein ank[illegible] notwendiger überhaupt auf den Sieg derselben das Bedür[illegible]as Leben zu durchdringen, folgte, desto weniger konnte auch das Judentum bei den Resultaten des Prophetismus stehen bleiben. Es eröffnete sich daher die dritte Phase des Judentums: der Talmudismus. Nachdem durch den Prophetismus der Lehre im Volke Israel der Sieg gesichert war, die Erkenntnis und Anbetung des einig einzigen Gottes, der den Menschen in seinem Ebenbilde geschaffen zur Heiligung, und das Volk Israel durch die Offenbarung der religiösen Idee zum Träger derselben erwählt hat, Herz und Geist des ganzen Volkes durchdrungen hatte, kam es darauf an, auch das ganze Leben in allen Richtungen und Momenten zu gestalten. Die Durcharbeitung des Lebens in allen Konsequenzen ist das Werk des Talmudismus. Was der Mosaismus auf das Leben des Volkes als solches gelegt, das übertrug der Talmudismus auf das Leben des Individuums; alles Thun jedes einzelnen Israeliten sollte eine Beziehung zu Gott, den Charakter des Religiösen, eine religiöse Verpflichtung haben.[1])

[1]) Die Entwickelung der religiösen Idee, S. 90 ff.

Der Talmud, „das neue geistige Palästina", wie Philippson ihn bezeichnet, war die Zufluchtsstätte der Juden anderthalb Jahrtausende und bewirkte die Erhaltung der Juden in der Zerstreuung; er schützte sie vor den auflösenden Einflüssen der Völker und befähigte sie, die religiöse Idee, von einem Formgesetz umgeben, in ihrer Totalität zu bewahren.

Im weitern Verlaufe betrachtet dann Philippson die Bewegungen der Neuzeit auf allen religiösen Gebieten: die Reformation, durch welche die religiöse Idee nur äußere Momente überwand und allmählich den Rationalismus anbahnte; die „freireligiöse Gemeinde,"[1]) die zu einem andern Heidentume führt, den „Deutsch-Katholizismus" u. a. und skizziert dann die Kämpfe der Gegenwart im Judentume seit Moses Mendelssohn, seit dem Eintritt der Juden in das Kulturleben. „Während die Juden im Mosaismus als Volk, im Talmudismus und Rabbinismus unter den Völkern lebten, leben sie in der Neuzeit mit den Völkern." Als das Ziel der Menschheit erkannte er: „die ganze religiöse Idee und ihre Verwirklichung in der Einheit der Idee und des Lebens."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Judentum und Christentum.

Es kam Philippson nicht in den Sinn, gegen die christliche Religion polemisch aufzutreten, der Polemik gegen andere Religionsgenossenschaften und ihre Lehren ging er, wenn nur irgend möglich, stets aus dem Wege; aber die Differenzpunkte zwischen Judentum und Christentum wollte er vom rein objektiven Standpunkte hervorheben und daraus die weiteren Konsequenzen ziehen. Das Verhältnis des Christentums zum Judentume war, wie es in einem Briefe an seinen Bruder Phöbus heißt, „ein kitzlicher Punkt," den

[1]) M. s. auch: Das Judentum und die freien Gemeinden. A. Ztg. d. Jdts. 13, 722 f.

er in seinen Vorlesungen nicht umgehen konn[illegible] „[illegible]h hoffe aber, ihn mit Geschick zu überwältigen.“

Seine Auffassung des Christentums ist [illegible] originelle, die in jener Zeit auf mannichfachen Widerspruch [illegible]

Das Christentum, das seinen Ursprung in[illegible]dentum hat, ist das Hinaustreten der teilweisen religiösen [illegible] für die abendländische, wie der Islam für die morgenländische [illegible], ist der Versuch, die Idee dem formalen Lebensgesetze gegenüb[illegible]ur Geltung zu bringen. Der Bruch zwischen Lehre und Lebe[illegible]t im Christentum vollendet hervor. „[illegible]ristentum nicht gegen das mosaische Gese[illegible]ich vom Gesetze los und ließ nur den Gla[illegible] es dem Gesetze geradezu feindlich und bek[illegible]ntum trug nur insofern die Grundanschau[illegible]n die heidnische Welt, als es die Einheit [illegible]nahm; es hat aber diese klare Erkennt[illegible]modifiziert, daß es sofort zum Mysterium ward und sic[illegible]lich auf den Glauben begründete. Es wurde nicht die Religi[illegible] Gesellschaft, welche als solche für dasselbe gar nicht existierte, sondern die Religion des Individuums in ihrer Gipfelung. Es gab das Diesseits in seiner Selbständigkeit auf und flüchtete sich in das Jenseits. „Das Christentum wollte das Heidentum vernichten und lehrte doch eine Dreifaltigkeit des göttlichen Wesens, eine Menschwerdung der Gottheit. Es wollte die heidnische Notwendigkeit aufheben, und setzte doch nur eine andere Notwendigkeit an die Stelle, die Erbsünde und den Glauben, denen das Menschentum unterworfen sei. Es wollte das jüdische Formgesetz aufheben, und setzte dennoch ein anderes an die Stelle, die Taufe, das Abendmahl, die Messe, Fasten u. dgl. m.“[1]

Die wesentlichsten Differenzmomente zwischen Judentum und Christentum, welche in den Vorlesungen kurz angedeutet sind, erörterte Philippson ausführlicher in einer Reihe von Leitartikeln und Abhandlungen mit seltenem Freimut zu nicht geringem Ärger der klerikalen Journale und der Missionsblätter.

[1] Die Entwickelung der religiösen Idee, S. 102 ff., 156 f.

Wie viele Religionsphilosophen vor ihm, behauptet auch Philippson, daß das Judentum kein unbedingtes, sondern nur ein vernunftsgemäßes Glauben fordert. Es stellt lediglich das Glauben an das Dasein Gottes und an eine göttliche Offenbarung als unverrückbares Fundament auf; dieses Glauben aber ist in dem ganzen Wesen des Menschen begründet und widerspricht weder der Vernunft noch dem Gefühle. Das Christentum hingegen hat als erste und unerläßliche Forderung das unbedingte Glauben und zwar das Glauben an die christlichen Glaubenssätze, deren Inhalt der Vernunft und dem Gefühle widersprechend und unbegreiflich, ein Mysterium ist.

Das Judentum kennt keine Erbsünde. Der Mensch tritt in Unschuld und Reinheit in die Erdenwelt; er kommt durch die Sinnlichkeit und Gesellschaftlichkeit zur Sünde, von dieser aber durch Sühnung und Buße zur Befreiung von der Schuldhaftigkeit, zur Versöhnung mit dem Allvater. Nach der Lehre des Christentums sind die Menschen der Sünde und der Verderbnis von Geburt an verfallen, sind alle mit der Erbsünde behaftet, und erlangen die Erlösung von ihr erst durch den Glauben an das Faktum der durch den Tod des Stifters der christlichen Religion für den Gläubigen erwirkten Erlösung. Die Erbsünde ist der Eckstein der Erlösung. Das Christentum spricht von der Erlösung, das Judentum von der Versöhnung. Das Judentum schließt keinen Menschen von der Gnade Gottes aus und zeigt ihm überall den Weg der Rückkehr, entziehet daher auch keinem Menschen die Seligkeit; nach der Lehre des Christentum aber vermag keine Buße, keine Besserung, kein noch so gerechter und frommer Lebenswandel die Vergebung der Sünden zu bewirken, und alle Menschen, welche nicht den Glauben an den Erlöser haben, können der Sündenvergebung und der Seligkeit nicht teilhaftig werden.

Die wesentlichste Grundverschiedenheit zwischen Christentum und Judentum ist, daß jenes die Verwirklichung der Messiasidee bereits als eingetreten, dieses aber als in Zukunft eintretend anerkennt. Während das Judentum die Messiasidee faßt, als „die dereinstige Anerkenntnis und Anbetung des einzigen, unkörperlichen Gottes,

des Schöpfers der Welt, von allen Völkern der Erde, die Erlösung der Menschheit von Irrtum, Unrecht, und Kampf durch Erkenntnis Gottes, Recht und Frieden," sieht das Christentum in der Messiasidee die Vergebung der Sünden, die Versöhnung des sündig geborenen Menschen durch den Tod des Messias und Erlösers und durch den Glauben an ihn.[1])

Philippson behandelt den christlichen Messiasglauben recht eingehend auch in einer besondern Schrift, welche er nie veröffentlicht und welche sich handschriftlich in seinem Nachlasse vorgefunden hat. Wie Moses Mendelssohn eine „Handschrift über die christliche Religion" besaß, welche er, wie es in einem Briefe an seinen Vetter Elkan Herz vom 25. November 1771 heißt, niemals aus Händen geben und aus der er bei besserer Gesundheit „was machen" wollte,[2]) so verwahrte auch Philippson handschriftlich eine größere Arbeit über das Christentum, welche er im Jahre 1846 verfaßt, aber nie veröffentlicht hat.

Um dem Unwesen der Bekehrungssucht, „der schon so viele schwachsinnige schwärmerische Geister, welche ihre, die jüdische, Religion nur aus dem Munde ihrer Gegner kennen, zum Opfer gefallen sind", mutig und kräftig entgegenzutreten, suchte er das Christentum auf seinen Ursprung zurückzuführen.

Es liegt uns fern, auf diese historisch-theologische Untersuchung näher einzugehen, wir können es uns aber doch nicht versagen, aus ihrem reichen Inhalt einiges hervorzuheben.

Zunächst beweist Philippson aus allen auf die Ankunft des Messias deutenden, von ihm wörtlich angeführten Prophezeiungen der heiligen Schrift, daß keine derselben sich auf Jesus beziehen kann, weil durch sein Erscheinen keine jener wesentlichen, an das Erscheinen des Messias geknüpften Bedingungen sich erfüllt haben. Sodann schreitet er zu den historischen Beweisen, welche einer jeden Religion zur Stütze dienen müssen, und stellt in dieser Beziehung

Judentum und Christentum vergleichend gegenüber. „Die jüdische Geschichte bildet ein vollkommenes Ganze, „in welchem die Kritik vergeblich den geringsten Widerspruch oder die kleinste Abweichung suchen wird. . . . Schon die fortdauernde Existenz der Israeliten, welche doch nur einen vergleichungsweise schwachen Teil der Menschheit ausmachen, auf dem seit achtzehn Jahrhunderten der Arm des Todes und der Vernichtung gelastet hat, das einzige Volk, dem es gelungen ist, sich aus den Trümmern herauszuwinden, um immer aufs neue lebendig zu erstehen, ist ein Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit ihrer Lehre. Denn, könnt ihr es dem Zufall zuschreiben, daß diese gläubigen Israeliten in allen Weltteilen verbreitet und die Träger jener Bücher sind, in denen die Erlebnisse ihrer Väter, die Gesetze, welche diesen Vätern gegeben worden, aufbewahrt sind? Daß die Israeliten vor keinem Märtyrertod, keiner Verfolgung weichend, treu diesen Gesetzen anhangen? Diese Bücher sind nach vielen Jahrhunderten immer noch, ohne Abänderung, ohne Verschiedenheit, dieselben. Es sind dies nicht etwa solche, in längst verfallenen Ruinen vermoderte Chroniken, bei denen man, um sie zu erklären, genötigt ist, zu Scaliger, Dacier und Champollion zu flüchten, sondern Werke, die in der am frühesten gekannten Sprache und einer leichtfaßlichen Weise geschrieben und einen Geschichtszeitraum von vierzig Jahrhunderten in sich fassend, sich, ohne die geringsten Widersprüche aufzuweisen, bis zum heutigen Tage in der Orginalsprache ohne alle Abänderung erhalten haben. Kann man nun ein Gleiches von dem Neuen Testament, das die Basis des Christentums bildet, sagen? Wo sind seine Orginalschriften?"

Philippson weist dann nach, daß die Sittenlehren des Evangeliums nur als die Wiederholungen der mosaischen Sittenlehre zu betrachten sind, er beleuchtet die Auferstehung, die verschiedenen Wundergeschichten, die Erbsünde u. a. m. und schließt mit den Worten: „Stellet, ihr Christen, also immerhin eure ungeschickten Angriffe auf die Religion des Judentums ein; eurem Bekehrungseifer steht ja außerdem noch ein weites Feld offen: predigt den heidnischen, wilden Völkern die Erkenntnis des einzigen Gottes

Irrtums wegen: eure Brüder werden euch als verirrte, reuige Kinder wieder aufnehmen. O, kehret zurück zu dem Gotte Israels, gebet der Wahrheit eine glänzende Rechtfertigung, kehret zurück zum Glauben eurer Väter, und eure Brüder nehmen euch mit Freuden in ihre Mitte und an ihrem brüderlichen Herzen wieder auf."

Doch kehren wir zu den Vorlesungen zurück; sie fanden in Deutschland die verdiente Anerkennung.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Urteile über die Vorlesungen.

Weit größeres Aufsehen als in Deutschland machten die Vorlesungen über „die Entwickelung der religiösen Idee" im Auslande, in England, Frankreich und Belgien. Sie erschienen in einer englischen Übersetzung, welche Miß Anna Maria Goldsmid, die hochgebildete Schwester des edlen Sir Francis Goldsmid in London, bis zu ihrem Tode eine schwärmerische Verehrerin Philippsons, in der Absicht verfaßte,[1] um die in diesen Vorlesungen niedergelegten Ideen über die Sendung Israels, das Wesen seiner Lehre und die religiöse Zukunft der Menschheit auch unter den bibelfesten Engländern zu verbreiten. „Die von Miß Anna Maria Goldsmid in

[1] The developement of the religious idea in judaism, christianity and mahomedanism. Translated from the german, with notes by Anna Maria Goldsmid. London. Longmans. 1855. M. s. Westminster Review.

London verfaßte Übersetzung meiner Vorlesungen hat in England bei den christlichen Theologen eine große Sensation gemacht", heißt es in einem Briefe Philippsons an seine Tochter Johanna vom Juni 1855, „sie werden jetzt auch ins Französische übersetzt." Die vortrefflich bearbeitete französische Übersetzung des Bankiers L. Lévy-Bing in Nancy[1]) fand eine um so größere Beachtung, als gerade damals jenseits des Rheins das Gebiet religionsphilosophischer Anschauungen von Huet, Jean Reynaud, Jules Simon u. a. eifrig angebaut wurde.

Selten hat das Buch eines Deutschen, eines deutschen Juden, solche Sensation in Frankreich hervorgerufen wie diese Vorlesungen. Die hervorragendsten philosophischen Schriftsteller sprachen sich darüber aus, und die geachtetsten französischen Journale gaben in ausführlichen oder kürzeren Besprechungen ihr Urteil darüber ab. Jules Simon, der ehemalige Professor an der Sorbonne und Mitglied der Nationalversammlung, war von dem „freien philosophischen Blick und dem eleganten Stil" ganz entzückt; er schickte Philippson seine ein Jahr später erschienenen Vorlesungen über „die Gewissensfreiheit" und stand längere Zeit mit ihm in Korrespondenz. Eduard Laboulaye, Mitglied des Instituts, teilte freilich die in den Vorlesungen entwickelte Ansicht über das Christentum nicht, erkannte aber willig an, daß die Lebenskraft des „hebräischen Genius" in der Schrift sehr gut dargestellt ist.[2])

„Es ist in diesem Buche eine neue Philosophie der Geschichte vom israelitischen Gesichtspunkte aus gegeben, welche die Aufmerksamkeit der gebildeten Menschen auf sich ziehen muß," heißt es in der „Revue des Deux Mondes"[3]), in der Emil Bournouf zehn Jahre nach dem Erscheinen des Buches auf dasselbe zurückkam.[4])

---

[1]) Le développement de l'idée religieuse dans le judaïsme, le christianisme et l'islamisme. Traduit de l'allemand par L. Lévy-Bing. Paris, Michel Lévy, 1856.

[2]) Journal de Débats, 2. décembre 1856.

[3]) „Il y a dans ce livre comme une nouvelle philosophie de l'histoire au point de vue israélite qui doit attirer la curiosité des hommes intelligents" Revue des Deux Mondes, 15. décembre 1856.

[4]) Revue des Deux Mondes, 34. année, T. 54, 4. livr.

„gelehrten Reformators," r sie aber dennoch
htet, daß jeder Schritt n den bestehenden
ividuum tausend Gefahren ussetze.[1])
n, durch die Philippsons ame als der eines
ber Deutschlands Grenzen be nt wurde, nehmen
n der neueren jüdischen ligionsphilosophen
Platz ein.

Siebenu el.

ltbewegende swerk.

den Vorlesun ng der religiösen
ausgesproch nke, daß im Mosaismus die Lehre
ben eine Ei bilden, und die Feststellung der im
gegebenen eth , politischen und sozialen Prinzipien
Philippson elen Leitartikeln der „Zeitung des
s" weiter ausgeführt. Da es ihm darum zu thun war,
en Anerkennung und Überzeugung auch in solchen Kreisen
affen, welche nicht zu den Lesern seiner Zeitung gehörten,
hloß er sich, die durch die verschiedenen Jahrgänge zer-
Abhandlungen, vermehrt und zum Teil umgearbeitet, zu-
nzustellen und sie, systematisch geordnet, unter dem Titel
tbewegende Fragen in Politik und Religion. Aus den letzten
ig Jahren" besonders erscheinen zu lassen.[2])

Der erste Band enthält die Abhandlungen, die Politik be-
ffend, in denen die politischen und sozialen Fragen, wie die
euer- und Arbeiterfrage, die Rassen, die stehenden Heere, die
ndividuelle Freiheit u. a. m. vom Standpunkte des Judentums,
teils nach den Verhältnissen, in denen es in der Vergangenheit
und Gegenwart sich befand und befindet, behandelt werden. Der

[1]) Journal de la Meurthe, 5. décembre 1856.

[2]) 2 Bände. Leipzig, Baumgärtner, 1868, 1869.

so ist es doch unverkennbar, daß alle diejenigen, welche der religiösen Frage, der großen Frage des Jahrhunderts, ihr Interesse widmen, dieses Dokument über den Prozeß, der vor dem Tribunale des Menschengeschlechts geführt wird, in Betracht ziehen müssen."[1]) „Wir maßen uns nicht an, dieses Buch, das Werk eines tiefen Denkers und großen Gelehrten, zu analysieren," schreibt P. Barthélemy; „es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Produkt eine große Sensation in der Welt der Philosophen, der Gelehrten und aller derer hervorrufen wird, welche aufrichtig die Wahrheit suchen und denen die religiöse Idee kein leeres Wort ist; daß es aber auch auf der einen Seite Bewunderung, auf der anderen Seite Widerspruch finden wird."[2])

An diese Vorlesungen, denen die „Revue de Paris" einen großen Erfolg in Frankreich prognostizierte,[3]) fanden in der That sowohl die Ultramontanen als die Radikalen Anstoß; jene, weil die Untersuchung im freien Geiste geführt, diese, weil jede Loslösung vom geschichtlichen Boden zurückgewiesen und die Wurzel der Erkenntnis in der Offenbarung gefunden wurde. So brachte „L' Espérance"[4]), ein ultramontanes Blatt, eine Beurteilung, in der behauptet wird, daß dem Verfasser der Vorlesungen die Religion nichts als eine Idee sei. Diesen Kritiker wies dann L. Adam zurecht, der das Werk für naturalisiert in Frankreich erachtet und u. a. sagt: „Geoffenbarter Deismus und gouvernementale Demokratie sind das Wesen des religiösen und sozialen Mosaismus, aufgebaut auf eine geschichtliche Theorie, die unwiderlegbar ist in der Verkettung der Thatsachen, aber falsch in ihrer Anwendung, jedoch originell, anziehend und sicherlich weit über dem erhaben was unsere französischen Geschichtschreiber sich eingebildet haben, die zuletzt immer noch im Druidismus stecken."[5]) Ein anderer Beurteiler billigt zwar

---

[1]) Revue trimestrielle, T. 13, 1. liv.

[2]) Moniteur de la Meurthe, 28. octobre 1856, No. 1110.

[3]) Revue de Paris, 15. décembre 1856: Ce livre . . . sera appelé en France à un grand succès.

[4]) L'Espérance Courrier de Nancy, 20. novembre 1856, No. 163.

[5]) L'Impartial, 4. et 6. décembre 1856, No. 5194 f.

die Untersuchungen des „gelehrten Reformators," weist sie aber dennoch zurück, weil er befürchtet, daß jeder Schritt von den bestehenden Kirchen ab das Individuum tausend Gefahren aussetze.[1])

Die Vorlesungen, durch die Philippsons Name als der eines tiefen Denkers weit über Deutschlands Grenzen bekannt wurde, nehmen unter den Schriften der neueren jüdischen Religionsphilosophen einen ehrenvollen Platz ein.

Siebenundzwan[illegible]

Weltbewegende Fragen [illegible]erk.

Der in den Vorlesungen übe[illegible] der religiösen Idee" zuerst ausgesprochene Gede[illegible]smus die Lehre und das Leben eine Einheit bi[illegible], [illegible]stellung der im Judentume gegebenen ethischen, p[illegible]tischen und sozialen Prinzipien wurde von Philippson in vielen Leitartikeln der „Zeitung des Judentums" weiter ausgeführt. Da es ihm darum zu thun war, diesen Ideen Anerkennung und Überzeugung auch in solchen Kreisen zu verschaffen, welche nicht zu den Lesern seiner Zeitung gehörten, so entschloß er sich, die durch die verschiedenen Jahrgänge zerstreuten Abhandlungen, vermehrt und zum Teil umgearbeitet, zusammenzustellen und sie, systematisch geordnet, unter dem Titel „Weltbewegende Fragen in Politik und Religion. Aus den letzten dreißig Jahren" besonders erscheinen zu lassen.[2])

Der erste Band enthält die Abhandlungen, die Politik betreffend, in denen die politischen und sozialen Fragen, wie die Steuer- und Arbeiterfrage, die Rassen, die stehenden Heere, die individuelle Freiheit u. a. m. vom Standpunkte des Judentums, teils nach den Verhältnissen, in denen es in der Vergangenheit

zweite Band ist der vergleichenden Religionswissenschaft und allgemeinen Fragen der Religion gewidmet. Alle positiven Religionen und sonstige bedeutende religiöse Erscheinungen, wie das Christentum in seinen verschiedenen Kirchen und Sekten, der Islam, der Buddhismus, der Unitarismus, die freien Gemeinden, werden in ihrem Verhältnis zum Judentume beleuchtet.

Die „Weltbewegenden Fragen“ fanden bei der Kritik eine überaus wohlwollende Aufnahme. „Dieses Buch ist eine der bedeutendsten jüdisch-litterarischen Erscheinungen in unserer Zeit,“ lautet das Urteil Adolf Jellineks. „Wäre das Buch in französischer Sprache in Paris erschienen, wo hervorragende französische christliche Schriftsteller, wie Huet u. a. jüdischen Angelegenheiten die regste Aufmerksamkeit schenken, in den jüdischen Geist einzudringen sich bemühen und die Entwickelung des Judentums in der Gegenwart mit Eifer verfolgen, so zweifle ich nicht, daß es die tiefste Sensation in den litterarischen Kreisen Frankreichs erregt hätte. Die Fragen, welche Philippson in seinem Buche behandelt und im jüdischen Geiste erörtert, müssen jeden aufs lebhafteste interessieren, dem das Judentum nicht blos ein Gegenstand litterarischer Kategorien und geschichtlicher Konstruktionen, sondern eine lebenatmende und lebensstarke Erscheinung ist, welche sich nicht in die abgeschlossene Studierstube einseitiger Gelehrsamkeit verweisen läßt, sondern das Recht für sich in Anspruch nimmt, in der Behandlung und Lösung der großen Zeitfragen gehört zu werden.“[1]) „Die von tiefer Begeisterung getragene und von einem Reichtum der Gedanken gehobene Sprache dieser Abhandlungen, der glatte und fesselnde Stil sind ganz dazu geeignet,“ heißt es in einer andern Recension, „den Kreis der Denkenden unter den von Vorurteilen Befangenen für die Ideale der Menschheit zu gewinnen. Philippson ist ein gewandter, in seiner Darstellung tief einschneidender Anwalt der großen Zeitfragen, welche seit einem Menschenalter an uns herangetreten sind.“[2]) „Diese Abhandlungen, welche

---

[1]) Neuzeit 9, Nr. 10.

[2]) Deutsche Allgemeine Zeitung vom 8. Juli 1868.

zum Teil jüdische Angelegenheiten, vielfach abe[illegible]) von jüdisch-religiösen Gesichtspunkten aus die verschiede[illegible]n anderweitigen Zeitfragen behandeln, offenbaren nicht blos ei[illegible]edeutendes litterarisches Talent und die umfassende Bildung [illegible]d Gelehrsamkeit ihres Verfassers, sondern zeigen bei aller kri[illegible]en Gediegenheit und Schärfe der polemischen Partieen auch eine [illegible]ste, tief sittliche, maß- und weihevolle Hingebung an die gro[illegible]Befreiungs- und Versöhnungsarbeit unserer Zeit. Wir würden [illegible] Bezug auf die freie Entwickelung unserer kirchlichen Zustände [illegible] weit über die gegenwärtigen Kämpfe hina[illegible]ellen Theologen aller Kirchen von so fre[illegible]tspunkten aus, mit so umfassender Bild[illegible] und maßvoller Darstellung ihre Gemein[illegible] Zeit und Welt belehren möchten."[1]) „D[illegible] der in diesem Buche gebotenen Abhandl[illegible]als Beleg einer gewichtigen Stimme aus d[illegible] des Judentums," schreibt die „Neue freie Presse"; „der [illegible]ser hat sich durch die Sammlung, Vermehrung und Verbes[illegible] derselben ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben."[2])

Die in den „Vorlesungen", den „Weltbewegenden Fragen" und vielen verschiedenen Abhandlungen erörterten Ideen, die im Judentume gegebenen ethischen und sozialen Prinzipien bearbeitet Philippson in mehr induktiver Methode auf dem Grunde der Geschichte und naturwissenschaftlicher Begriffe in der „Israelitischen Religionslehre". Er ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, den ganzen Lehr- und Gedankeninhalt des Judentums in populär-philosophischer Fassung darzustellen, die Entwickelung desselben von der Heiligen Schrift an bis zur Gegenwart zu zeichnen und die religiöse Überzeugung im gegenwärtigen Judentume zum

[1]) Europa 1868, Nr. 24; 1869, Nr. 15.

[2]) Neue freie Presse vom 31. Juli 1868 u. v. 18. Juni 1869. M. s. noch Allg. Litterarischer Anzeiger, April-Maiheft und November-Dezemberheft 1868; Neue Züricher Zeitung vom 12. Juli 1868; Wiener Presse vom 4. Februar 1869, u. a. m.

Ausdruck zu bringen. Eine solche Arbeit war bis dahin noch nicht unternommen. Abgesehen von dem ganzen systematischen Aufbau, von der belebenden und begeisternden Darstellung, war sie auch darin neu, daß sie sich nicht mit der gewöhnlichen Beschränkung der individuellen Moral begnügte, sondern dem Wesen des Judentums gemäß auch den sozialen und politischen Teil, wie er vom Mosaismus begründet worden, als integrierend aufnahm.

Dieses ausführliche Religionswerk, das in drei Teilen erschien,[1]) das Ergebnis einer dreißigjährigen praktischen Lehrthätigkeit, war sowohl zum Gebrauch für den Lehrer beim Religions- und Konfirmationsunterricht als auch zur Selbstbelehrung bestimmt. In dem ersten Teile wird die Einleitung und die Erkenntnis Gottes, im zweiten die Lehre von Gott und die Gottesverehrung und im dritten Teile der Lebenswandel behandelt. Den ersten beiden Teilen sind außerdem Beilagen hinzugefügt, in welchen einzelne Fragen und Gegenstände eingehender untersucht werden. Ein vierter Teil sollte die Geschichte des israelitischen Stammes in allgemeinen Umrissen und von weltgeschichtlichem Standpunkte, ferner Abhandlungen über die sogenannten Glaubenslehren, über die sechshundert und dreizehn Gebote und Verbote und die Geschichte des jüdischen Kultus enthalten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Religion der Gesellschaft.

An die Vorlesungen über „die Entwickelung der religiösen Idee“ schließen sich die über „die Religion der Gesellschaft,“ welche Philippson im Winter 1847 vor zumeist christlichen Zuhörern hielt. In ihnen suchte er, in der weitern Ausführung dessen was

[1]) Leipzig, Baumgärtner, 1861, 1862 und 1865. Die israelitische Religionslehre erschien 1878 in bündiger Weise als Lehrbuch in einem Bande (Wien, Hölder).

in den ein Jahr früher gehaltenen angedeutet [illegible]en, die von der Religion gegebenen Prinzipien der Gesellschaf[illegible]ufzustellen und das Verhältnis zwischen beiden in Vergangenh[illegible] Gegenwart und Zukunft an der Hand der Geschichte zu erörter[illegible]

Der leitende Gedanke, welcher sich durch die V[illegible]sungen zieht, ist, daß die Menschheit überall als ein Ganzes betr[illegible]et werden muß, als ein Gesamtorganismus, in dem nichts Zu[illegible] sondern dessen eigentliches Gesetz die Entwickelung, die V[illegible]ng bestimmter Ursachen ist.

Religion und Gesells[illegible] noch jetzt getrennt von einander und [illegible] Die Religion beanspruchte Jahrhunderte [illegible]chaft über die Gesellschaft. „Die Kirche [illegible]r Staat in sie aufgehe, und andererseits b[illegible]nen Religionen, und wollte die eine die [illegible]ch aus der Gesellschaft ausgeschlossen, od[illegible]stens in ihr benachteiligt haben."[1]) In der That ist die R[illegible]n ein integrierender Inhalt des Menschengeistes, sie gehör[illegible]essen innerstem Wesen und bildet im Gegensatz zur Gesellschaft das Verhältnis des Menschen zu Gott. Hieraus folgt, daß sie lediglich die Religion des Individuums war, auf die Gesellschaft, mit der sie in unaufhörliche Reibungen geriet, deren Verfassung und Zustand daher auch keinen Einfluß im bessern Sinne üben konnte, daß sie aber, „statt eine äußerliche abgeschlossene Vereinigung zu sein, die freie Bethätigung des Individuums, eine Religion der Gesellschaft werden müsse."

Philippson weist darauf hin, daß die drei positiven Religionen geschichtlich aus einer und derselben Quelle, aus dem Mosaismus, hervorgegangen sind, alle drei somit auch ein Gleiches, Allgemeines als Fundament besitzen, nämlich die Lehre von einem einigen, einzigen Gotte, dem unweltlichen, vollkommenen Schöpfer der Welt, der den Menschen in seinem Ebenbilde geschaffen, alle Menschen zur brüderlichen Liebe und zur Gerechtigkeit gegeneinander verpflichtet hat. Bei dieser Gleichheit dürfen die besonderen Glaubens-

[1]) Die Religion der Gesellschaft (2. Aufl.), S. 201.

lehren einer Religion auf die gesellschaftlichen Rechte ihrer Bekenner keinen Einfluß haben. Es ist dann auch nicht unmöglich, „die Religion aus ihrer Trennung von der Gesellschaft, aus ihrer Spaltung mit der Gesellschaft zu lösen, sie aus ihrer blos idealen Sphäre in die wirkliche der Gesellschaft zu verpflanzen und die Gesellschaft durch den Geist wahrer Religion zu idealisieren, aus der Religion der Individuen, wie sie bis jetzt bestand, vermittels jener allgemeinen Lehren eine Religion der Gesellschaft zu machen."[1]) Die Grundzüge für die Religion der Gesellschaft wären, daß „die Gesellschaft ein von der Gottheit in die Natur des Menschen" unmittelbar gepflanztes, in die Wirklichkeit gesetztes und von ihr als Vorsehung geleitetes Institut ist, in welchem der Mensch lebe, erzogen, erhoben und zur Vervollkommnung geführt werde, daß demnach die Gesellschaftlichkeit das höhere, eigentlich göttliche Element des menschlichen Wesens ausmacht, die brüderliche Gleichheit der Menschen das allein wahre Fundament der Gesellschaft ist und durch alle Momente der Gesellschaft als Basis bestehet, demnach Unterschiede in derselben allein durch die innere Beschaffenheit jedes Individuums bedingt werden, wie sie teils von Gott unmittelbar in die persönliche Natur jedes Individuums gelegt, teils durch eigenes Streben in ihm herausgebildet ist, daß demnach jedes Individuum die gleiche Freiheit hat, seine persönliche Natur für die Gesellschaft zu entfalten und zu bethätigen."[2])

Philippson betrachtet dann an der Hand der Geschichte die verschiedenen Phasen der Gesellschaft und den innern Zusammenhang, welchen die Religionen der verschiedenen Zeiten und Völker mit denselben hatten und gelangt zu dem Resultate, daß die Religion der Gesellschaft, welche die Geschichte zu ihrer Führerin nimmt und die Vernunft als ihr Kriterium, als das Mittel zur Beurteilung anerkennt, „die religiöse Idee durch das Leben zur Wahrheit und Wirklichkeit bringen wird, die religiöse Idee, wie sie im Mosaismus verkörpert und von den Propheten als die

---

[1]) Die Religion der Gesellschaft, S. 217.

[2]) Das. 219.

einstige Zukunft der Menschheit verkündet i[illegible] Sie will die Gleichheit in der Freiheit bestehend, und di[illegible]eit durch die Gleichheit begründet haben. Beide bestehen in d[illegible]reien Entfaltung des Individuums innerhalb der Gesamtheit, nich[illegible]ber, um dadurch ein Vorrecht oder einen besondern Genuß und[illegible]sitz zu erlangen, sondern um die Befriedigung seiner Natur [illegible] Heile der Gesamtheit zu gewinnen.“[1])

Um diese Ziele zu erreichen, empfahl er [illegible] der letzten Vorlesung als Mittel, die noch vorhandenen Gebre[illegible] zu lindern und zu schwächen, die Association im Dienste der [illegible]esamtheit durch Bildung von Vereinen [illegible]ken, welche die Thätigkeit Aller beanspru[illegible]ng Aller freien Raum gewähren. Philip[illegible]or jetzt funfzig Jahren, mit Forderungen [illegible]n Staaten selbst noch heute fromme Wünsch[illegible]ng des Arbeiterstandes, die angemessene, [illegible] Erziehung der Proletarierkinder, ein ei[illegible] Schulsystem für die gesamte Jugend und daß aller S[illegible]erricht, niederer und höherer, frei werde. „Fürwahr,“ ruft [illegible]en Zuhörern zu, „das Schulgeld ist ein Sündengeld, an d[illegible] Thränen, wenn nicht derer, die es zahlen, doch derer die es zahlen möchten und nicht können, hängen. Und ist die Gesellschaft der in sie hineingeborenen Menschheit nicht schuldig, ihrem Geiste jegliche Nahrung frei darzureichen, die für ihn paßt?“

Zum Schluß mahnt er seine Zuhörer: an allem Menschlichen unverdrossen teilzunehmen und gesetzlich zu wirken. „Das Leben ist vollkräftig geworden, es hat seine Dämme überstiegen und sich befruchtend ausgebreitet über die ganze Flur der Gesellschaft; Geist und Wahrheit sind hinausgetreten und haben sich in alle Verhältnisse gesenkt. Darum sind Alle berufen; alle Kräfte werden jetzt in Anspruch genommen!“[2])

Philippson hatte durch diese begeisternden Vorlesungen die

---

[1]) Die Religion der Gesellschaft, S. 352 ff.

[2]) [illegible]

Gemüter mächtig erregt. Am 8. Februar 1848 erschien bei ihm eine Deputation, geführt vom Justizkommissarius Jungwirth, um im Namen sämtlicher Zuhörer ihren Dank für „die bedeutsamen Wahrheiten, die inhaltsreichen Lehren und freimütigen, kühnen Worte“ auszusprechen und ihm einen großen silbernen Pokal, mit passender Inschrift versehen und einem auffliegenden Adler gekrönt, zu überreichen.[1] „Da sowohl die Deputation als auch der größte Teil der Geber aus Christen bestanden,“ heißt es in dem Briefe an seinen Bruder vom 18. Februar 1847, „so ist dies eine Ovation, die noch keinem jüdischen Geistlichen zugekommen. Was aber die Hauptsache ist, so habe ich durch meine diesjährigen Vorlesungen das Vorurteil, welches mir als Juden in den mittleren Klassen auch hier noch entgegenstand, gänzlich besiegt, und ich kann für nächstjährige Vorlesungen, so Gott will, auf einen ausgedehnten Hörerkreis rechnen. Zu ihnen bin ich bereits mehrseitig aufgefordert, und habe ich mir auch schon die Idee dazu gebildet.“ [2])

Am 18. Februar schrieb er das Vorwort zu diesen Vorlesungen, welche nach wenigen Wochen im Druck erschienen.[3]) Acht Tage später trat — die Februarrevolution in Paris ein, welche eine so große Wendung der Dinge hervorrufen sollte. Ein Freund schrieb ihm damals: „Bei Lesung Ihrer „Religion der Gesellschaft“ habe ich öfter nach dem Datum des Vorworts sehen müssen, um mich zu vergewissern, daß dasselbe vor der Februar-Erschütterung abgefaßt sei.“

Die neue Zeit regte auch Philippson zu neuer Thätigkeit an.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 12, 125.

[2]) Das. 58, 497.

[3]) Die Religion der Gesellschaft und die Entwickelung der Menschheit zu ihr, dargestellt in zehn Vorlesungen Leipzig, Baumgärtner 1848, 2. verb. Auflage, zusammen mit den Vorlesungen über „Die Entwickelung der religiösen Idee,“ Leipzig, O. Leiner, 1874.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die politische Bewegung.

Durch seine bedeutende Rednergabe, sein freimütiges Auftreten und seine gewinnende Freundlichkeit war Philippson in Magdeburg zu großer Popularität gelangt; das zeigte sich besonders in der sturmbewegten Zeit, im Jahre 1848. Die politischen Bewegungen, welche das Volk in allen seinen Schichten mächtig aufrührten, mußten einen Mann von seinem Geiste und Eifer aufs lebhafteste anregen. „Welche bedeutsame Zeit an uns vorübergeht," schreibt er am 1. April 1848 seinem Bruder Phöbus, „gut, daß wir sie erleben, mit Gott überleben! Es ist doch einmal wieder Leben in das langweilige europäische Leben gekommen, und was als Entwickelung langsam zu reifen schien, das hat sich wieder stoßweise Bahn gebrochen, bei welchen Stößen freilich nun viele hart wegkommen. Welche Stockung im Geschäftsleben vorhanden ist und von Tag zu Tag wächst, das kann der am besten sehen, der in einer Handelsstadt lebt. Alles geht spazieren, alles zieht die Stirne in düstere Falten, alles will Ruhe — um jeden Preis, und die meisten Philister würden gern alles wieder hingeben, wenn — die Ruhe wiederkäme. Sie sehen nicht ein, daß die

Ruhe auch bei aller äußeren politischen Ruhe nicht geblieben wäre. Sie vergessen, daß die Stockung bereits von Jahr zu Jahr herdatiert und daß sie tief in den sozialen Verhältnissen beruht, denen die politische Freiheit auch nicht abhelfen kann, da diese höchstens die Wege zu einem völligen Umschwung erleichtern wird. Daher sehe ich denn auch lange keine Ruhe ab, und wenn die Verfassung da sein wird — dann erst wird der rechte Kampf losgehen, dann das eigentliche Werden, die soziale Frage zum Durchbruch kommen. Allein haben wir uns noch nie an den herrlichen Wettern des Herrn erhoben gefühlt? Haben Blitz und Donner nicht ihr Erhebendes, Erstarkendes, Stählendes? Darum Mut und Zuversicht! Die Menschheit muß hindurch. Es konnte nicht anders sein, es kann nicht anders werden.

Willst Du nun auch etwas von mir erfahren? Ich muß es Dir gestehen, daß mich alle diese Ereignisse sehr erregt haben, und daß ich mich erst jetzt aus den verschiedensten Affekten wieder zur Ruhe hindurchgearbeitet habe. Bis jetzt habe ich denn auch einige Früchte bereits geerntet. Sonntag Nachmittag habe ich einen sehr schönen Dank- und Trauergottesdienst eingerichtet. Meine Predigt war ganz gemäßigt abgefaßt: „Was ist geschehen? was muß geschehen? welcher Geist muß uns hierzu beseelen?“ Aber die Stunde schlug mir ein Schnippchen. Ich betrat die Kanzel. Kopf bei Kopf, die Treppe voll, der Hof voll, eben so viele abgewiesen. Zwei Drittel Christen. Drommete und Trommel waren verklungen, zwei Psalmen gut abgesungen. Da ergriff es mich, und mit den ersten Worten, die ich sprach, war mein Vortrag in eine Glut hinübergeschlagen, die das gemäßigte Wort in eine ganz andere Region überschlug. Ein Herr von der Regierung, der dabei war, sagte: ich wäre ein Vulkan gewesen, der Flammen sprühte. Das war der Sonntag. Am Montag Abend war meine Vorlesung angekündigt.[1]) Da war aber auf drei Uhr eine Bürger-

[1]) Er hielt in dem von der Kaufmannsschaft zu Gebote gestellten Börsensaale eine Vorlesung „Über die gegenwärtige Lage Europas, insonders des deutschen Vaterlands, und die daraus entspringenden Fragen“, deren ganzer Ertrag für die Hinterbliebenen der zu Berlin Gefallenen bestimmt war.

versammlung berufen in die beiden größten S es Rathauses, die zu Einem verbunden waren. Es wurde eine resse vorgetragen der servilsten Art, kriechend, voll lobhudelnde Vertrauens zum Landtage. Die Versammlung, wohl fünftausen öpfe, konnte sich nicht recht bewegen. Da trat der kernhafte P ger Dulon auf und protestierte, aber auf so verkehrte und vor Kopf stoßende, maßlose Weise, daß die Versammlung furchtbar letzt und erregt ward. Dagegen traten Grubitz und Uhlich, a so schwach auf, daß die Ratlosigkeit allgemein war. Dies für mich der geeignete Augenblick. Ich isten, die sahen, daß ich sprechen wollte — Pax, wollten es nicht sehen — da riefen so wie der Ruf ertönte, hallten beide Säle die Tribüne!“ Ich trat hinauf, und so wi te mich ein allgemeines Bravo. Nun, l Geist über mich, und unvorbereitet wie ich t ich eine fast einstündige Rede, deren jeder Satz ein lebhaft vo erweckte. Ich sprach entschieden, in der gemessensten Weis den konstitutionellen König, sprach wider den Landtag d trug darauf an, daß die Adresse gedruckt und erst den anderen Tag darüber abgestimmt werde. Dieser Antrag fand allgemeinen Beifall. Nun, lieber Bruder, will ich und kann ich die weiteren Details nicht schildern. Ich trat noch zweimal mit demselben Erfolg auf. Indeß die Leiter sahen ein, daß, sowie mein Antrag durchging, ihre Adresse verloren war. Die Versammlung rief: „Dr. Philippson soll eine andere Adresse abfassen“: es half alles nicht, die Leiter überstimmten und ermüdeten die Versammlung, sie schnitten alle servilen Redensarten heraus, und ich — ließ den Kampf fallen, weil mir an der Adresse gar nichts gelegen war, denn was kommt's auf die an, da mein Zweck erreicht war, die Bürgerschaft zu wecken und sie ihre Leute kennen zu lehren. Nun sollten die Deputierten gewählt werden, welche die Adresse dem Könige überbringen sollten; die Versammlung rief abermals Dr. Philippson. Die Leiter trugen nun darauf an, die Stadtverordneten sollten die Deputierten wählen und hoben die Versammlung auf. Ich hatte den glänzendsten

Sieg erfochten, man begrüßte mich als den Mann des Tages, und meine besonnene Opposition hatte den tiefsten Eindruck gemacht. Sehr viele Stimmen haben sich bereits dahin entschieden ausgesprochen, mich nach dem Wahlgesetz zum Deputierten zu wählen. Ich gebe hierauf nichts, denn das Wort „Jude“ wird, wenn es zum Treffen kommt, davorstehen, und der panische Schrecken, der jetzt herrscht, wird sie einen Schwächling wählen lassen. Allein sie haben mich alle kennen gelernt. Ich habe mir den festen Grundsatz gebildet: ich werde keine Gelegenheit suchen, aber jeder Aufforderung Folge leisten. Diese Woche wandte sich eine Anzahl junger Leute an mich, ihnen einen Aufruf wegen Schleswig-Holsteins abzufassen, ich that es natürlich. Auf Dienstag bin ich aufgefordert, einen Vortrag über die Stellung des Handwerkerstandes in dem „Unterstützungsverein der hiesigen Handwerker“ zu halten; ich werde es thun.“[1])

Der Handwerkerstand, der trotz der bereits vierzigjährigen Gewerbefreiheit in Preußen seine alten Traditionen von Zunft und Innung nicht vergessen hatte, sah sich auf der einen Seite von der Zuchtlosigkeit der Gesellen und Lehrlinge, auf der andern Seite von dem Fabrik- und Magazinwesen, das sich immermehr der einzelnen Handwerke bemächtigte, bedroht; der gesunde deutsche Mittelstand schien hierdurch gefährdet. Bekanntlich sind diese Fragen auch heute noch nicht gelöst. Die Handwerkermeister, deren gebildetster Teil zu den eifrigsten Zuhörern der Vorlesungen Philippsons gehörte, hatten ihn noch vor den Märztagen aufgefordert, seine Gedanken über die Lage des Handwerkerstandes in einem öffentlichen Vortrage auszusprechen. Am 4. April 1848 kam er ihrem Verlangen nach, indem er in der Generalversammlung des Vereins einen Vortrag hielt „Über die Stellung des Handwerkerstandes, seine Gebrechen und wie ihnen abzuhelfen sei?“ Er entwickelte darin die Notwendigkeit von Bildung freier Innungen und deren Zusammentritt in einen gemeinsamen Verband, die Notwendigkeit einer gesetzlichen Gewerbeordnung und der Errichtung von Vorschuß-

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 58, 497.

kassen für den Handwerkerstand seitens des Staates und der Städte. „Gestern Abend habe ich im Handwerkerverein einen anderthalbstündigen Vortrag über die Stellung des Handwerkerstandes und seine Heilung gehalten, der einen enthusiastischen Sturm hervorbrachte," schreibt er den 5. April seinem Bruder. „Sofort hat sich ein Komitee gebildet zur Prüfung meiner Vorschläge, und werden sich sehr nützliche Dinge daran knüpfen. Heute muß ich den Vortrag, der frei war, ausarbeiten und morgen wird er auf Kosten des Vereins gedruckt." Der Vortrag erschien[1]) und fand zum Besten des Handwerker-Unterstützungsvereins weite Verbreitung. Nachdem die in Paragraphen ausgearbeiteten Vorschläge Philippsons in mehreren Sitzungen beraten worden, berief das Komitee eine allgemeine auf mehrere tausend Köpfe sich belaufende Versammlung aller Handwerkermeister der Stadt, in der er seine Ansichten nochmals entwickelte und in der die Vorschläge einstimmig angenommen, zugleich die Gründung einer neuen politischen Zeitung, der „Elb-Zeitung", beschlossen wurde. An der Redaktion dieser täglich erscheinenden Zeitung nahm Philippson einen sehr thätigen Anteil, sodaß die meisten Leitartikel derselben, Besprechungen der Verfassungs- und sozialen Frage, aus seiner Feder flossen. Neben diesem politischen Tageblatte redigierte er auch von Mai 1848 an das vom „Vorstande des Handwerker-Vereins der Provinz Sachsen" herausgegebene „Handwerkerblatt", ein Wochenblatt, welches sich nicht auf die faktischen Zustände der Handwerker beschränkte, sondern auch die sozialen Verhältnisse vom allgemeinern Standpunkte erörterte. Als dann gemäß der k. Verordnung vom 9. Februar 1849 in Magdeburg ein Gewerberat gegründet und er durch die einstimmige Wahl der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zum ausführenden Mitgliede desselben gewählt wurde, gab er die „Zeitung für die Gewerberäte in den preußischen Staaten" heraus.[2]) Daß er 1848 „Vorlesungen für Handwerker unternahm und ein Blatt für die Gewerberäte herausgab", erwähnt „mit schlecht verhüllter Animosität" auch Abraham Geiger in den Vorlesungen,

welche er einigen Studierenden der jüdischen Theologie in Breslau hielt;[1]) er hätte aber auch nicht verschweigen dürfen, daß der „Deutsche Lehrer-Verein der Provinz Sachsen" im August 1848 eine von Philippson entworfene Petition für die Trennung der Kirche von der Schule zu der seinigen machte und ihn im April 1849 einstimmig zu seinem ersten Vorsitzenden wählte. Diese Stelle behielt er bei, bis durch die Einwirkung von seiten der Regierung dieser Verein aufgelöst wurde.[2])

Als dann im Jahre 1850 infolge der reaktionären Bewegungen das Gewerbegesetz vom 9. Februar 1849 sich als illusorisch erwies, gründete Philippson mit einigen einsichtsvollen Männern den noch jetzt bestehenden „Handwerker-Meister-Verein", der sofort weit über tausend selbständige Meister zu Mitgliedern gewann und den Zweck hatte, eine Volksbibliothek zu gründen, belehrende Vorträge halten zu lassen und eine Handwerker-Witwen- und Waisen-Kasse zu schaffen. Er selbst hielt mehrere Jahre Vorträge in diesem Vereine, dessen Mitglieder ihn „wegen seiner bewährten und allgemein anerkannten Zuneigung für den Handwerkerstand und die von demselben vertretenen Interessen" stets hochverehrten;[3]) er bewahrte ihm, sowie der „Genossenschaft junger Kaufleute" auch nach seinem Abgange von Magdeburg freudig seine Teilnahme. Dem Organ der „Genossenschaft", sowie dem des Verbandes deutscher kaufmännischer Vereine, das in Mannheim erschien, lieferte er mehrere Beiträge, wie „Die mittelalterliche und die moderne Handelspolitik",[4]) „Die altindische Handelsverfassung. Ein Spiegelbild für die Gegenwart"[5]), u. a. Für die „Kaufmännische Korrespondenz" schrieb er „Die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital"[6]), u. a.

---

[1]) Geiger, a. a. O. II, 271.

[2]) Magdeburger Zeitung, 1848, Nr. 204, v. Sonnabend, 26. August.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 40, 39.

[4]) Central-Organ der Vereinigung von Genossenschaften junger Kaufleute (Magdeburg), 1. April 1862, Nr. 1ff.

[5]) Das. 1. Septbr. 1862, Nr. 6.

[6]) Kaufmännische Korrespondenz, 4. Jahrg., Nr. 23f. (Mannheim 6. u. 13. Juni 1871).

Nicht blos in Magdeburg, auch an anderen [illegible] der Provinz Sachsen brachte man der hohen Einsicht, de[illegible] besonnenen und edlen Charakter Philippsons das größte Vertra[illegible] entgegen. Als Verfechter konstitutionell gemäßigter liberaler [illegible] bekannt, stand er im Mai 1848 auf der Wahl zum Abg[illegible]neten für das Frankfurter Parlament, unterlag jedoch den [illegible]ußerordentlichen Machinationen der radikalen Elemente mit [illegible]nzig Stimmen; hingegen wurde er vom Neuhaldensleben—Wolm[illegible]tedter Kreise mit 81 gegen 27 Stimmen [illegible]treter gewählt. Bei der Deputiertenwahl [illegible]e er in Neuhaldensleben, im Henneber[illegible]d in Salzwedel, zumeist von den Handwerk[illegible]ellt. „Ich stehe jetzt in zwei Kreisen an[illegible]isleben und in Eurem“, heißt es in ei[illegible]Bruder Phöbus vom 29. Januar. „In [illegible] erscheinen. In Eisleben drangen sie schon [illegible] darauf; allein wegen Unwohlseins konnt' ich nicht und ver[illegible] — ehe ich Deinen Brief gestern erhielt — nächsten Sonnt[illegible]rt zu sein. Nun wollt Ihr an demselben Tage meine Anwesenheit? Die Antwort auf diese Frage wäre einfach, wenn mich zu Dir nicht mein Herz, nach Eisleben mein Versprechen zöge, ich ginge dann dahin, wo ich die meisten Chancen im voraus hätte. Unter welchen Umständen könnte ich von Eisleben wegbleiben und zu Euch kommen? Das beantworte mir. Es wird mir gehen wie dem Esel zwischen zwei Heubündeln, ich werde — nichts bekommen. Dessen kannst Du übrigens jedenfalls gewiß sein: ich werde mich nicht grämen, auch nicht im geringsten. Indeß jetzt ist es des Mannes Pflicht zu thun was möglich ist. Daher sei, guter Phöbus, nur mein Apostel, mein Emissär, wenn ich dann auch kein Messias bin, bin ich doch auch kein Satan. Einstweilen schicke ich Dir daher — Papier. Da man nämlich in Eisleben ein Wahlmanifest verlangte, so schicke ich auch Dir dreihundert Exemplare. Hältst Du es für gelungen — in die Einzelpunkte bin ich mit Absicht nicht eingegangen —

so versende es nach allen Seiten. Brauchst Du noch mehr Exemplare, so könnte ich sie Dir zusenden." Philippson hatte sich nicht getäuscht: er wurde nicht gewählt. In Neuhaldensleben unterlag seine Wahl mit sechs oder acht Stimmen. Es wurde gegen ihn, den Juden, gewaltig agitiert. Die Reaktion war im Anzuge.

Als Philippson, der auch seit 1850 mehrere Jahre hindurch Mitglied des Magdeburger Gemeinderats war, gegen Ende des Jahres 1848 einsah, daß die politische Strömung eine andere Wendung nahm und es auch nicht erkennbar war, wohin dieselbe ausgehen würde, versuchte er eine Zeitschrift zu gründen: „Politische und soziale Monatsschrift. Unter Mitwirkung mehrerer Abgeordneten und Staatsmänner;[1]) dieselbe trat aus der unsichern Strömung heraus und suchte einen sichern, festen Standpunkt für die Entwickelung und das Verständnis der Ereignisse zu vermitteln. Es war jedoch damals keine Zeit zur ruhigen und besonnenen Betrachtung. Der revolutionäre Sturm von der einen und die Contrerevolution von der andern Seite ließen Maß und Forschung nicht zu. Die anschwellende Reaktion wollte sie erst recht nicht, und obgleich er in den Stand gesetzt war, den Inhalt dieser Monatsschrift durch günstige Umstände recht interessant und mannichfach zu machen, gab er sie doch nach dem dritten Hefte wieder auf.[2])

Der trüben Stimmung, welche die beginnende Rückschrittsperiode in ihm hervorrief, verlieh er auch poetischen Ausdruck in der Sammlung von Gedichten: „Stimmen und Stimmungen aus der Zeit",[3]) von welchen wir Folgendes hier mitteilen:

Meine Seel' ist zerrissen, meine Brust zerstört —
Wer ist's, der meinem Leide wehrt?
Meine Feinde hören nicht auf zu hassen,
Meine Freunde haben mich längst verlassen,
All' mein Lieben ward betrogen,

---

[1]) Leipzig, Baumgärtner, 1849. (204 S.)

[2]) Das dritte Heft enthält (S. 153—169) einen am 22. Februar 1849 im großen Rathaussaale zu Magdeburg von Philippson gehaltenen Vortrag „Die Handwerkerfrage in Deutschland".

[3]) Magdeburg, E. Fabricius, 1849.

Als nun die Zeit der Vollendung genaht:
War Täuschung die ganze That! . . . .
Meine Stunden, meine Tage, gieb sie mir wieder,
Mein Sinnen, mein Mühen, meine Jugendglieder,
Gieb sie zurück und nimm deine Träume,
Daß ich den heuchelnden Trug von mir räume . .
Meine Seel' ist zerrissen, meine Brust zerstört —
Wer ist's, der meinem Leide wehrt?

ganzen Taumel der Bewegung und ihr jähes Gedicht aus:

Die Welt ist ermattet . . . .
Ha! die alte, verlebte,
Wie sie schlürfte, taumelte, schwebte. . .
Wollte noch einmal den Jugendrausch
Durch die gealterten Glieder jagen,
Sie verjüngt emporzutragen —
Sie ergriff den Zauberbecher,
Trank begierig,
Und der alte Zecher
Wurde rührig,
Und es stieg ihm zu Kopf,
Drang in das Herz dem dürren Tropf,
Und er drehte im Kreise
Sich kühnlicher Weise,
Focht mit den Händen
Nach allen Enden,
Griff nach der Welt, sie umzuwenden,
Wollt' sie zertrümmern, wollt' sie erbauen,
Er mit den Locken, den spärlichen, grauen . . . .
Als er genugsam sich that drehen,

Konnt' er nicht fliegen und nicht stehen,
Zitternd schwankten die schwachen Glieder,
Und er sank nieder ....

Den ganzen Inhalt der Bewegung hielt Philippson indeß nicht für verloren. „Die Geschichte der Menschheit geht ihren Gang über Hoffnung und Verzweiflung hinweg. Sie läßt nimmer zurückkehren, was vorüber, was verlebt ist. Alles muß erarbeitet und errungen werden." Das war sein Trost und flößte ihm Mut ein.

Den süßesten Trost für alle Täuschungen und Widerwärtigkeiten im Leben fand er in seinem Familienkreise.

Dreißigstes Kapitel.

Das Familienhaus.

Philippsons vielseitige und unermüdliche Thätigkeit, die stete Frische und Ursprünglichkeit seines Geistes, seine rastlose Schaffenskraft sind um so bewundernswerter, als er von seinem frühen Mannesalter an mit schweren Krankheiten zu kämpfen hatte. Die übermäßige Last der Arbeit, wie er sie seit der Knabenzeit ununterbrochen zu ertragen gehabt, hatte seine kräftige und ausdauernde Konstitution endlich erschüttert.[1]) Schon im Winter des Jahres 1836 befiel ihn eine ernste Krankheit, von der er sich nur allmählich erholte. „Leider bin ich seit acht Tagen wieder herzlich unwohl, ich leide an Brustkatarrh und außerordentlicher Schwäche," klagte er den 20. Dezember 1837 seinem Bruder. In den Jahren 1838 und 1842 hatten ihn schwere Nervenfieber auf das Krankenlager geworfen; noch furchtbarer, mit typhösem Charakter trat dasselbe Leiden im April 1852 auf. „Das Herz der Seinigen klopfte um so banger vor Besorgnis," schreibt Phöbus Philippson, der aus Klötze berufen worden war, „als hier nur eine schnelle günstige

---

[1]) M. Philippson, a. a. O. XL.

Krisis Hülfe schaffen konnte und die Kräfte de[illegible] ...aken noch von den im vorigen Sommer erlittenen mehrmonat[illegible]en Leiden, sowie von darauf folgenden anhaltenden Arbeiten und [illegible]ütsaffekten hart ergriffen waren. Eine günstige Krisis trat ein[illegible]ach mehrtägigem Kampfe erlangte der Kranke das Bewußtse[illegible]wieder."[1]) Die Geschicklichkeit der Ärzte, besonders seines Brud[illegible] der Tag und Nacht nicht von seinem Lager wich, die aufo[illegible]de Pflege seiner Gattin retteten ihn von dem Tode, der i[illegible] vierzehn Tage bedroht hatte.

Seine erste Gattin, [illegible] ihm schon im September 1843, nach ka[illegible]) ein zehrendes Übel entrissen worden; i[illegible]ich der besseren Luft wegen begeben hatte, [illegible] Wie tief und innig wurde sie von ihm [illegible]ken widmete er den bald nach ihrem Tode [illegible] des „Saron". Da klagte er:

Auf deinem Lag[illegible] du hingestreckt,
Vom letzten, sch[illegible]ampf durchschreckt,
Ich war allein mit dir, dem Tod —
Und Gott! — —

Auf deines Grabes frischen Rasenhügel
Laß, teurer Schatten, mich ein Denkmal setzen:
Den meine Thränen ach! so oft benetzen,
Laß ihn umwehen meines Geistes Flügel,
Daß leise sich der Geist zum Geiste finde,
Und die Erinnerung tröstend sie umwinde!

In dem Gratulationsschreiben an Gotthold Salomon zu dessen fünfundzwanzigjährigem Amtsjubiläum giebt er dem tiefen Schmerze in den wenigen Worten Ausdruck: „Ich komme vom Sterbelager eines geliebten Weibes, mit dem mir der Vater eine edle Perle meines Lebens genommen hat," und am 10. Mai 1844 schreibt er seinem Bruder Phöbus: „Ihr wisset, daß ich in Osterburg war. Die liebevollste zärtlichste Aufnahme konnte mir den Doppelkummer

nicht aus dem Herzen entfernen, den der Anblick des Gr
meine geliebte Julie umschließt, hervorrief." Das gelieb
hinterließ ihm drei Töchter, von denen die jüngste zwei Jahr

Im Herbste 1844 hatte er sich eine andere Lebens
gewählt: Mathilde Hirsch aus Halberstadt, die anmutige
gebildete, jüngere Schwester der Frau seines Bruders
welche mit innigster und thätigster Liebe ihm auf der Hö
Schaffens zur Seite stand, ihm die liebevollste Pflege a
ließ und ihm mehrere Kinder schenkte. Im Sommer 1851
sie ihn nach Franzensbad, wohin er sich das Jahr dara
begeben mußte. Die schweren Krankheiten hatten sein Ner
derart geschwächt, daß er häufig an hochgradigen, lähmend
schmerzen litt. Die Kur in Franzensbad und in späteren
der mehrwöchentliche Aufenthalt im Gebirge brachten
Linderung seines Leidens.

Philippson, ein Muster der Pflichttreue, lebte auch
Bädern und auf seinen Erholungsreisen seinen litterarischen
und, wenn er nicht zu weit von der Heimat entfernt wa
Berufe. Von Harzburg, wo er seit 1847 mehrere J
seiner Familie den Sommer verbrachte, begab er sich, so
Amt ihn rief, nach Magdeburg; von Franzensbad aus
er, so schwach und leidend er auch war, seine Zeitung. Er
unermüdlich, teils weil das geistige Schaffen ihm Bedürf
teils auch weil die Verhältnisse es erforderten, denn seine
und litterarische Thätigkeit zusammengenommen gewähr
nie mehr als einen sorgenlosen Lebensunterhalt in der e
und zurückgezogensten Weise.

Wie sehr lag ihm, dem zärtlichen Vater, das W
die Zukunft seiner Kinder am Herzen; kein Opfer war ihm
so es galt die Erziehung seiner Kinder.

Einunddreißigstes Kapitel.

Philippsons Grundsätze in der Erziehung.

Philippson hatte vom praktischen Standpunkte aus über die Erziehung seine eigenen Ansichten, welche er wiederholt aussprach. Als oberster Grundsatz galt ihm, die Kinder zu unabhängigen, selbständigen Menschen, hinsichtlich des Charakters wie der Lebensrichtung, zu erziehen. „Die Kinder müssen so erzogen und herangebildet werden, daß sie einst wohl vom allgemeinen Publikum, nicht aber von einzelnen Personen abhängen. Daher ist jede Carriere zu meiden, welche zu nichts als Abhängigkeit von „Vorgesetzten“ führt, denn diese Art Abhängigkeit ist dem Juden als solchem sehr gefährlich. Ein selbständiger, unabhängiger, auf sich selbst beruhender Mensch trägt eine Fülle des oft unbewußten Glückes in sich.“

„Auch die Mädchen sollen so erzogen werden, daß sie im Notfalle selbständig sich ihr Brot erwerben, eine Lebensbeschäftigung betreiben, einen Lebensberuf erfüllen können und nicht von der Gnade der Geschwister und Verwandten abhängen. Die Mädchen müssen früh von Putz und Tand abgezogen und zur häuslichen Arbeit angehalten oder für den Handels- und Gewerbestand, als Lehrerinnen und Erzieherinnen ausgebildet werden.“ Von diesem Gesichtspunkte dringt er auf einfache, reale, zweckmäßige Erziehung der weiblichen Jugend, daß, frei von jeder Überladung und Verbildung, der Geist aufgeklärt, das Herz veredelt und der Geschmack geläutert werde. „Erziehet eure Kinder jüdisch! Lasset eure Kinder in der jüdischen Religion unterrichten, sorgfältig, [illegible] mit aller Ehrfurcht und allem Nachdruck!“ das ist die Mahnung, welche er unabläßig erhebt. Er fordert, daß nicht [illegible] [illegible]n auch die Mädchen die hebräische Sprache [illegible] [illegible]von, daß ohne das Hebräische eine [illegible] [illegible]nmöglich ist, wird [illegible] [illegible]aß das Juden[illegible] [illegible]r dasselbe [illegible] [illegible]n [illegible]ein auch [illegible] man [illegible] aber [illegible] [illegible]ott und

jüdischen Gottesdienstes, wie er in allen Ländern der Erde besteht, allein ermöglicht.

In diesem Geiste und nach diesen Grundsätzen erzog er seine eigenen Kinder.

Als seine mit reichen Geistesanlagen ausgestattete älteste Tochter Johanna im Alter von fünfzehn Jahren sich zu einem mehrmonatlichen Aufenthalte zu ihrem Oheim nach Klötze begab, erteilte er ihr folgende schriftliche „Instruktionen":

1. Ich bitte meine Tochter, jeden Morgen nach dem Waschen eine bestimmte Zeit dem Gebete zu widmen und zwar in ihrer Muttersprache, an Sabbat- und Festtagen vormittags eine halbe Stunde in hebräischer Sprache und nachfolgender Lesung der Übersetzung. Möge sie das nie vergessen und vernachlässigen!

2. Worauf sie ihre Aufmerksamkeit besonders zu richten hat, ist: Englisch, Französisch, Hebräisch als Sprachen, Naturgeschichte, Geschichte, Geographie als Realien, Rechnen und Schreiben als Elemente, Musik als Kunst.

Sie muß daher:

a) täglich ein bis anderthalb Stunden mindestens der Musik widmen;

b) wöchentlich acht Stunden auf französische und englische Lektüre, Grammatik und Übungen, zwei Stunden auf Gebetübersetzung und deutsch Bibellesen; eine Stunde auf Rechnen, zwei Stunden auf Geographie und zwei Stunden auf Naturgeschichte verwenden.

Es sind dies drei Stunden täglich ohne Musik und diese müssen von ihr sorgfältig eingehalten werden, wobei dann noch Zeit genug zur Wirtschaft und zu weiblichen Arbeiten übrigbleibt.

3. Ich bitte meine Tochter ihre ganze Aufmerksamkeit auf Folgendes zu richten:

a) die pedantischste Ordnung in allen ihren Sachen, großen und kleinen, zu bewahren;

b) gegen jedermann freundlich, zuvorkommend, bei Differenzen sich selbst beherrschend und sanftmütig zu sein;

c) besonders für Tadel empfänglich, gegen denselben aber nicht zu empfindlich zu sein.

Dies ist es was ihr Vater ihr zum Abschiede zu empfehlen hat".

Vier Wochen nach dem Scheiden aus dem Elternhause schrieb ihr der Vater von Franzensbad aus: „Du schreibst mir gar nichts über Deine Beschäftigung, über die Art, wie Du Deine Tage ausfüllst. Ich wünsche dies öfter, eine Beschreibung eines Tagewerks, die Angabe dessen was Du liesest u. s. w. Wenn es auch trocken ausfällt, mir ist dies sehr wünschenswert, damit wir beide nicht zu sehr auseinanderkommen, damit ich weiß, was du thust und damit ich Dir hier und da einen Wink geben kann. Und hier füge ich, geliebte Tochter, zwei Regeln hinzu, die Du als Lebensmaximen Dir einprägen mögest. Ich gebe sie Dir ganz ohne Veranlassung: aber sie fielen mir dieser Tage, als ich viel an Dich dachte, bei. Zuerst: mache Dir nie zu hohe Erwartungen vom Leben und seinen Erscheinungen, und dann: schlage nie das Leben und was es mit sich bringt zu niedrig an! Nur die Verbindung beider Seiten führt zur richtigen Anschauung und zum Genusse, zum wahren, lautern, des Lebens. Schätze die Gegenwart, denn das Gute in ihr kehrt in dieser Gestalt nie wieder zurück, und laß sie niemals von den rosigen Farben der Zukunft erblassen — sonst werden diese Farben immer schwinden, wenn diese Zukunft eben zu einem Stück Gegenwart geworden!"

Seine Tochter Johanna hegte aus eigenem Antriebe den sehnlichen Wunsch, sich zur Lehrerin auszubilden und das Seminar in Berlin zu besuchen. Auch während ihrer Studienzeit ließ er es an Winken hinsichtlich ihrer Arbeiten, ihrer Lektüre u. dergl. m. nicht fehlen. Er schrieb an ihr am 22 November 185[illegible]: „Daß Dir

Menschen verliert. Was hilft alle Begabung, wenn man die herrlichste nicht besitzt, sich und den Seinigen, ich meine der Umgebung, das Leben angenehm zu machen. Diese aber kann nur da sein, wo eine echt religiöse Unterlage den ganzen Bau des Menschen stützt. O, der herrliche Paradiesapfel wahrer Menschenfreundlichkeit! Welch ein Duft! — Mit dem „Jüdischen Volksblatt“ geht es gut vorwärts. Es hat in den sechs Wochen seines Erscheinens bereits über siebenhundert Abonnenten und jede Woche bringt neue, sodaß mit Januar es wohl schon seine tausend Abnehmer haben wird. Es muß in einem Jahre sich mehrere tausende erwerben, sonst würde ich es nicht fortführen.“

Am 28. Mai 1855 schrieb er seiner Tochter von Harzburg aus: „Du weißt, wenn ich unbedingtes Gottvertrauen lehre und hege, so will ich doch, daß der Mensch dies am meisten durch thätiges und kräftiges Streben bewähre, und wenn ich auf das Höhere, Göttliche verweise, dies seine Ausprägung eben im Irdischen findet. Also mutig und unverdrossen vorwärts! In allen Dingen aber die besonnene Mittelstraße: nicht blindes Vertrauen auf die Menschen namentlich in gerechter Beachtung, daß wir Alle Menschen und voll Schwächen sind, aber auch kein ewig waches Mistrauen, keine Hingebung, aber auch kein Abstoßen, kein übertriebener Eifer, aber auch keine Gleichgültigkeit; Strenge und Nachsicht, Liebe und Gerechtigkeit!“ „Die Höhen des Menschenlebens begreifend,“ heißt es in einem andern Briefe an sie, „ohne überschwenglich zu sein, das ist die Hauptkunst im Leben, gleichweit von der Phantasterei und Nüchternheit das Leben in der Wahrheit zu erfassen. Darum wird ja Dein Vater immer beneidet um die beständige Frische des Geistes und der Empfindung, aber er hat sie eben daraus geschöpft, daß er niemals aus überschwenglichem Fluge in den Staub gefallen.“[1])

---

[1]) M. s. auch „Von der Erziehung der weiblichen Jugend“, A. Ztg. d. Jdts. 45, 202 ff.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Rabbiner.

Philippson lebte seinem Amte als Rabbiner und Prediger der jüdischen Gemeinde in Magdeburg mit aller Pflichttreue und entfaltete in ihr eine segensreiche Wirksamkeit. Ihm verdankt die Gemeinde nicht nur eine wohlorganisierte Religionsschule, sondern auch die Errichtung mehrerer Wohlthätigkeitsvereine. Schon im Jahre 1835 rief er den noch bestehenden israelitischen Frauenverein ins Leben, der die Aufgal[illegible]me Mädchen der Gemeinde ein passendes Gewerbe erlernen [illegible] oder sie bei ihrer Verheiratung mit einem Beitrage zur Au[illegible] versehen, und armen Familien Unterstützungen an Miete, [illegible] dgl. m. zu verabreichen. Sein Werk ist auch die Reorg[illegible] der Gemeinde, deren Statuten mit Zuziehung eines Rech[illegible]n von ihm entworfen und, wie in Magdeburg, in mehrere[illegible]gen Gemeinden Deutschlands eingeführt wurden,[1]) sowie [illegible]u eines neuen Gotteshauses, zu dem er seit dem Antritt [illegible] Amtes unablässig aufgefordert hatte. Am Schabuotfeste [illegible] Jahres 1850 legte er der Gemeinde, welche der Reichen wenige, im ganzen einhundertundsechzig Familien zählte, noch einmal eindringlich ans Herz, „daß sie um des Bestandes der ganzen Gemeinde, um des Kultus, um des religiösen Lebens willen“ endlich zum Bau schreiten müsse. Diese Predigt,[2]) welche er gedruckt unter die Gemeindemitglieder verteilen ließ, verfehlte ihren Zweck nicht. „Achtzehn Jahre gestrebt, gerungen, gesprochen, gedrängt — längst die Hoffnung aufgegeben — da erstanden die Männer, die voll Mutes das Werk begannen“: am 19. September 1850 fand die feierliche Grundsteinlegung zu der neuen Synagoge statt.[3]) Mit dem Neubau wollte aber die Gemeinde statutengemäß auch „eine neue, der Zeit angemessene, auf die vielfachen Er-

---

[1]) Die Statuten, s. A. Ztg. d. Jdts. 14, 62 ff., 571 ff., 584 ff., 595 ff.

[2]) Vom Bau eines Gotteshauses. Der Israeliten-Gemeinde zu Magdeburg. Predigt am 2. Tage des Schabuotfestes 1850. Magdeburg, Wohlfeld, 1850.

[3]) Die Rede bei der Grundsteinlegung, s. A. Ztg. d. Jdts. 14, 554 f.

fahrungen und Verbesserungen in anderen Gemeinden gegründete Kultusordnung" einführen; der Gottesdienst sollte zeitgemäß umgestaltet, veredelt werden.

Zur „sorgfältigen Erwägung" der neuen gottesdienstlichen Ordnung hielt Philippson im Herbste des Jahres 1850 für die Gemeindemitglieder vier Vorlesungen über die „Geschichte des jüdischen Kultus".[1]) Nicht neue Resultate der Spezialforschung wollte er bieten, sondern die vielfachen und gesicherten Ergebnisse der neueren Kritik seinen Zuhörern übersichtlich darstellen und die in den Kultusformen liegenden Gedanken zur Klarheit bringen. Er wies nach, daß der jüdische Kultus in steter Entwickelung begriffen war, daß er in bestimmten Zeiten große Reformen vor- und annahm, hierin stets dem Bedürfnis der Zeit, d. h. der veränderten Anschauung Rechnung trug, niemals aber mit der voraufgegangenen Stufe brach, sondern immer sich an sie anlehnte, und daß auch die Reform des Gottesdienstes den maßgebenden Verhältnissen der Wirklichkeit unterlag.

Die neue Synagoge wurde den 14. September 1851 feierlich eingeweiht[2]) und ein zeitgemäßer Gottesdienst mit Orgel und einigen deutschen Gebeten eingeführt. In den gottesdienstlichen Reformen bestand Philippson nie eigensinnig auf seinen Willen. Alle andere Wirksamkeit auf die Gemüter und besonders die Jugend aufzugeben, durch ein allzu oppositionelles Verhalten die Gemüter zu erhitzen, den Zwiespalt in die Gemeinde zu tragen und sie nach außen zu kompromittieren, schien ihm die Abänderung oder Abschaffung dieser oder jener Gebetsformel nicht wert. Er rechnete dabei immer auf die Wirkung der Zeit.

Eine besondere Freude fand er an der Erteilung des Religionsunterrichts, den er für das Erste und Bedeutendste in der Wirksamkeit des Rabbiners hielt. „Der Rabbiner, der sich nicht des Religionsunterrichts angestrengtest annimmt," heißt es in seinen

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 15, Nr. 1—42. M. s. auch „Über die Symbolik des mosaischen Kultus", das. Nr. 16, „Der Geist des Judentums in seinen Gebeten", das. 29, 11 f., 299 ff., 341 ff.

[2]) Die Einweihungsrede, s. A. Ztg. d. Jdts. 15, 476 ff., Siloah III, 265 ff.

„Briefen über Religiöses und Theologisches",[1]) „ihn zu organisieren sucht, sich ihm hingiebt, über den Bestand desselben wacht, allen Indifferentismus dagegen überwindet, niemals lässig darin wird, ihn als seine eigentliche Domäne ansieht: der Rabbiner ist gar nicht wert, ein solcher zu sein, und mag seine hohen Worte auf der Kanzel nur immerhin in den Wind sprechen." Er lag dem Religions- und Konfirmandenunterrichte mit aller Liebe und Hingebung ob. Die Methode, welche er beim Konfirmandenunterricht anwendete, war: „er stell[illegible] systematischen Reihenfolge eine These, entwickelte dieselbe i[illegible] [illegible]ger Weise mit den Konfirmanden, sodaß sie sich das Verstän[illegible] [illegible]chsam selbst schafften, resumierte dann und diktierte den Le[illegible] [illegible]lichst kurz und präzis". In der ersten Zeit seiner Amts[illegible] hielt er die Konfirmation am Schabuotfeste, später an d[illegible] [illegible]chensabbat von Pessach ab. Die Erfolge des Konfirmanden[illegible] [illegible]tes mit seinem Schlußakte waren dauernd sehr günstig, un[illegible] erhielt sich fortwährend in der Gunst der gesamten Gem[illegible]

Dem Armenwesen i[illegible] Gemeinde und der zweckmäßigen Organisation desselben w[illegible] er seine besondere Sorgfalt. Er selbst hatte für die Armen stets offene Hand und sorgte soweit als möglich für ihr Fortkommen, dabei hatte er es sich zum Grundsatz gemacht, keine Empfehlungen zu erteilen, außer solchen Personen, die er genau kannte, und dies waren der Menge gegenüber nur wenige.

Durch sein Vertrauen einflößendes Wesen wurde er der Freund und Berater der Familien: mit mehreren verband ihn die innigste Freundschaft, und in besonderer Liebe hingen seine Schüler und Schülerinnen an ihn. Wie jeder jüdische Seelsorger seine Gegner, so hatte solche auch Philippson: es waren das zumeist prinzipielle Gegner, aber in verschwindend geringer Zahl. So erzählt er wenige Jahre vor seinem Tode: „Es war in meiner Gemeinde, wahrscheinlich aus Osten, ein mir ganz unbekannter Mann eingezogen. Dieser versuchte alsbald gegen den Vorstand

und mich eine Partei zustande zu bringen und spielte dabei den frömmelnden Orthodoxen. Es gelang ihm dies nicht. Als er aber einmal zu einem Schwur kam, protestierte er gegen meine Beihülfe: er erkenne mich nicht als seinen Rabbiner an. Der Richter erklärte ihm kalt, daß es hierauf gar nicht ankäme, sondern daß das Gericht mich als amtlich berufenen Rabbiner anerkenne. Darauf wandte er ein, daß nach dem Wortlaut des Landrechts der zu beeidigende Jude die Schwurzeugen selbst mit zur Stelle zu bringen habe, und das wolle auch er thun. Der Richter erwiderte: wenn er von der Zuvorkommenheit der Gerichtsbehörde, die Sache zu arrangieren, keinen Gebrauch machen wolle, so stände ihm dies frei, aber er dürfe auch keine anderen Männer mitbringen, als die von der Behörde für diese Funktion anerkannten. Er mußte also unter meiner Assistenz schwören, und da zeigte es sich, daß der Mann in eine sehr schmutzige Sache verwickelt und der Teilnahme bezichtigt war."[1])

Die Liebe und Verehrung, welche Philippson in seiner Gemeinde genoß, fand ihren vollen Ausdruck bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläums am 9. September 1858. Die Predigt, welche er an diesem Tage, dem Neujahrstage, hielt, begann mit demselben Texte, mit welchem er vor fünfundzwanzig Jahren seine homiletische Laufbahn eröffnete.[2]) Mehrfache Deputationen brachten ihm ihre Glückwünsche. Der Vorstand der Gemeinde überreichte ihm eine geist- und gemütvolle Adresse, in der ihm als Zeichen der Anerkennung für seine geleisteten Dienste eine Gehaltserhöhung zugesichert wurde. Eine andere Deputation machte ihm die Mitteilung, daß, um der Verehrung, welche zahlreiche Glaubensgenossen außerhalb Magdeburgs für ihn hegen, einen Mittelpunkt zu schaffen, sie ein Komitee gebildet hätte, um einen Fond zu sammeln, welcher dem Jubilar eine sorgenfreie Existenz schaffen sollte. Von vielen Gemeinden, Kollegen und Freunden aus Deutschland, Frankreich und England, aus Belgien,

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 52, 206.

[2]) Die Predigt, das. 22, 543 ff.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Philippson als Homiletiker.

Philippson gehört nächst Salomon, Kley und Mannheimer zu den ältesten und bedeutendsten jüdischen Predigern der neueren Zeit. Als er mit frischer, jugendlicher Begeisterung die homiletische Laufbahn betrat, nahm er seinen eigenen Standpunkt in der jüdischen Homiletik ein.

Als die eigentliche Aufgabe des jüdischen Predigers betrachtete er die Verkündigung der großen weltgeschichtlichen Mission des Judentums, dessen Befähigung zur Religion der höchsten harmonischen Geistesbildung, zur Religion der Menschheit. Der jüdische Prediger soll nachweisen, wie aus der Offenbarung alle wahre Erkenntnis Gottes entsprungen, wie alle Begriffe vom

Offenbarung atmet, sich auf die Geschichte der Nation stützt, aus der bisherigen Gestaltung des Judentums entlehnt und gegen öffentliche und heimliche Angriffe der Religion des Judentums auftritt. „Wer sich nur im Moralisieren bewegt, vergißt seine weltgeschichtliche Bestimmung, vergißt zugleich, daß er dem Volke auch im Ceremoniellen eine neue Fackel anzünden, vergißt, daß er den Israeliten der neuern Zeit mit einem neuen Enthusiasmus für seine Religion entflammen soll, indem er ihm die erhabene Bedeutung dieser Religion und des Israeliten durch sie offenbare. Er irrt, indem er glaubt, daß die Moral allein den Menschen beseligen und in ihm wahrhaft lebendig werden könne, wenn sie nicht unter dem Brennpunkte einer höheren Flamme, der Gottesfurcht und Gotteserkenntnis, die von der Offenbarung ausgehen, gesehen wird.“ [1])

Immer bestrebt, seinen Predigten ein „heimatliches Kolorit“ zu geben, damit man merke, sie seien auf jüdischem Boden entstanden und für jüdische Zuhörer berechnet, war Philippson einer der ersten jüdischen Kanzelredner, der den Midrasch für die Predigt verwandte, auch wohl einen Spruch aus Talmud oder Midrasch als Nebentext gebrauchte und erläuterte. Er behandelte das ganze jüdische Leben und das große Gebiet des Judentums, Geschichte, Gesetze und Dogma. Seine Predigten, reich an Mannichfaltigkeit und erhabener Gedankenfülle, sind in ihrer reinen, kräftigen, blühenden, jedermann verständlichen Sprache, „charakteristisch im Ausdruck und Redeschwunge“, immer volkstümlich; durch sein edles Pathos, sein sonores Organ, sein geistvolles Antlitz und seine hohe Gestalt, sowie durch die würdevolle Ruhe des Vortrages machten sie auf den Zuhörer einen tiefen, bleibenden Eindruck. Er war daher weithin als gefeierter Redner bekannt und wurde sehr häufig zur Vornahme von Trauungen und Synagogen-Einweihungen [2]) nach verschiedenen Gemeinden berufen.

---

[1]) Predigt- und Schul-Magazin II, 256 f.

[2]) Von den durch Philippson vollzogenen achtzehn Synagogenweihen nennen wir nur: die zu Erfurt (1840), Wollmirstedt (1842), Eisleben (1850), Magdeburg und Burg (1851), Aschersleben und Lippstadt (1852), Stadtberge und Gr. Oschersleben (1856), Seehausen (1860), u. a.

Hebräische übersetzt wurden,[1]) dienten jüngeren Predigern zum Muster und wurden zum Vorlesen in den Synagogen kleinerer Gemeinden, die des Predigers ermangelten, häufig benutzt.

Mit der Predigt in innigem Zusammenhange stand der Chorgesang und das deutsche Lied.

Im Jahre 1851 trat Philippson in seiner Gemeinde mit dem Vorschlage auf, statt des eingeführten Chorals, der in seiner Langsamkeit, Steifheit und Einförmigkeit von den Juden nie recht goutiert wurde, sogenannte rythmische Lieder in der Synagoge anzuwenden. Er ließ n[illegible] Jahre die von ihm verfaßten und zu den Festen auf [illegible]itter gedruckten Lieder an den Eingangsthüren der Syn[illegible]eilen. Als sich dann eine ganz ansehnliche Sammlung ge[illegible]tte, stellte der Vorstand der Gemeinde an ihn das Verl[illegible]ne Sammlung von Liedern und Melodieen herauszugeben. [illegible]tstand das „Kleine israelitische Gesangbuch, enthaltend de[illegible]ieder und zweistimmige Melodieen zu den hohen Festen, zur [illegible]ation, Trauung, Synagogenweihe, Totenfeier und zu vaterlä[illegible] Festen“,[2]) das in vielen Gemeinden und Schulen eingeführt n[illegible]und zur Einbürgerung des deutschen Liedes in der Synagoge wesentlich beigetragen hat.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Philippsons liturgische Schriften.

„Philippson hat auf liturgischem Gebiete Großes geleistet,“ bekennt der ihm sonst nicht sonderlich geneigte Leopold Stein in

Die in der A. Ztg. d. Jdts. abgedruckten Predigten, s. Kayserling, Bibliothek jüd. Kanzelredner, II, 48 ff. (unvollständig); s. auch das. II, 51—82.

[1]) Die dänische Zeitschrift „for udenlandske Prädikener, herausgegeben v. Rovsing und Tjurhuus“, enthält sieben ins Dänische übersetzte Predigten aus

Seine Predigten, deren mehrere in fremde Sprachen, auch ins

Das Vorwärts in Israel. Predigt, gehalten am letzten Pessachtage, den 29. April 1845 in Magdeburg. Magdeburg, Creutz, 1845.

Des Menschen Geist. Halle, Schwetzschke & Sohn, 1847; das. o. J.
Einer bedürftigen christlichen Familie zur Aufhülfe überlassen.

Vom Bau eines Gotteshauses. Der Israeliten-Gemeinde zu Magdeburg.
Magdeburg, Wohlfeld, 1850.

Predigt zur Einweihung der neuen Synagoge zu Eisleben, am 30. August 1850. Eisleben, Kuhnt, 1850.

Der Bau eines israelitischen Gotteshauses. Predigt, gehalten bei der Einweihung der Synagoge zu Lippstadt, am 30. Juli 1852.
Lippstadt, Weinert, 1852.

Predigt zur Trauung des Hrn. Louis Hellmann mit Fräul. Johanna Cohn in der Synagoge zu Dessau. Magdeburg, Wohlfeld, 1854.
Als Manuskript gedruckt.

Der dreimalige Ruf der Religion. Predigt zum Schabuot- (Pfingst-) Feste.
Magdeburg, Baensch, 1857.

Der Wahlspruch der israel. Religion. Predigt zum Schabuot-Feste.
A. Ztg. d. Jdts. 1857, S. 219–222.

Gegen diese Predigt erschien:

Zur Würdigung und Charakteristik des von Dr. Philippson aufgestellten Wahrspruches der israelitischen Religion. Aus Dibre Emeth abgedruckt. Breslau, Dülfer, 1860.

Zur Trauung seiner Tochter Rosalie Auguste Philippson mit Louis Wiesenthal, am 11. Oktober 1859. Magdeburg, A. Falkenberg & Co.

Zur Trauung seiner Tochter Johanna Philippson mit Dr. Tobias Cohn, Prediger zu Potsdam, am 5. Juni 1860. Magdeburg, A. Falkenberg & Co.

Zur Feier der silbernen Hochzeit des Herrn Elias Meyer und der Frau Friederike Meyer, geb. Meyer in Aachen. Am 6. Januar 1866.
Als Manuskript für Freunde gedruckt. Bonn, Georgi, 1866.

Zur Vermählung des Herrn Dr. Martin Philippson und des Fräuleins Ida Ephraim. Worte der Weihe, gesprochen im Tempel zu Görlitz am 1. September 1874. Als Manuskript gedruckt. Bonn, Georgi, 1874.

Zur Vermählung des Herrn Franz Philippson und des Fräuleins Mathilde Mayer. Worte der Weihe, gesprochen im Tempel zu Luxemburg am 25. Oktober 1875. Als Manuskript gedruckt. Bonn, Georgi, 1875.

Zur silbernen Hochzeits-Feier des Herrn Kommerzienrat Lesser Ephraim und Frau Henriette geb. Philippson. Görlitz, am 25. März 1876.

Hebräische übersetzt wurden,[1] dienten jüngeren Predigern zum Muster und wurden zum Vorlesen in den Synagogen kleinerer Gemeinden, die des Predigers ermangelten, häufig benutzt.

Mit der Predigt in innigem Zusammenhange stand der Chorgesang und das deutsche Lied.

Im Jahre 1851 trat Philippson in seiner Gemeinde mit dem Vorschlage auf, statt des eingeführten Chorals, der in seiner Langsamkeit, Steifheit und Einförmigkeit von den Juden nie recht goutiert wurde, sogenannte rythmische Lieder in der Synagoge anzuwenden. Er ließ m[illegible] Jahre die von ihm verfaßten und zu den Festen auf [illegible]tter gedruckten Lieder an den Eingangsthüren der Syna[illegible]ilen. Als sich dann eine ganz ansehnliche Sammlung gel[illegible]te, stellte der Vorstand der Gemeinde an ihn das Verl[illegible]e Sammlung von Liedern und Melodieen herauszugeben. [illegible]tstand das „Kleine israelitische Gesangbuch, enthaltend de[illegible]eder und zweistimmige Melodieen zu den hohen Festen, zur [illegible]ation, Trauung, Synagogenweihe, Totenfeier und zu vaterlän[illegible] Festen“,[2] das in vielen Gemeinden und Schulen eingeführt w[illegible] und zur Einbürgerung des deutschen Liedes in der Synagoge wesentlich beigetragen hat.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Philippsons liturgische Schriften.

„Philippson hat auf liturgischem Gebiete Großes geleistet,“ bekennt der ihm sonst nicht sonderlich geneigte Leopold Stein in

Die in der A. Ztg. d. Jdts abgedruckten Predigten, s. Kayserling, Bibliothek jüd. Kanzelredner, II, 48 ff. (unvollständig); s. auch das. II, 51—82.

[1]) Die dänische Zeitschrift „for udenlandske Prädikener, herausgegeben v. Rovsing und Tjurhuus“, enthält sieben ins Dänische übersetzte Predigten aus Siloah, 1. Sammlung.

[2]) Leipzig, Baumgärtner. 1855.

ƺrankfurt a. M. in dem Vorworte zu seinem 1882 erschienenen Bebetbuche.

Jahrelang, seit der Rabbiner-Versammlung in Breslau, trug r sich mit dem Plane, ein israelitisches Gebet- und Andachtsbuch u bearbeiten. Ein schweres Leid, das ihn in seiner Familie be-roffen, das frühe Hinscheiden einer geliebten Tochter, bestimmte hn, Hand ans Werk zu legen. Unmittelbar nach den Trauertagen ım das nach dreieinhalbjähriger Ehe im Alter von kaum dreiund-wanzig Jahren ihm entrissene Kind, Ende April 1863, begann er nit der Ausarbeitung; im November desselben Jahres war das Werk vollendet.

Es lag nicht in seiner Absicht, die große Zahl der bereits ›orhandenen Gebetbücher für den öffentlichen Gottesdienst noch zu ›ermehren, oder ein neues selbstverfertigtes Gebetbuch zu liefern. ,Das Gebet muß auf dem geschichtlichen Boden der Religion er-vachsen sein; es muß dem Beter das Gefühl einflößen, daß er sich ıuf diesem befinde; das Band zwischen dem öffentlichen Gottes-›ienst und dem Gebete darf nicht zerrissen werden, und nur da, vo eine ganz persönliche oder zeitliche Veranlassung für das be-ondere Gebet vorhanden ist, darf es selbständig auftreten." Er vollte teils für die häusliche Andacht, teils zum Gebrauche während ›es öffentlichen Gottesdienstes, ein das Gemüt und den Gedanken ›es Betenden entsprechendes und ergreifendes Andachtsbuch schaffen, owohl durch eine angemessene freie Bearbeitung der im Urtexte ›orangestellten oder eingeschalteten rituellen, als auch durch eine Fülle besonderer Gebete und Betrachtungen, „welche für die ver-chiedenen Lagen und Verhältnisse des Lebens und der Individuen ꝫeeignet sind, sowie auch die Fest- und besonderen Tage mit ihrer Bedeutung, ihrem Gedankeninhalt und ihren religiös-sittlichen Motiven beleuchten." Auf diese Weise suchte er die beiden Be-stimmungen des öffentlichen und privaten Gottesdienstes, die beiden Beziehungen zum allgemeinen jüdischen Bekenntnisse und zum Herzensbedürfnisse des einzelnen, zu vereinigen. Die in dem Ge-betbuche vorkommenden Lieder sind dem früher von ihm heraus-gegebenen „israelitischen Gesangbuche" entnommen.

Das „Neue israelitische Gebetbuch“, das [illegible] ahre 1864 erschien,[1]) brachte ihm die Schmähungen der O[illegible] oxen und auch derer, welche eine radikale Reform im Gottesdienste anstrebten, aber auch die ehrendsten Aussprachen[2]) vieler solcher Männer, mit denen er sonst in gar keiner Beziehung stand. Es fand eine seltene Verbreitung, so daß es seit vielen Jahren vergriffen ist, und er noch wenige Monate vor seinem Tode an die Veranstaltung einer neuen Auflage dachte.[3]) Die meisten der in dem Gebetbuche enthaltenen Betrachtungen wurden mit Erlaubnis des Verfassers in das Mannheimer und oh[illegible] in das Nürnberger Gebetbuch aufgenommen.

An das Gebetbuch [illegible] einige Jahre später der „Rat des Heils“.[4]) In diesem [illegible] aelitischen Jugend gewidmeten“ Buche werden die Lehren [illegible] tums, seine religiösen, sittlichen und geschichtlichen Wahrhe[illegible] chwungvoller und begeisternder Sprache vorgetragen. P[illegible] wollte mit diesem Buche der Jugend einen Führer zur [illegible] ben, der das Band zwischen ihr und der Religion in al[illegible] gen des Lebens befestigt; „die Pflichten, welche sie zu erfi[illegible] e Ziele, nach denen sie zu streben, die Mahnungen, welche [illegible] rücksichtigen hat“, wollte er ihr ans Herz legen. Er such[illegible] dieser Schrift auf die Anschauung, Gesinnung und Stimmung der Jugend einzuwirken, die heilige Flamme der Religion, der Tugend, des Rechts, der Liebe, das Feuer der Gottesfurcht und der treuesten Pflichterfüllung in den jugendlichen Herzen zu zünden und zu pflegen. So führt sich das erste Kapitel mit der Überschrift ein: „Fühlst du dich glücklich,

---

[1]) Neues israel. Gebetbuch für die Wochentage, Sabbate und Feste zum Gebrauche während des Gottesdienstes und bei der häuslichen Andacht. 2. Aufl. Berlin, L. Gerschel, 1864. Die 1. Aufl. erschien im „Institute zur Förderung der israel. Litteratur.“

[2]) Lelio della Torre besprach das Buch in Archives israélites, 1865, Nr. 3.

[3]) Der Verf. dieser Biographie wurde noch in den letzten Jahren mehr-

ein Israelit zu sein?" und nach einer treuen Leitung du
Fluren der Religion, der Geschichte und des Lebens schli
mit den Abschnitten „In Freud' und Leid", „Diesseits un
seits", und mit einem Anhang israelitischer Lieder, wie „Israel'
Fahrt nach dem gelobten Lande", „Juda!" „Liebe!" „Aufrich
u. a. m. Das geschmackvoll ausgestattete Buch fand di
fälligste Aufnahme und in zwei Auflagen in mehreren t
Exemplaren Verbreitung.

Auf dem Tische Philippsons fand eines Tages das
israelitische Gebetbuch" ein berühmter Schriftsteller jüdisch
kenntnisses, der längere Zeit in Bonn weilte und oft im P
sonschen Hause verkehrte: es war dies Berthold Auerbach
anfangs zum Rabbiner bestimmt, sich mit seinem Romane
noza" dem Judentum entfremdet und sich nie wieder mit
jüdischen Stoffe befaßt hatte. In seinem „Waldfried" sp
unbedacht den Satz aus: „Die gebildeten Juden sind nicht
Juden als Nichtjuden". Bei aller Verehrung vor dem
Romancier konnte Philippson es doch nicht unterlassen, ih
Unrecht vorzuhalten, das er mit jenem Urteil begangen.[1])

Als Auerbach das „Gebetbuch" erblickte, blätterte und
darin. Dann wandte er sich zu dem Verfasser und sagte:
ist alles gut und schön. Aber, Freund, unsere Zeit ist nich
für das Beten; das Zeitalter des Betens überhaupt ist v
und wozu also Gebetbücher abfassen und so vielen Geist u
Herzenserregung darauf verwenden?" Philippson, übe
Apostrophe erstaunt, erwiderte ihm: „Diese Beobachtung
Sie doch nur an sich selbst und aus Ihrer Umgebung
haben, und so groß auch der Kreis Ihrer Freunde und Be
ist, so kann er doch wohl nur als einer bestimmten Richtu
gehörend angesehen werden." Er verwies ihn nach jenen
den, wo die Kirchen und Synagogen noch immer besucht, e
ihn an die hohen Feste, an welchen die jüdischen Gotteshä
auf den letzten Platz angefüllt sind und bewies ihm aus de

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 39, 465 ff.

sache, daß an vielen Orten neue Synagogen [illegible] großen Opfern seitens der Gemeinden erbaut werden, daß das Bedürfnis nach Gottesdienst und Gebet noch immer ein sehr reges ist. Auerbach entgegnete ihm, daß in unserer Zeit die Ausbildung des Verstandes und die Thätigkeit desselben eine ganz vorwiegende geworden sei und zwar auf Kosten der übrigen Geisteskräfte, der Gefühle und der Einbildungskraft, daß bei dieser Richtung, welcher der menschliche Geist sich zugewandt, auch das Beten nur noch einen kleinen Raum habe, der sich von selbst immer mehr einschränke. Dies gab Philippson Gelegenhei[illegible] eine Ansichten über das Beten in Folgendem darzulegen.

„Ihre Erklärung, du[illegible] Sie die Abnahme des Betens bei dem neuern Menschen [illegible] wollen, ist meiner Meinung nach ebenso unzuverlässig [illegible] Thatsachen, die Sie dafür anführten. Aber ich glaube [illegible]ß Sie vom Beten eine sehr einseitige Definition gegeben [illegible] Sie sagten, das wahre Gebet sei nur der Erguß unseres [illegible]s in freudiger oder schmerzlicher Erregung, im Augenblick [illegible] Gefahr oder des Glücks. Nein, lieber Freund, darauf besc[illegible] sich das Beten nicht. Das Beten ist die bewußte und gewollte Annäherung des menschlichen Geistes an Gott: jede Betrachtung der göttlichen Vollkommenheiten und der Gotteswerke, jede Erhebung zu Gott, jede innere Anschauung des göttlichen Wesens und Willens, jede fromme Hingebung an die göttlichen Vorschriften und an das göttliche Geschick, ja jede That, die mit dem bewußten Hinblick auf Gott und die uns von ihm auferlegten Pflichten vollbracht wird — alles dieses ist Beten, ob es nun in bestimmten Worten, in von den Vorvordern gegebenen Formeln ausgesprochen wird, oder ohne solche in den innern Kammern unseres Geistes, in der stillen Werkstätte unseres Denkens und Fühlens vor sich geht. Und glauben Sie wirklich, daß sich der Mensch irgend einer Zeitperiode, und sei es unter dem Einflusse zerstreuender und zersetzender Momente, sich dem entschlagen, dem entziehen, dessen entbehren könne? Wenn ich z. B. Ihre Dichtungen durchlese, so treffe ich unzähligemale auf Schilderungen von Naturscenen und von menschlichen Situationen,

die so erhebend, so zum höchsten Ideale, zu Gott hinaufschr
wirken, daß ich mir sage: hier hat der Dichter gebetet,
innersten Erregung und den reinsten Gedanken gebetet.
wahr, Freund, das trifft zu? Mit nichten ist also das Ge
der Erguß eines durch irgend ein Ereignis bewegten H
Führt uns doch das Gefühl des Stilllebens, der ruhigen G
keit, der Sicherung in allen unseren Lebensverhältnisse
lautersten Beten hin. Aber abgesehen hiervon, wie ich d
zu haben glaube, ist das Beten ebenso Sache des Gedank
der Gefühle, der Erkenntnis, der religiösen Anschauung. D
wir unser altes jüdisches Gebetbuch, und Sie werden r
gestehen, daß dies aus der Volksseele hervorgegangen sein r
durchaus entsprochen haben muß, weil es sich sonst nich
Jahrtausende hätte erhalten und der Masse in allen ihren S
so verpflichtend erscheinen können — ich sage, durchmust
dies, so finden wir gerade nur in sehr geringem Maße den
der individuellen Gefühle und Wünsche, Bitten für das per
Wohl und Bedürfnis, sondern viel mehr Bekenntnis des Gl
Anerkennung und Lobpreisung der Eigenschaften, des S
und Wirkens Gottes, Aussprache des Verhältnisses Isra
Gott und Erinnerungen an die Geschichte Israels, an
Rettung und Erhaltung. In der That sprach und spri
jüdische Beter sein Sch'ma, seine Keduschah, die doch nur B
nis enthalten, mit tiefer Erregung des Herzens, und in d
erkennung der Größe und Herrlichkeit seines Gottes fühlt
erhoben, gestärkt und sicher auf den Wogen des Lebens ..
so, verehrter Freund, wird das Beten niemals aus dem Ge
Menschen weichen, so lange in ihnen eine religiöse Überz
ein religiöses Denken und Fühlen vorhanden und rege is
dies, glaube ich, wird so lange bestehen, wie der Mensc
Auch die Wissenschaft kann aus der Seele des Mensch
Gefühl der Abhängigkeit von einer höhern Macht nicht verd
um so weniger, als es sich gerade in unseren Tagen erwe
die wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen zwar fü
und Industrie sehr wirksame Hülfsmittel schaffen, mit dene

auch viele Gefahren, viele verderbliche Wirkungen verbunden sind. Sehen wir nun auf die Juden, so wird doch niemand leugnen, daß ihr Bestehen wesentlich in der religiösen Überzeugung beruht, die ihnen durch die Jahrtausende als das eigentliche Element ihres Wesens übergeben worden. So lange deshalb die jüdische Masse diesem ihrem Wesen und ihrer Aufgabe getreu bleibt, wird ihnen Gottesdienst und Gebet ein dauerndes Bedürfnis bleiben, und, wenn die Zeitbildung und die Zeitströmung Veränderungen in diesen fordern, so wird es eine schöne Aufgabe der Lehrer in Israel sein, auf dem Bo[illegible]berlieferten und Eingewohnten den Forderungen der Zei[illegible]gung zu schaffen.“

Auerbach drückte ihm [illegible] und meinte, wenn er ihn auch nicht ganz überzeugt hätte [illegible] er ihm doch erwiesen, daß eine der seinigen entgegengese[illegible]t ihre volle Begründung und Berechtigung habe.[1])

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Populär-wissenschaftliche Vorlesungen.

Der schwere polizeiliche Druck, der mehrere Jahre auf Preußen lastete und Philippson in Magdeburg die Abhaltung von Vorträgen über Rhetorik, wie in Berlin von Vorlesungen über die Religion des Judentums, wozu er eingeladen war, unmöglich gemacht hatte, war allmählich gewichen, und so nahm er auf vielfachen Wunsch die öffentlichen populär-wissenschaftlichen Vorlesungen wieder auf.

Im Winter 1851 hielt er in einem kaufmännischen Vereine drei Vorlesungen „Über die Gesetzlichkeit in der Natur, im menschlichen Geiste und in der Geschichte“, welche in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ veröffentlicht wurden.[2]) Mit Zugrunde-

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 48, 310 ff.
[2]) Das. 16, Nr. 2 f., 10 f., 14 f.

legung der Untersuchungen von Humboldt, Oerstedt, Carus, Schleiden u. a. erörterte er, daß die gesamte Natur, der menschliche Geist und die Geschichte der Menschheit bestimmten Gesetzen unterzogen sind, nach welchen alles in ihnen wird, daß jene Gesetze, nach welchen die Veränderungen vor sich gehen, ewig unveränderlich, also von einem andern Wesen, von Gott, gegeben sind. Alle diese Gesetze oder die Gedanken, nach welchen alles ist, sind Vernunftgesetze und aus der höchsten Vernunft erflossen; diese höchste Vernunft ist Gott. Von diesem höchsten Vernunftgesetze ist die ganze Menschheit abhängig; demnach fängt da, wo die menschliche Willensfreiheit aufhört, die höchste Vernunftnotwendigkeit an: das ist die Abhängigkeit von Gott.

An diese Vorlesungen reiheten sich im folgenden Winter vier „Über Stoff und Geist in der Natur“ an.[1]) Im Winter 1857 hielt er in dem über tausend fast ausschließlich christliche Mitglieder fassenden Handwerker-Meisterverein vier Vorlesungen „Über die Geschichte der Erfindungen“. Nach Schluß derselben überreichte ihm der Vorstand jenes Vereins ein schönes Rohr mit geschmackvoll gearbeitetem goldenen Knopfe, auf dem, von der Widmungsschrift umgeben, der sogenannte „Schild Davids“ eingegraben war.

Nach mehrjähriger Unterbrechung begann er dann, von einem Vereine darum angegangen, im Dezember 1860, die Vorlesungen, deren Thema die Frage behandelte, welche ihn von Jugend an sein ganzes Leben beschäftigte, welche er in den schon im Winter 1834 gehaltenen Vorlesungen, so wie in den früher betrachteten „Über die Entwickelung der religiösen Idee“ und „Über die Religion der Gesellschaft“, in Predigten und Leitartikeln erörterte: „die fortschreitende Entwickelung in der Menschheit“. In diesen Vorlesungen, welche unter dem Titel „Die Resultate in der Weltgeschichte“ im Druck erschienen,[2]) zeigt sich, mit welchem Ernst er die politische Entwickelung der Zeit verfolgte und mit welcher Tiefe

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 16, 49 f.; 17, 5 f.

[2]) Leipzig, Baumgärtner, 1860.

er sie erfaßte. Wie treffend schildert er Louis Napoleon, seinen Charakter, seine Politik! Die Ziele, welche Napoleon zehn Jahre später anstrebte und welche Deutschland, mit Preußen an der Spitze, in dem deutschen Kaiserreich erreichte, sind hier klar vorgezeichnet. Die Vorlesungen, eine Philosophie der Geschichte, eröffnen dem wissenschaftlich Gebildeten viele zum Teil neue historische Gesichtspunkte.

Folgen wir Philippson auf seinem Gange durch die Weltgeschichte.

Aus kleinen Anfängen entsteht nach und nach eine Gesamtverbindung des Menschengeschlechts, über alle Erdfernen sich ausbreitend, die, getragen von immer reinern und der Civilisation immer günstigern Motiven, dereinst alle Glieder der Menschheit zu einer großen Einheit zu vereinigen, die gewisse Aussicht gewährt. Als das erste Moment erhoben sich aus diesem Boden der Handel und die Industrie, welche aus geringem Lokalaustausche zu einem Welthandel und einer Weltindustrie sich ausdehnen, welche alle Erzeugnisse und alle Bedürfnisse, alle Länder- und Menschenstämme zu unbeschränktem Verkehr zu umfassen anstreben und daher in der unbedingten Handelsfreiheit ihr nächstes Ziel zu erreichen haben, um durch Verallgemeinerung, Verwohlfeilung und Verbesserung aller Produkte ebensowohl alle Bedürfnisse zu befriedigen, wie alle erzeugenden materiellen Kräfte zu wecken und zu beschäftigen, dann aber auch jenen Schwankungen und Krisen ein Ende zu machen, denen Handel und Industrie noch

nicht den Mittelpunkt seiner geistigen Existenz bildeten. Philippson war somit einer der ersten, der Alexander v. Humboldt, dem großen Schüler Moses Mendelssohns, ein schönes Denkmal setzte.[1])

Moses Mendelssohn bildete das Thema einer andern Vorlesung.

Der Verein zur „Förderung geistiger Interessen im Judentum" in Leipzig hatte ihn nämlich ersucht, am 4. Januar 1863, als am Todestage Mendelssohns, den Festvortrag zu halten. Da er aus Gesundheitsrücksichten in der rauhen Jahreszeit die Reise nach Leipzig nicht unternehmen konnte, schickte er den Vortrag zur Verlesung ein. In dieser Vorlesung, welche unter dem Titel „Moses Mendelssohn als Reformator des Judentums" einigemale gedruckt erschien,[2]) stellt er mit Klarheit dar, daß Moses Mendelssohn, in seiner eigentümlichen Persönlichkeit eine wahrhaft providentielle

[1]) Die Schrift wurde beurteilt: Magdeburger Zeitung v. 20. April 1860, Hamburger Wochenblatt v. 5. Mai 1860, u. a.

[2]) Gedenkblätter an Moses Mendelssohn ([illegible] 21—3[illegible] A. Ztg. d. Jdts. 27, 61—67; Lessing-Mendelssohn [illegible] 37[illegible]

alle diese Erscheinungen fort und fort webt, auf die religiöse Idee, wie sie sich klar und scharf im Mosaismus ausprägt, auf den Kampf derselben mit der heidnischen, wie er dies in seinen frühern Vorlesungen entwickelt und dargestellt hat, und fügt hinzu: „Die Ethik der religiösen Idee hat still und unvermerkt eine große und immer größere Herrschaft sich bereitet. Sie hat die Ethik des Heidentums innerhalb der christlichen Welt besiegt, sie hat die Ausschließlichkeit und die Intoleranz bis auf die kleine und immer kleinere Partei beschränkt, welche ihren Bestand und ihre Macht in der Verdammnis und Un[illegible]z Andersgläubiger sucht, sie hat die Masse der Bekenner [illegible]hen durchdrungen und erringt die Obmacht der Humani[illegible]enschenliebe."

Diese Vorlesungen „[illegible] Resultate in der Weltgeschichte", welche von der Kritik als [illegible]ertvolle litterarische Erscheinung begrüßt wurden,[1]) erfreute[illegible]nes Beifalls, wie in Magdeburg kaum jemals vorgekommen[illegible] große Börsensaal, in dem sie gehalten wurden, war nicht [illegible]htgedrängt und bis auf den letzten Raum gefüllt, sondern zah[illegible]esuche um Eintrittskarten mußten von dem Vorstande des [illegible]s abgewiesen werden.

Unmittelbar an diese Vorlesungen schloß sich eine andere, welche gleichfalls in Magdeburg gehalten und auf Wunsch der Zuhörer dem Druck übergeben wurde: „Alexander v. Humboldts politische Ansichten."[2])

Die vertrauten Briefe Humboldts an Varnhagen v. Ense, welche nach dem Tode beider Männer erschienen, hatten erstaunliches Aufsehen gemacht und die deutsche Presse vielfach beschäftigt. Sie boten den zahlreichen Gegnern Humboldts im feudalen und pietistischen Lager willkommenen Anlaß, seinen Charakter zu verdächtigen und sein Andenken zu schmähen. Von den vielen Lobrednern während seines Lebens fand sich keiner, der seine Stellung zu den großen geschichtlichen Ereignissen, die er erlebt hat, zur allgemeinen

[1]) M. s. Blätter für litterarische Unterhaltung, 1862, Nr. 8, u. a. m.

[2]) Magdeburg, A. Falkenberg & Co., 186[illegible]. M. s. auch Alexander v. Humboldt als Politiker. A. Ztg. d. Jdts. 33, 799 ff., 822 ff.

lesung.

Der Verein zur „Förderung geistiger Interessen im Judent
in Leipzig hatte ihn nämlich ersucht, am 4. Januar 1863, als
Todestage Mendelssohns, den Festvortrag zu halten. Da er
Gesundheitsrücksichten in der rauhen Jahreszeit die Reise
Leipzig nicht unternehmen konnte, schickte er den Vortrag zur
lesung ein. In dieser Vorlesung, welche unter dem Titel „M
Mendelssohn als Reformator des Judentums“ einigemale ged
erschien,[2]) stellt er mit Klarheit dar, daß Moses Mendelssohn
seiner eigentümlichen Persönlichkeit eine wahrhaft providen

[1]) Die Schrift wurde beurteilt: Magdeburger Zeitung v. 20. April
Hamburger Wochenblatt v. 5. Mai 1860, u. a.

[2]) Gedenkblätter an Moses Mendelssohn (Leipzig 1863) S. 21-
A. Ztg. d. Jdts. 27, 61—67; Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch (Leipzig 1

Gabe für die Juden sowohl wie für das Judentu[illegible] [illegible]ur in gewissem Sinne ein Reformator war. Er trat allerdings nicht zum Kampfe gegen die Vergangenheit auf, verkündete nicht neue Dogmen, stellte nicht neue Glaubenssätze auf, hob nicht alte Satzungen auf, aber er weckte eine neue Bewegung, eröffnete neue Bahnen, beförderte die Volksbildung, drang auf Trennung von Staat und Kirche, und machte den Versuch, das Judentum als offenbartes Gesetz zu kennzeichnen in seinem „Jerusalem", welcher von Philippson in einer besondern umfassenden St[illegible]hend beleuchtet wurde.[1])

Sechsund[illegible]gstes Kapitel.

Reise [illegible]g und Wien.

Teils das Verlangen [illegible]nige Wochen Ruhe und Erholung zu gönnen, teils der W[illegible]reundschaftliche Beziehungen mit mehreren, ihm persönlich [illegible]nnten jüdischen Gelehrten anzuknüpfen und in ihnen Mit[illegible]ter für ein neues litterarisches Unternehmen zu gewinnen, bewog Philippson, im Hochsommer des Jahres 1853 eine Reise nach Prag und Wien zu unternehmen.

Mit einem ordnungsmäßig ausgestellten und von dem österreichischen Gesandten in Berlin visierten Passe versehen, trat er am 21. August die Reise an. In Leipzig, wo er sich einige Stunden aufhielt, sprach er bei seinem Verleger vor und nahm einige Exemplare der gerade im Drucke fertiggestellten neuen Auflage seines „Predigt- und Schul-Magazins" mit, um sie in Wien Freunden zu schenken. Von Leipzig reiste er über Dresden direkt nach Prag. Bei seiner Ankunft in der alten Libussenstadt wurde er am Bahnhofe von dem dortigen Prediger S. J. Kaempf erwartet und fand in dessen in der Nähe der Stadt gelegenen Landsitze die herzlichste Gastfreundschaft. Kaempf, der Nachfolger von

Michael Sachs und wie dieser poetisch begabt, las ihm einige Übersetzungen hebräischer Gedichte vor, welche einige Jahre unter dem sonderbaren Titel „Nichtandalusische Poesieen andalu Dichter" im Druck erschienen.

In demselben Garten wie Kaempf wohnte der Prager rabbiner S. L. Rappoport, der durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte. äußere Erscheinung dieses Mannes, der 1840 aus Tarnopol Prag berufen worden, war imponierend, Ehrfurcht gebietend ließ auf den ersten Blick den Gelehrten erkennen, der wä seines ganzen Lebens aus der Atmosphäre des Denkens Forschens nicht herausgetreten war. Eine hohe Gestalt mit w Hauptthaar und Silberbart, mit regelmäßigen intelligenten freundlichen Zügen; das erstaunliche Wissen, das er sich auf ma fachen Gebieten gesammelt hatte und das er im Gesprä tausenderlei Notizen durchschimmern ließ; die heitere Laune sprudelnde Witz, die eigentümliche Ausdrucksweise: alles dies auf jeden einen tiefen Eindruck. Philippson, der ihm als e in Tarnopol fungierte und von orthodoxen Fanatikern heftig feindet wurde, manche kleine Dienste geleistet hatte, wurde v aufs herzlichste empfangen und für den nächsten Tag zu geladen, damit, wie jener bemerkte, er auch einmal eine recht j polnische Mahlzeit kennen lerne. „Wir saßen unter einem im Garten und hatten herzliche Freude miteinander. Das ergr Bild des Patriarchen in der Mitte seiner Familie, in w wie in allen, Freud' und Leid vielfach gewechselt hatte, steh noch lebhaft vor der Seele", versicherte Philippson noch im

Ein anderer Besuch galt einem intimen Freunde seligen Vaters, dem Gemeindevorsteher Ernst Wehli, der, von Anwesenheit in Kenntnis gesetzt, ihn zu sich lud. Wehli wies ihn bald ein Buch von Moses Philippson, seinem längst heimgega Freunde, in das dieser einige hebräische Verse als Wid hineingeschrieben hatte. Sie waren beide tief gerührt, und Phil hatte Mühe, seine Thränen zurückzuhalten. Einige Zeit sandte ihm Wehli das Buch zum Geschenk.

Auch Wolfgang Wessely, der Professor der J[illegible]sprudenz an der Prager Universität, früher Religionslehrer war, übrigens ein schätzbares Religionsbuch geschrieben hat, und dem gelehrten Isak Lowositz, der, ein Freund des Königsberger Philosophen Karl Rosenkranz, in Prag, seiner Geburtsstadt, kümmerlich seine Existenz fristete, stattete Philippson Besuche ab, traf sie aber beide nicht zu Hause. Wessely lernte er vorübergehend bei einer Begegnung kennen; Lowositz besuchte ihn später in Magdeburg.

Nach einem zweitägigen angenehmen Aufenthalt in Prag, das auf ihn den Eindruck [illegible] „herabgefallenen Königstochter" machte, setzte er die Reise n[illegible] „der glänzenden Kaiserbraut", fort, wo er am Morgen [illegible] 5. August eintraf. Das erste Stück des „prächtigen" Wie[illegible] sich für ihn in dem Geschäftszimmer des Polizeikommiss[illegible]. Er berichtet darüber: „Nachdem ich gleich nach der A[illegible] meinen Namen in das Fremdenbuch des von mir bezogene[illegible]hofes eingeschrieben und meinen Paß abgegeben hatte, über[illegible] mich schon während des Frühstücks eine Aufforderung, nach d[illegible]zei zu kommen. Ich wurde höflich aufgenommen, aber einer [illegible]uisition unterworfen. Woher ich komme? Wohin ich wolle? Zu welchem Zwecke ich nach Wien gekommen? Wie lange ich mich da aufhalten wolle? u. s. w. Ich war tief gerührt von dem hohen Interesse, welches die k. k. Regierung an meiner geringen Person nahm und beantwortete alle Fragen in unbefangener Weise. Da kam die Hauptfrage: ob und wann ich in Prag gewesen? Niemals, außer jetzt auf der Durchreise, war die Antwort. Ob ich nicht einmal Hofmeister in Prag gewesen? Jetzt wußte ich Bescheid. Mein Vetter, der bereits verstorbene Gustav Philippson, war einige Jahre früher Hofmeister in Prag gewesen und hatte einige scharfe oppositionelle Artikel veröffentlicht, auf die hin er Prag und die Kaiserstadt ganz im stillen verlassen mußte. Man war also so schlau, zu glauben, daß derselbe sich in die Höhle des Löwen getrauen sollte. Es ward mir nicht schwer zu beweisen, daß ich ehrsamer Rabbiner der Synagogen-Gemeinde Magdeburg sei. Man entließ mich und belästigte mich nicht weiter."

Philippson hat seinen zehntägen Aufenthalt in dem damals

ch gemütlichen Wien wohl zu benutzen verstanden. Außer der urg, der Stephanskirche und anderen öffentlichen Gebäuden nteressierte ihn besonders der israelitische Tempel, damals der inzige in der schon über zehntausend Seelen zählenden jüdischen Gemeinde, in dessen Vorderhause Mannheimer, Ludwig August Frankl und der Oberkantor Sulzer wohnten. Er war zur ungelegenen Zeit nach Wien gekommen, denn der Hochsommer hatte die Elite der Bewohner aus der Stadt geführt. Mannheimer war in einem Badeorte, und so lernte er ihn damals nicht kennen. So viel nahm er wahr, daß der berühmte Prediger in allen Kreisen hoher Achtung genoß und wegen seiner scharfen Redeweise gewissermaßen gefürchtet wurde. Einige Jahre später besuchte ihn Mannheimer auf einer Rückreise von Kopenhagen, seiner Vaterstadt, nach Wien. „Er war ein geistreicher, eifervoller, sehr beredter und redseliger Mann. Als er nach einigen Stunden wegen des Abganges des Zuges mich verlassen mußte," erzählt Philippson,[1] „war er so versunken im Gespräch, daß er die Treppe hinaufstieg statt hinunter, und ich ihn zurückholen mußte."

Recht gastfreundlich erwies sich ihm Ludwig August Frankl, der sich, namentlich in Österreich, durch seine nationalen Gesänge eines großen Rufes als Dichter erfreute und gerade damals durch sein den ärztlichen Charlatanismus geißelndes, mit vielem Humor und kaustischem Witze geschriebenes satirisches Gedicht einen außerordentlichen Erfolg erzielt hatte. Frankl, etwa zwei Jahre älter als Philippson, hatte Medizin studiert, die ärztliche Kunst aber nie ausgeübt, sondern als junger Mann die Stelle eines Sekretärs der Wiener Kultusgemeinde angenommen, welche er vierzig Jahre bekleidete. Er führte Philippson in die große kaiserliche Bibliothek und suchte ihm den Aufenthalt in Wien möglichst angenehm zu machen. An einem Freitag Nachmittag ging er mit ihm zu Sulzer, dem Schöpfer des modernen Synagogengesanges. „Sulzer war unpäßlich und hatte abgesagt, den Abendgottesdienst zu leiten," berichtet Philippson. „Als ich ihm aber genannt wurde, riß er den Shawl vom Halse und rief aus: 'Nein, wenn Sie da sind, muß ich vorbeten'. So geschah es, und ich kann

noch heute nicht ohne Bewegung an die tiefe Erschütterung und Begeisterung denken, welche mir sein Vortrag und Gesang mit seinem kleinen Chor a capella bewirkte. Es war ja nicht blos die Schönheit und Reinheit des Tones, nicht blos die Mannichfaltigkeit der Accentuierung, sondern vor allem die tiefe und zarte Empfindung, die in jedes Wort eindrang und vollkommen die Zeit zum Gefühle brachte, in welcher das Gebetwort aus der Fülle seelischer Bewegung entstanden und oft genug der Spiegel der unseligen Lage unserer Glaubensgenossen ward. Uns schienen die alten geheiligten Klänge unserer Ursprache, durch die erhebenden Harmonieen mit neuer jugendlicher Kraft begabt, unmittelbar ins Herz zu dringen und darin nicht unbekannte, aber doch nicht allzu oft erwachende Gefühle hervorzubannen. Ich konnte dem vorzüglichen Manne nicht mit Worten, sondern nur mit einem warmen Händedruck meinen Dank zu erkennen geben. Er stand damals noch auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit und ward trotz seiner mehrfachen Wunderlichkeiten allgemein verehrt. Er war zugleich eifrig in allen wohlthätigen Werken und verfaßte manchmal recht hübsche hebräische Gedichte, auf die er sich etwas zugute that.“ Einige Tage später saß Philippson neben ihm an dem gastfreundlichen Tische des vielschreibenden Hebraisten M. E. Stern, der auch gern dichtete. Sulzer erzählte ihm mancherlei in etwas übertreibender Weise. Als Philippson ihn auf einige Widersprüche aufmerksam machte, antwortete er ihm [illegible]

Unterrichtsanstalt leiteten. Auch mit dem Religionslehrer Breuer verlebte er recht angenehme Stunden. Eines Tages führte ihn dieser in das von dem edeln H. Kolisch gegründete und viele Jahre von Joel Deutsch geleitete israelitische Taubstummen-Institut. Philippson war bis zu Thränen gerührt, als er die vom Geschick so hart getroffenen Kinder zu so großer Befähigung, Sprechende zu verstehen und sich verständlich zu machen, gebracht sah. Mit ihm besuchte er dann noch die von Wertheimer ins Leben gerufene Kinderbewahranstalt; dieselbe stand unter der Leitung M. Leidesdorfs, dessen vortreffliche Gattin als die Tochter seines Jugendlehrers Arnheim seine besondere Teilnahme in Anspruch nahm. Er verkehrte häufiger mit Joseph Wertheimer, dem verdienstvollen Vorsteher der Wiener Gemeinde, machte die persönliche Bekanntschaft des tüchtigen Hebraisten M. Letteris, sowie des unterrichteten Salomon G. Stern, der in der de la Torreschen Buchdruckerei als Korrektor thätig war, und des Rabbiners Leopold Löw, damals schon Rabbiner in Szegedin, der sich mit seiner Familie zufällig in Wien aufhielt und, wie bereits erwähnt, zu den frühesten Mitarbeitern der „Zeitung des Judentums“ gehörte. „Während seiner harten Kämpfe als Rabbiner in Papa stand ich ihm,“ erzählt Philippson, „soweit dies durch die Zeitung möglich war, redlich zur Seite. Wir trafen in Wien einigemale zusammen, unterhielten uns eifrig über die Angelegenheiten des Judentums, aber, ich muß es sagen, trotz seiner immer bereiten Gelehrsamkeit und seiner äußern kräftigen Erscheinung berührten wir uns nicht sympathisch.“

Zu seinen angenehmsten Erinnerungen an den genußreichen Aufenthalt in Wien gehörte Dr. Adolf Fischhof, der, ein Volksmann in des Wortes schönster Bedeutung, bekanntlich im Jahre 1848 eine hervorragende Rolle in Wien spielte, auch eine Zeit lang im Ministerium des Unterrichts angestellt war. Philippson, der von ihm in das Johanneum, in das allgemeine Krankenhaus, in das jüdische Spital und auf den alten Friedhof geführt wurde, äußert über ihn: „Ich sehe sie noch vor mir die edle, vornehme und imponierende Gestalt, einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, mit dem die vollste Humanität ausdrückenden Gesicht und den

leuchtenden blauen Augen. In der revolutionären Bewegung war er bald von den fanatischen Radikalen zurückgedrängt worden, und ohne jemals seine volle liberale Überzeugung in Wort und That irgend zu verleugnen, hatte er sich doch von allen extremen Kundgebungen zurückgehalten, deren ungerechte und nachteilige Wirkung ihm nicht verborgen geblieben.“ Besonders erinnerlich blieb Philippson ein Nachmittag, an dem Fischhof mit mehreren höchst achtungswerten Freunden ihm eine große Wassermelone mit feinstem Rheinwein zum besten gab. Die Unterhaltung war so animiert, daß sie sich erst spät am Abend mit wahrer Herzensbefriedigung trennten.

Nach zehntägigem Aufenthalte schied er mit dankbaren Gefühlen von der schönen Donaustadt.[1])

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 51, 636 ff, 652 ff.; 17, 495 ff.

Siebentes Buch.

Philippsons belletristische Schriften.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Erzählungen und Novellen.

Philippson gehört unstreitig zu den vielseitigsten Schriftstellern der neuern Zeit. Neben seinen exegetischen, religionsphilosophischen, homiletischen und publizistischen Arbeiten pflegte er mit besonderer Vorliebe auch die Belletristik in ihren verschiedenen Zweigen; er schrieb Erzählungen und Novellen, Dramen und Romane, verfaßte epische, lyrische und didaktische Poesien.

Die deutsch-jüdische Belletristik verfolgte seit dem Wiedererwachen der Wissenschaft unter den Juden zwei verschiedene Richtungen. Dem von Berthold Auerbach in seinen „Dorfgeschichten" gegebenen Antriebe folgend, suchten mehrere Schriftsteller, wie Leopold Kompert und A. Bernstein, Salomon Kohn und Karl Emil Franzos, die Juden als Bewohner des Ghetto, wie sie waren, fühlten und dachten, in ihren Leiden und Freuden zu zeichnen, psychologisch darzustellen, mit herzlicher Anhänglichkeit zu erklären und mit dem Dufte der Poesie zu umgeben.

Eine andere Richtung schlugen diejenigen ein, welche die geschichtlichen Erscheinungen der Juden in poetischer Gestaltung aufzufassen, zum Bewußtsein und in ihrem ethischen Gehalte zur

Geltung zu bringen strebten. Der Hauptträger dieser Richtung, welche von Phöbus Philippson mit seinen „Marannen“ erfolgreich betreten wurde, ist Ludwig Philippson. Ihm ist es nicht um die Zeichnung jüdischer Sitten, des beschränkten kleinlichen Ghettolebens zu thun, sondern um die Darstellung bedeutender Situationen aus der jüdischen Geschichte, des jüdischen Charakters und des Martyriums innerhalb dieser Situationen. Er wollte die Vergangenheit des jüdischen Stammes „nicht blos in der Monotonie der ewigen Elegie, des steten Jamme[illegible]enschennatur, sondern im verklärenden Lichte des Heroi[illegible]gen; den Juden und den Nichtjuden wollte er zur Ansch[illegible]ngen, wie die Stammsgenossen gedacht und gefühlt, wie [illegible]er Verfolgung und Demütigung durch die ihnen innewohn[illegible]es- und Glaubenskraft über die Ungunst der Zeiten un[illegible]tnisse gesiegt und einen Kern echter Sittlichkeit, idealen [illegible] und Strebens sich stets bewahrt haben.

Philippsons belletrist[illegible]eiten, welche sich durch edle Auffassung, durch Gewandthe[illegible] Reinheit der Sprache und durch Lebendigkeit in der Individ[illegible]erung auszeichnen, seine Dichtungen, Erzählungen und Novellen erschienen zuerst in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, beziehungsweise im „Jüdischen Volksblatt“, dann zum Teil in einer Sammlung unter dem Titel „Saron“[1]) in sechs Bänden in mehreren Auflagen; sie wurden teilweise oft abgedruckt und in verschiedene Sprachen übersetzt.[2])

Da Philippson für seine belletristischen Arbeiten meistens historische Ereignisse und hervorragende Persönlichkeiten aus der Geschichte der Juden und des Judentums wählte, so hat er eine

[1]) Von „Saron“ erschienen: die ersten beiden Bände, Magdeburg, Falkenberg, 1843; 1. Bd., 2. Aufl. Leipzig, Leiner, 1855; 3. Aufl. Dresden, Wallerstein, 1857; 2. Bd., 2. Aufl. Leipzig, Leiner, 1856; 3. Aufl. das. 1858; 3. Bd. das. 1857, 2. Aufl. das. 1858; 4. Bd. das 1860; 5. Bd. das. 1863;

lange Reihe bedeutsamer historischer Erscheinungen behandelt, welche in eine chronologische Folge gebracht werden können.

Die Rückkehr nach Palästina schildert die Novelle „Esra", welche S. Mandelkern 1866 ins Hebräische übersetzt hat.[1]) Den Untergang der Hasmonäer behandeln die Novellen „Die Kinder Hyrkans des Glücklichen",[2]) und „Mariamne, die letzte Hasmonäerin", welche 1857 in der „Trierschen Zeitung" abgedruckt und 1863 von J. Epstein ins Hebräische übertragen wurde.[3]) Der von J. Klatzko ebenfalls ins Hebräische übersetzte „Flüchtling aus Jerusalem"[4]) schildert die Schicksale derer, welche dem zweiten Sturze Jerusalems entgingen. Über Kaiser Julian und seine Zeit machte Philippson eingehende Studien zu einer größern Arbeit. „Ich trage mich jetzt viel mit einer größern Arbeit über Julian Apostata herum", heißt es in einem Briefe an seine Tochter Johanna vom 15. Februar 1855; „es soll halb Dichtung, halb Geschichte werden und sollen sich die Kämpfe der Menschheit darin abspiegeln." Sie wurde auch begonnen, aber infolge seines eingetretenen Augenleidens nicht vollendet. Die Erzählung „Rabbah" führt nach Babylon und zeichnet das glücklich sich entwickelnde neue Leben des Judentums.[5]) „Die Jüdin und der Chan" behandelt eine karäische Legende.[6])

In das Mittelalter versetzt uns die Novelle „Verschenkt — verkauft",[7]) welche in „Saron" nicht aufgenommen wurde, dann „Hispania und Jerusalem",[8]) welche 1857 in der „Trierschen Zeitung", 1866 in der „Verdener Obergerichts-Zeitung" abgedruckt,

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 1840, Saron 1, 347—409; die hebr. Übersetzung erschien Wilna 1866.

[2]) Jüd. Volksblatt 1854, Saron 4, 200 ff.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 1854, Saron 2, 1—95; die hebr. Übersetzung erschien Wilna 1863.

[4]) Das. 1839, Saron 1, 125—174; die hebr. Übersetzung erschien Leipzig 1842.

[5]) Jüd. Volksblatt 1859, Saron 6, 3—73, wieder abgedruckt „Jüd. Presse" 1897.

[6]) A. Ztg. d. Jdts. 1841, Saron 1, 155—174.

[7]) Das. 1867.

[8]) Das. 1848, 1849, Saron 2, 97—214, wieder abgedruckt „Deborah" 1896.

1867 ins Polnische und 1886 von S. Dicker ins Hebräische übersetzt wurde,[1]) ferner „Das Abenteuer eines Pilgers“, eine Erzählung, deren Held Benjamin von Tudela ist[2],) „Die drei Leidenschaften“, eine Novelle, welche den Leser nach Spanien führt,[3]) „Rabbi Meïr von Rothenburg“, eine Erzählung, welche auf historischer Grundlage beruht und von Abraham Rakowski ins Hebräische übertragen wurde,[4]) „Die Prager Jungfrau“, eine Schilderung aus dem Jahre 1346,[5]) und [illegible]streuten“.[6]) In das sechzehnte Jahrhundert führt die N[illegible]ie drei Brüder“,[7]) und in das siebzehnte „Der Rabbi [illegible] Minister“, welche 1860 von A. D. Cohen ins Dänische [illegible]wurde,[8]) ferner „Die Trennung“, deren Held Baruch Spin[illegible] und „Die Treue“, eine Erzählung aus dem dreißigj[illegible]kriege, in der auf geschichtlicher Grundlage geschildert wir[illegible]eïr von Barby den schwedischen Staatsmann Stahlmann a[illegible]fangenschaft befreit und am Leben erhalten hat.[10]) Episoden [illegible] achtzehnten Jahrhundert schildern: „Die Bernsteinküste“,[11]) „D[illegible]itskämpfer“,[12]) „Ein Musikant“,[13]) „Die beiden Rivalen“[14]) [illegible] Intriguen vor siebzig Jahren“,[15]) ein Sittenbild aus dem K[illegible] der jüdischen Gemeinde in Dessau bei Einführung der jüdischen Schule und der deutschen Predigt.

[1]) Die polnische Übersetzung erschien Warschau, Baumritter, 1867, die hebräische in Ha—Assif 3, 481—564.

[2]) Saron 5, 263—296.

[3]) Jüd. Volksblatt 1855, Saron 5, 297—324.

[4]) Das. 1862, Saron 6, 77—141; hebräisch Ha—Assif 1, 1—21.

[5]) Das. 1858, Saron 4, 195 ff.

[6]) Saron 4, 188 ff.

[7]) Saron 5, 215—265.

[8]) A. Ztg. d. Jdts. 1847, Saron 1, 175—293; Dänisch in Jodiske

An diese historischen und kulturhistorischen Novellen und Erzählungen schließen sich die zahlreichen, nicht minder anziehenden aus der Zeit und dem Leben, zum Teil aus des Verfassers eigener Erfahrung an. Wir beschränken uns darauf, die größten derselben anzuführen: „Die Gegensätze",[1]) „Förderung und Hemmnis",[2]) „Das jüdische Herz",[3]) „Die drei Nationen",[4]) „Erzählungen eines Großonkels,"[5]) „Briefe und Spaziergänge eines jüdischen Studenten",[6]) „Ein moderner Schlemiehl",[7]) „Die Nachbaren",[8]) „Das Gehöfte",[9]) „Die Sünden der Zeit", ein Novellencyklus,[10]) „Wie das Blatt sich wendet",[11]) „Der Schwindel",[12]) „Die drei Brüder",[13]) „Die Gouvernante",[14]) „Verbrechen und Liebe",[15]) „Speicher, Bude und Salon",[16]) „Die Union",[17]) „Die Stiftung",[18]) „Aus den Papieren eines jüdischen Seelsorgers",[19]) „Der taube Soldat", eine Mortarageschichte, welche noch während des Erscheinens in New-York ins Englische übersetzt wurde,[20]) „Auf und Nieder", „Das Judendorf in Sibirien",[21]) „Der Judenteich", eine Kriminal-

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 1838, Saron 2, 263—318.
[2]) Das. 1840, Saron 2, 215—261.
[3]) Das. 1847.
[4]) Das. 1848, vollendet Jüd. Volksblatt 1855, Saron 5, 1—73.
[5]) Das. 1850, Saron 2, 319—358.
[6]) Das. 1850, Saron 4, 95—134.
[7]) Das. 1850, Saron 4, 135—186.
[8]) Das. 1851.
[9]) Jüd. Volksblatt 1855, Saron 5, 75—116.
[10]) Jüd. Volksblatt 1856.
[11]) Das. 1858.
[12]) Saron 5, 117—211.
[13]) Das. 5, 213—262.
[14]) Jüd. Volksblatt 1863, Saron 6, 225—283.
[15]) Das. 1863.
[16]) Das. 1864, Saron 6, 285—352.
[17]) Das. 1864.
[18]) Das. 1865.
[19]) A. Ztg. d. Jdts. 1867, 1868.
[20]) Das. 1870, 1871.
[21]) Das. 1871.

geschichte,[1] „So ist es gekommen", eine Erzäh[illegible], deren Schauplatz die Strada des Ghetto in Porlezza ist,[2] und „Das Testament", eine Erzählung, welche an das Testament von Philippsons Urgroßvater Löb Schuster anknüpft,[3] u. a. m.

Wie sehr Philippson der innige, herzgewinnende, populäre Ton zu Gebote stand, zeigen die reizenden „Jüdischen Mährlein",[4] welche bis jetzt unübertroffen sind.

Achtund[illegible]stes Kapitel.

Lyrische, episch[illegible]aktische Dichtungen.

Wie in seinen Erzä[illegible] behandelte Philippson auch in seinen epischen und lyris[illegible]tungen mit besonderer Vorliebe jüdische Stoffe.

Groß ist die Zahl d[illegible] ihm verfaßten Gedichte, welche in den von ihm redigierten [illegible]iften zerstreut und bisher nicht vollständig gesammelt sin[illegible]hältnismäßig wenige wurden im „Saron" veröffentlicht. [illegible] in den Jahren 1837 und 1838 entstanden die meisten seiner „Israelitischen Lebenslieder", zu denen er auch das bald nach dem Empfange einer Kopie des Oppenheimschen Gemäldes „Die Heimkehr des Kriegers" verfertigte gleichbetitelte Gedicht zählt.[5] In den darauf folgenden Jahren erschienen die epischen Dichtungen: „Der Judenfels im Mittelmeere", „Der Stab aus dem Paradiese", das Oratorium „Mose auf Nebo", das schon im „Magazin" begonnen, 1840 vollendet und von dem holländischen Tonkünstler A. W. Berlijn 1842 komponiert wurde, sowie die Vision „Der Tempel des Wahns."[6]

Zu Philippsons besten epischen Dichtungen gehören: „Der Jude

---

1) A. Ztg. d. Jdts. 1873.
2) Das. 1873.
3) Das. 1874.
4) Das. 1852, 1853, Saron 2, 359—440.
5) Saron 5, 351—375.
6) Das. 4, 355—385.

und die 1855 zuerst veröffentlichte „Sendung
ir wollen es uns nicht versagen, aus der erst-
ſtens einige Strophen als Probe mitzuteilen.

Willst Du ein kräftig Leben
  Auf Erden, Jude, führen:
So laß von Hohn und Lockung,
  Von beiden Dich nicht rühren.
Der Welt mußt überlassen
  Den Rat und den Verrat,
Selbsteigen Dir gewinnen
  Die Ernt' aus Deiner Saat.

Den Menschen und den Juden
  Mußt Du in Dir vereinen,
Doch so, daß sie als Eines
  In Deinem Thun erscheinen —
Ja, das beweise, Jude,
  Mit Deinem Gut und Blut:
Mensch ist der rechte Jude,
  Der rechte Mensch ist Jud'!

Was sich errang die Menschheit,
  Das mache Dir zu eigen,
Doch sollst Du nicht vom Gute,
  Das Du besitzest, schweigen:
Was Alle haben, schaffe
  Dir an mit hohem Sinn,
Und gieb dafür an Alle
  Dein bestes Selbst dahin.

So adle die Gesinnung,
  Die Deiner Brust erblühet,
Und göttlich sei die Flamme,
  Die Dir im Busen glühet:
Vor allem aber bleibe
  Auf immer Dir getreu,
Als Juden Dich bekenne
  Ohn' Furcht und ohne Scheu.

300—334, zuerst erschienen A. Ztg. d. Jdts. 1841.
19—299, zuerst erschienen das. 1855.

Von lyrischen Gedichten sind noch zu [illegible]en: „Die drei Freunde",[1]) „Der Abend", den er 1868 noch einmal zum Thema einer großen Dichtung machte,[2]) „Die Propheten Israels",[3]) „Das Gebet", das wie die „Gedichte eines zu ewiger Gefangenschaft Verurteilten" und „Das Ich" zuerst in der von ihm 1844 herausgegebenen „Religiösen Wochenschrift für gottgläubige Gemüter aller Konfessionen[4]) veröffentlicht wurde, ferner die 1844 entstandenen „Frühlingslieder", sowie die 1847 während eines Sommeraufenthaltes im Harzgebirge e[illegible] neunundzwanzig „Bilder aus dem Bodethale",[5]) „Dichtu[illegible]Wahrheit",[6]) u. a. m.

Zu Philippsons voll[illegible] poetischen Produktionen gehört das erwähnte Lehrgedicht [illegible]".[7]) Es ist nicht das erhabene, Fichtesche, weltsetzende Ich, [illegible] Verfasser besingt, sondern das empirische, individuelle, in [illegible]rchen des Hirns" wie in eine Kammer gebannte, mitten [illegible]ühl des Marktes vereinsamte:

„Immer bleibt es [illegible] Ich — in seine Kammer gebannet,
Von den Banden umfe[illegible] die der Herr es geschlagen."

Frei von jedem einse[illegible]giösen Lehrton enthält „Das Ich" im einzelnen viele Schön[illegible] und beherzigenswerte Wahrheiten. „Nachdem der Dichter den Menschen in seinen äußern und innern Verhältnissen behandelt hat", schreibt der Litterarhistoriker Heinrich Kurz, „gelangt er zu der wichtigen Frage, was dessen Aufgabe sei, und er findet sie an der Hand der Philosophie und Religion darin, daß der Mensch sich für ein höheres Wesen vorbereiten und dessen würdig werden soll. Der Dichter weiß sich stets auf der Höhe der poetischen Darstellung zu halten, die oft

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 5, Nr. 44 ff.

[2]) Saron 4, 336—354; ein anderes Gedicht „Der Abend" A Ztg. d. Jdts. 32, 446 ff.—627.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 10.

[4]) Halberstadt, Lindequist und Schönrock; auch unter dem Titel „Kos=

Einmal im Geiste begriffen, wachsend im Gange der Zeiten,
Einstens die Fackel des Krieges löscht, und verdränget das Stre[it]
Daß um die höchsten der Ziele nur im edelsten Ringen
Thaten der heiligen Liebe all die Menschen vollbringen —

. . . .

Wenn Du in dunkelen Nächten bangest voll Sehnsuchtsschauern,
Wenn sich die Thräne Dir löset sanft nach bitterem Trauern,
Wenn die Hoffnung Dir flammt gleich blitzender Morgensonne,
Wenn Dich Entzücken durchbebt, errungenen Glückes Wonne,
Dann durchströme Dich Liebe, fasse und trag' Dich zum Vater,
Deines Besitztums Geber, Deiner Sehnsucht Berater!
Ja, für Gott Dein Leben, nimmer von ihm zu weichen,
Nimmer ihn zu verleugnen, sollst Du auch qualvoll erbleichen —
Aber nicht um Andren aufzudrängen den Glauben,
Mit gerötetem Schwerte Leben und Freiheit zu rauben! . . . .
Aber liebest Du Gott, so liebe auch all seine Kinder,
„Liebe wie Du Dich liebst den Nächsten!“ nicht mehr und nicht [minder]
Sehen, sie Alle an Gott den gleichen Anteil besitzen,
Alle, weß Glaubens sie sei'n, zu der Unsterblichkeit Sitzen
Kommend, des göttlichen Spruches harrend ob dem was sie thu[n]
Allen klopfet das Herz, von gleichen Schmerzen beraten,
Allen dieselbigen Kämpfe, selbige Nöten und Freuden,
Allen ein Kommen, ein flüchtiges Sein und ein baldiges Scheid[en]
Ach, nicht Haß sollt' sie trennen, sondern Liebe vereinen,
Daß sie wie ein Geschlecht voll süßen Friedens erscheinen,
Daß nicht die Einen sich über all die And'ren erheben,
Um sich den alten Traum von Reichtum und Herrschaft zu web[en]

. . . .

Im Jahre 1843 erschienen seine „Herbstklänge“ in den [illegible]

[illegible]

Von lyrischen Gedichten sind noch zu [illegible]en: „Die drei Freunde“,[1]) „Der Abend“, den er 1868 noch einmal zum Thema einer großen Dichtung machte,[2]) „Die Propheten Israels“,[3]) „Das Gebet“, das wie die „Gedichte eines zu ewiger Gefangenschaft Verurteilten“ und „Das Ich“ zuerst in der von ihm 1844 herausgegebenen „Religiösen Wochenschrift für gottgläubige Gemüter aller Konfessionen[4]) veröffentlicht wurde, ferner die 1844 entstandenen „Frühlingslieder“, sowie die 1847 während eines Sommeraufenthaltes im Harzgebirge entworfenen neunundzwanzig „Bilder aus dem Bodethale“,[5]) „Dichtu[illegible] Wahrheit“,[6]) u. a. m.

Zu Philippsons voll[illegible] poetischen Produktionen gehört das erwähnte Lehrgedicht [illegible]“.[7]) Es ist nicht das erhabene, Fichtesche, weltsetzende Ich, [illegible] Verfasser besingt, sondern das empirische, individuelle, i[illegible]urchen des Hirns“ wie in eine Kammer gebannte, mitten [illegible]ühl des Marktes vereinsamte:

„Immer bleibt es [illegible] Ich — in seine Kammer gebannet,
Von den Banden umfe[illegible] die der Herr es geschlagen.“

Frei von jedem einse[illegible]giösen Lehrton enthält „Das Ich“ im einzelnen viele Schönh[illegible] und beherzigenswerte Wahrheiten. „Nachdem der Dichter den Menschen in seinen äußern und innern Verhältnissen behandelt hat“, schreibt der Litterarhistoriker Heinrich Kurz, „gelangt er zu der wichtigen Frage, was dessen Aufgabe sei, und er findet sie an der Hand der Philosophie und Religion darin, daß der Mensch sich für ein höheres Wesen vorbereiten und dessen würdig werden soll. Der Dichter weiß sich stets auf der Höhe der poetischen Darstellung zu halten, die oft

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 5, Nr. 44 ff.

[2]) Saron 4, 336—354; ein anderes Gedicht „Der Abend“ A. Ztg. d. Jdts. 32, 446 ff.—627.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 10.

[4]) Halberstadt, Lindequist und Schönrock; auch unter dem Titel „Kosmos“ erschienen, 1845.

[5]) Saron 3, 327—390.

[6]) A. Ztg. d. Jdts. 14.

[7]) Saron 3, 306—326; besonders erschienen Leipzig, Baumgärtner, 1859.

an den großartigsten Schwung der alttestamentalischen Schriften erinnert."[1])

Philippson war in neuerer Zeit wohl der Einzige, der eine große Anzahl von „Xenien" und „Antipessimistischen Denksprüchen" veröffentlichte. In diesen kurzen Sinnsprüchen geißelte er mit bittrem, schneidendem Spotte diejenigen jüdischen Gelehrten, welche das Erforschen und Verständnis des Lebens, die Grundlage der echten Wissenschaft verkennend, die Gegenwart und ihre Träger geringachtend, sich in das Mittelalter und in minutiöse, der eigentlichen Wissenschaft ganz fern liegende Untersuchungen vertiefen.[2]) Er geißelt die Heuchler der Orthodoxie ebenso scharf wie die der Reform:

„Nicht in schwarzes allein verhüllt sich der trügende Heuchler,
Auch in farbiges Kleid, nur nicht in reines, in Licht.
Denn der Eine erstrebt den Vorteil mit Obskurantismus,
And'rer mit Aufklärung — Beiden fehlet das Herz.

Von den „Antipessimistischen Denksprüchen", welche wohl verdienten, gesammelt zu werden, wollen wir wenigstens einige der kernigsten hier mitteilen:

Die Scheidemünze, die der Reiche giebt,
Lockt mehr die Menge als des Armen Gold —
Drum gieb Dir nur des Reichtums Schein,
Und alle Welt ist bald Dir hold —
Ich meine nicht die Münze und das Gold,
Den Geist, und was die Welt ihm zollt.

Das Antlitz gelb, die Haut wie Pergamen,
Die Nase spitz und scharf der Blick?
Der Neid hat also Dich entstellt,
Nachdem er Dir das Herz vergällt!

Wer schlau ist, täuscht sich selbst am meisten —
Denn spricht er, was er wirklich fühlt,
Späht man, was er damit hab' ausgespielt!

---

[1]) Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 4, 351.

[2]) A. Ztg. d. Jdts. 35, 40.

Bist du geschickt, erhaschest du
Den Schmetterling im Flug;
Hast du Geschick, ergreifst im Nu,
Was Dir das Glück entgegentrug;
Versäumst Du des Geschickes Huld —
Du selbst bist schuld.

— — —

Erlisten willst? erraffen?
Nur Schmach ist Dir gewährt —
Wer Lohn will, der muß schaffen —
Der Preis gilt nur dem Wert

———

Doch was der höchste Lohn?
Es ist — die Arbeit selbst!
Das Mühen, Überwinden,
Das Suchen und das Finden,
Der Kampf nur ist die Lust,
Der vollen Kraft bewußt —
Ja Ruhe und Genuß
Sind bald nur Überdruß!

———

Ich sag' es heut', ich sag' es morgen:
Nicht das Erreichen sei dein Sorgen —
Das Streben, Kämpfen, Vorwärtsdringen —
Dann kommt von selbst auch das Gelingen.

— — —

Willst Du was scheinen —
Sei es erst;
Willst Du was meinen —
Prüf' es erst;
Willst Du was sprechen —
Denk zuvor;
Verschließ' den Mund, doch nicht das Ohr;
Denn bist Du's nicht, und willst doch scheinen,
Und prüfest nicht, und willst doch meinen,
Und dachtest nicht, und willst doch sprechen —
Wird sich dies alles an Dir rächen —
Nicht lange duldet man den Trug,
Gestattet andern nicht den Lug!

Doch bist Du auch, was Du willst scheinen,
Und prüfest ernst, was Du mußt meinen,
Und denkst zuvor, was Du willst sprechen —
Wirst jeden Widerstand Du brechen! [1])

Neununddreißigstes Kapitel.

Dramen.

Ganz verschieden von seinen frühesten dramatischen Schöpfungen, wählte Philippson später wie für die Erzählungen, so auch für seine Dramen ausschließlich jüdische, ja größtenteils biblische Stoffe.

Der Roman D'Israelis „Die Wundersage von Alroy", welche schon im „Predigt- und Schul-Magazin" besprochen wurde, gab ihm 1835 den Plan zu einem fünfaktigen Trauerspiel „Alroy, oder der Fürst der Gefangenschaft", das aber niemals von ihm ausgearbeitet worden ist. [2])

Einem französischen Romane Czynskis entlehnte er den Stoff zu dem Trauerspiel „Esterka", dessen erste drei Akte bereits im Jahre 1839 vollendet wurden. [3]) Dieses Drama hat zur Tendenz, neben der lebendigen Schilderung einer trüben Zeit aus der Geschichte der Juden in Polen, den Versuch, die zerstreuten Söhne Judas durch ein äußeres Band zu vereinigen, dessen Scheitern in der Mitte der europäischen Staaten zu charakterisieren und den Untergang einer einzelnen, höher begabten Natur in diesem Ringen darzustellen. „Das Ganze ist gut angelegt", meint H. Kurz, „und mit Geschick gezeichnet, die Darstellung ist ernst und würdig, der Schluß jedoch verfehlt." [4]) „Esterka", das im Jahre 1843 vollständig erschien, wurde ins Polnische übersetzt und gelangte in Warschau einigemale zur Aufführung.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 43, 300, 317, 331 f., 349, 477, 700, 812; 44, 172, 237.
[2]) Der Entwurf ist datiert vom 16. Juli 1835.
[3]) A. Ztg. d. Jdts. 3; Saron, 1. Aufl., 2. Aufl. 3, 1—116.
[4]) Kurz, a. a. O. 4, 351.

Im Jahre 1840 entstanden seine „historisch-poetischen Scenen“, nämlich „Alexander der Große und Simon der Fromme“, „Der Triumph des Lebens“, in dem Saul, der Jude, gegen Cajus, den Römer, und Agathokles, den Griechen, die hohe Mission Israels verteidigt, ferner „Sultan Salaheddin und Moses Maimonides“, sowie „Protektor Cromwell und Menasse ben Israel“, Scenen, in welchen die auftretenden Personen vortrefflich gezeichnet sind. Diese „historisch-poetischen Scenen“[1] wurden von J. Fischer 1877 ins Hebräische übersetzt. Ein Jahr später dichtete er die morgenländische Scene „Der Kampf“ in fünf [illegible] Ein Aga will die von dem Pascha ihm geschenkte To[illegible] Juden mit Gewalt zum Weibe sich nehmen, wird aber [illegible] Bruder des Mädchens erdolcht. Daraufhin schleppen die [illegible]n Vater samt der Tochter zum Pascha, der aus Gnade sie [illegible]n Harem führen will. Um dies zu verhindern, tötet der [illegible]e eigene Tochter vor den Augen des Paschas, der ihn als [illegible] aufknüpfen und sein bedeutendes Vermögen einziehen läßt.[2]

Philippsons Vorliebe [illegible]as Judentum bewog ihn, in der Wahl der Stoffe zu zu[illegible]auerspielen aus der israelitischen Geschichte bis zur ersten Zerstörung Jerusalems zurückzugreifen. In dem einen Trauerspiele, „Jojachin“, wagte er den kühnen Gedanken, den Propheten Jeremias, und in dem zehn Jahre später erschienenen, „Die Entthronten“, das Schicksal des Statthalters Gedalja dramatisch zu gestalten. Es war das ein kühner, aber kein sonderlich glücklicher Gedanke. Altbiblische Stoffe sind zur dramatischen Behandlung überhaupt nicht recht geeignet, weil sie abseits von dem allgemeinen Interesse liegen; zudem fehlt ganz besonders in dem „Die Entthronten“ das tragische Moment. Wenn Gedalja, ein durchaus edler Mann, der sich auch nicht das Geringste zu schulden kommen ließ, hingemordet wird, so ist das recht traurig, aber nicht tragisch. Übrigens kommen auch in diesen Dramen die poetische Gestaltungskraft des Dichters, die Hoheit seiner Gedanken,

[1] A. Ztg. d. Jdts. 4, 182 ff., 209 ff., 721 ff.; Saron 3, 265—300. Die hebr. Übersetzung erschien unter dem Titel מלחמת ישראל, Preßburg 1877.

[2] A. Ztg. d. Jdts. 5, 52 ff., 92 ff.; Saron 3, 245—264.

die organische Einfachheit des Baues, sowie die Schönheit der
Bildern und Gleichnissen reichen Sprache zur Geltung. Störe
wirkt nur bisweilen die etwas vernachlässigte metrische For
Das Trauerspiel „Jojachin“, das zuerst im „Saron“ erschien
wurde ebenso wie „Die Entthronten“,[2]) das, wie es in ei
Rezension der „Deutschen Schaubühne“ heißt, als durchaus
freuliche Erscheinung auf dem Gebiete der dramatischen Litterat
zu begrüßen ist,[3]) ins Hebräische übersetzt; jenes von Simon Bach
dem Übersetzer von Lessings „Nathan“,[4]) dieses von H. L. Teller

---

Vierzigstes Kapitel.

Historische Romane.

Erst im reifern Alter, im Jahre 1866, versuchte sich Philipp
in einem umfänglichern, noch dazu historischen Roman: „Seppho
und Rom“, der zuerst anonym, dann in zweiter Auflage unter d
Namen des Verfassers erschien.[6])

Es war eine recht schwierige Aufgabe, welche sich Philipp
in diesem Romane gestellt hatte; „er wollte nicht allein Geschic
in der Reproduktion der Dichtung geben, sondern auch eine
stimmte Tendenzfrage lösen.“ Im geschichtlich-dichterischen Rahm
sollte gezeigt werden, wie der jüdische Stamm mit seinem eig
tümlichen Glauben nach dem Untergange seiner staatlichen Existe
nach der Zerstörung seines kultuellen Mittelpunktes, ja nach d

---

[1]) Saron 3, 117—244; besonders erschienen Leipzig, O. Leiner, 185

[2]) Die Entthronten. Als Manuskript gedruckt. Leipzig, O. Leiner, 18
dann mit einem geschichtlichen Anhange, das. 1869.

[3]) 11. Jahrg., 7. Heft, S. 47.

[4]) Wien, Knöpflmacher, 1859.

[5]) Unter dem Titel קשר בן נתניה או הנפילים Krakau, Fischer, 18

[6]) Die 1. Aufl. erschien im „Institut zur Förderung der israel. Litterat
die 2. Aufl. Berlin, L. Gerschel, 1866. Die beiden Romane wurden wi
abgedruckt in den Ges. Schr. (Breslau, Schottländer, 1891) 1. Bd.

Verluste jedes geistigen und materiellen Centrums, nach dem Erlöschen des Patriarchats, unter den feindseligen Schlägen des sich immer mehr ausbreitenden Christentums und unter dem vernichtenden Andrange der Barbaren von Norden her dennoch nicht die Kraft verlor, sich und seine Religion zu erhalten.

Philippson hat die schwierige Aufgabe mit Glück gelöst. Abgesehen von der künstlerischen Anlage, erscheinen in dem Romane die Motive und Figuren durchgehends psychologisch und historisch zureichend, und was die [illegible]ung im einzelnen betrifft, so ist die Fülle geschichtlichen Wi[illegible] bewundern, durch die allein die Sprache überall so maßv[illegible] ergreifend und die Schilderung so plastisch sein konnte. [illegible]erfasser läßt die Erscheinungen jener Zeiten mit Fleisch [illegible] an uns vorüberwandeln," heißt es in einer Rezension, „un[illegible]se ihrer Gedanken- und Gefühlswelt, wie sie gewesen sein [illegible]auen. Die Charaktere der Erzählung heben sich scharf m[illegible]on dem bedeutenden Hintergrunde ab, die Diktion ist durchw[illegible] der Ton warm, oft voll jugendlicher Begeisterung, doch ist [illegible]s das Haschen nach Effekt sichtbar. Die Scenen, die sich biswe[illegible]ragischer Höhe steigern, sind wohl abgerundet."[1])

Kaum war „Sepphoris und Rom" vollendet, so machte sich Philippson an einen neuen Roman, der im nächsten Jahre erschien: „Jakob Tirado. Geschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts".[2]) Diese Dichtung hat zum Gegenstand die Leiden und Kämpfe unter welchen die spanischen und portugiesischen Marannen oder geheimen Juden sich aus den Klauen der Inquisition nach dem Norden Europas, nach Holland, retteten, wo zugleich der großartige Kampf gegen die spanische Gewaltherrschaft aufgenommen und siegreich zu Ende geführt wurde. Jakob Tirado wird in den verschiedensten Stellungen, welche er in seinem wechselvollen Leben einnahm, als pilgernder Mönch, in dem unterirdischen Kerker der Inquisition, in dem wilden Aufruhr des Bürgerkrieges, als Schiffskapitän, im Gewühl der Seeschlachten, als Retter der

schönen Maria Nunes, als Emissär der Königin Elisabeth, als Vertrauter Wilhelms von Oranien, als Vertreter seiner Glaubensgenossen und als Gründer der jüdischen Gemeinde in Amsterdam, in fesselnder Weise vorgeführt. „An vortrefflicher Ausführung der Charaktere, an lebendiger Wiedergabe der großen historischen Momente, an Reinheit und Schönheit der Sprache steht „Jakob Tirado“, das belletristische Meisterwerk Philippsons, den besten Erzeugnissen der neueren deutschen Litteratur gleich.“ Es fehlte ihm auch nicht an Anerkennung und weiter Verbreitung. „Tirado“ wurde ein Jahr nach dem Erscheinen von W. J. van Bommel van Vloten ins Holländische,[1] von S. J. Finn ins Hebräische,[2] von P. Weinerta ins Russische,[3] dann auch ins Englische übersetzt.

Noch im vorgerückten Alter trug sich Philippson mit der Idee, durch die drei Jahrtausende der jüdischen Geschichte alle die bedeutsamen Momente, in welchen das jüdische Volk eine entscheidende Krise durchzukämpfen hatte und in welchen es immer wieder den Geist der Überzeugungstreue und der Freiheit siegreich bewährte, dichterisch zusammenzufassen. Als äußere Anknüpfungspunkte sollten die Ströme dienen, an denen zur Zeit der jüdische Stamm wohnte oder eine Hauptniederlassung hatte. Von diesem Cyklus historischer Erzählungen: „An den Strömen, durch drei Jahrtausende“ erschien nur „Am Nil“ und „Am Jordan“.[4] Die erste Erzählung zeichnet die Zustände und innere Bewegung vor dem Auszuge aus Ägypten mit Hülfe der neuesten Auffindungen unter den ägyptischen Denkmälern; die zweite versetzt in die Zeit Samuels, als das Volk einen König verlangte und Saul gewählt wurde.

---

[1]) Rotterdam, H. Nijgh, 1868.
[2]) Wilna, Romm, 1876.
[3]) Zuerst in „Woschod“, dann besonders St. Petersburg 1887.
[4]) Leipzig, O. Leiner, 1873, 1874.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die Vereinigung der jüdischen Gemeinden.

Philippson, dessen Name zum Symbol für die geistigen und politischen Bestrebungen seiner Glaubensgenossen wurde, hat den Kampf um die bürgerliche Gleichstellung der Juden, ganz besonders in Preußen, unermüdlich geführt. Er stand Jahrzehnte hindurch mit seiner ganzen Persönlichkeit mitten in dieser Bewegung; in seine Hand liefen alle Fäden derselben zusammen. Er scheute niemand, schrak vor niemand zurück und focht immer mit offenem Visir. Der preußische Vereinigte Landtag hatte in seinen Beratungen über den Gesetzentwurf betreffend die Verhältnisse der Juden im Jahre 1847 das Prinzip des „christlichen Staates" anerkannt. Das Gesetz vom 23. Juli 1847, durch das der jüdischen Bevölkerung Preußens in ihrer Gesamtheit die Regelung ihrer bürgerlichen und kultuellen Verhältnisse zuteil werden sollte, blieb hinter das Edikt vom 11. März 1812 entschieden zurück und ordnete eine prinzipielle Beschränkung ausdrücklich an. Zu öffentlichen Staats- und Kommunalämtern sollten sie nur, insofern nicht damit die Ausübung einer richterlichen, polizeilichen oder exekutiven Gewalt verbunden ist, zugelassen werden, an Universitäten als Professoren oder Docenten nur in einzelnen Lehrfächern fungieren können, als Lehrer nur an Handels-, Gewerbe-, Kunst- und Navigationsschulen angestellt werden.

Dieses vielbesprochene Judengesetz, von dem der Graf von

Schwerin in der Sitzung selbst ausgesagt, daß es alsbald vor der Zeit zu den Todten gezählt werden würde, hatte die bis dahin geduldeten jüdischen Religionsgesellschaften zu bestimmt begrenzte Bezirke umfassenden Synagogengemeinden mit Korporationsrechten erhoben. Dieses Gesetz bezweckte, wie Minister Eichhorn ausdrücklich hervorhob, nicht das Judentum selbst zu erhalten, sondern „nur diejenigen Kräfte, welche den Juden selbst innewohnen, zu ihrer Verbesserung, zu ihrer Veredelung nutzbarer zu machen.“ Um den Kultus kümmerte sich der Staat nicht; die Pflege des Kultus, die Gottesverehrung wird nirgends im Gesetz als der Zweck der Synagogengemeinden bezeichnet; nichtsdestoweniger konnte dasselbe für die verworrenen Zustände der jüdischen Gemeinden von heilbringender Wirkung werden. Dies erwägend, erließ Philippson Ende August 1847 eine „Ansprache an die israelitischen Gemeinden Preußens, insonders der Provinz Sachsen über das die Verhältnisse der Juden betreffende Gesetz vom 23. Juli 1847“.[1]) Seine Absicht war, in den einzelnen Provinzen eine freie Vereinigung der Gemeinden durch Delegierte, um die Kultuseinrichtungen gemeinsam zu regeln und sich gegenseitig zu unterstützen, hervorzurufen. Infolge dieser Ansprache richtete der Vorstand der Magdeburger Gemeinde an die Vorstände sämtlicher Gemeinden der Provinz Sachsen, von denen Quedlinburg und andere sich freiwillig unter das Rabbinat in Magdeburg gestellt hatten, die Einladung zu einer Beratung, an der Delegierte sämtlicher Gemeinden teilnahmen. Die von Philippson verfaßte Vorlage gelangte zur Verlesung und zur Debatte; sie betraf die Ausdehnung der Synagogenbezirke, das Statut der Gemeinden, die Kultuseinrichtungen, den Religionsunterricht, die Anstellung und Prüfung der Religionslehrer, der Kultusbeamten, u. a. m. Einstimmig wurde ein Provinzialverband zur gemeinsamen Feststellung des Kultus beschlossen. Gegen diese Versammlung, deren Ergebnisse Philippson in der Schrift „Die Versammlung israelitischer Vorstände aus der Provinz Sachsen, abgehalten am 20. und 21. Oktober 1847“ veröffentlichte,[2]) trat der Rabbinats-

---

[1]) Magdeburg, E. Baensch, 1847.

[2]) Magdeburg, E. Baensch, 1847. (Als Manuskript gedruckt.)

Kandidat Israel Hildesheimer aus Halberstadt, der nicht als Delegierter, sondern aus Nachsicht zugelassen war, öffentlich auf, wurde aber von Philippson, gegen den der Angriff besonders gerichtet war, kurz abgefertigt.[1]) Die Vereinigung der Gemeinden wäre zu Stande gekommen und würde sicherlich fruchtbare Wirkungen erzielt haben, wenn nicht einige Monate später der revolutionäre Sturm alle derartige Interessen zum Schweigen gebracht und so auch den Faden dieser praktischen Entwickelung zerrissen hätte.

Philippson nahm den Faden jedoch bald wieder auf. Kaum war durch die unter dem 5. Deze[illegible] oktroyierte Verfassungs-Urkunde mit der Gleichstellung der [illegible] des Judentums auch die des Bekenntnisses ausgesprochen, f[illegible] alle jüdischen Gemeinden Preußens auf, sich allesamt zu einer [illegible] Gesamtheit zu vereinigen.[2])

Zu diesem Zwecke [illegible] eine Versammlung jüdischer Gemeinde-Deputierten vor[illegible] eine zweckmäßige Gemeinde-Verfassung, eine Organisatio[illegible] Gemeinden zu einem Gesamtverbande u. a. in Beratun[illegible] sollten. Zugleich richtete er an die Vorsteher der jüdisch[illegible]einde in Berlin das Gesuch, sich an die Spitze des Untern[illegible] zu stellen. Diese sahen die Notwendigkeit einer Vereinig[illegible] ein, waren auch nicht abgeneigt, eine Versammlung von Gemeinde-Deputierten in Berlin zu veranstalten, aber sie wollten die ganze Angelegenheit bis nach der Neuwahl eines neuen Vorstandes verschieben.

Der gewählte Zeitpunkt war nicht der geeignete; die politischen Wirren waren noch zu groß.

Die Idee der Vereinigung der Gemeinden wurde später von dem „Deutsch-israelitischen Gemeindebunde" wieder aufgenommen und geht ihrer Verwirklichung immer mehr entgegen.

---

[1]) A. Ztg. des Jdts. 11, 728; 12, 15 f. Der Wahrheit nicht entsprechend heißt es in der biographischen Skizze „Dr. Israel Hildesheimer" (Frankfurt a. M. 1870), S. 9: „Im Jahre 1847 wählte ihn die jüd. Gemeinde Halberstadt in eine Versammlung sämtlicher Synagogengemeinden des Magdeburger Regierungsbezirkes, und H. fand bald Gelegenheit, in 'mannhafter Fehde' dem Dr. Ph. entgegenzutreten."

[2]) Die Aufforderung, s. A. Ztg. d. Jdts. 12, 741 ff.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Der Kampf für die Sache der Gewissensfreiheit. Wagener.

Das Judengesetz vom 23. Juli 1847 erhielt eine wesentliche Veränderung durch die Artikel 4 und 12 der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850: „Alle Juden sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse." Die reaktionäre Partei, welche in den funfziger Jahren die unbedingte Herrschaft erlangte, machte verschiedene Versuche, die Juden aus der bürgerlichen Welt auszuscheiden und die ihnen verbrieften Rechte womöglich wieder aufzuheben.

Ein neuer Angriff auf die Rechte der Juden ging zu Anfang des Jahres 1856 aus dem Hause der Abgeordneten hervor.

Hermann Wagener, der Gründer der „Kreuzzeitung", der die Hetze gegen die Juden und ihre Gleichberechtigung in der gehässigsten Weise führte, ein echter Schüler Loyolas, wollte die Juden aus dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben verbannen. Als Abgeordneter von Neu-Stettin brachte er mit seinen Gesinnungsgenossen den Antrag ein, in dem Artikel 12 der Verfassungs-Urkunde die Worte: „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse" zu streichen. Er motivierte den Antrag damit, daß der besagte Passus „den religionslosen Staat instituiere und daher in der Verfassungs-Urkunde einer christlichen Monarchie nicht länger geduldet werden dürfe".

Sobald Philippson von diesem Antrage Kunde erhielt, veranlaßte er seine Gemeinde, eine von ihm verfaßte Gegenpetition an das Haus der Abgeordneten zu senden; zugleich richtete er an die Vorstände der jüdischen Gemeinden Preußens ein Zirkularschreiben, in dem er sie dringend ersuchte, sobald als möglich dem von Magdeburg gegebenen Beispiele zu folgen. Den Abgeordneten Wagener forderte er in den Berliner Blättern auf, aus den Schriften des „Neuen Testaments" nachzuweisen, daß der „christliche Staat" den Bekennern des Judentums die „bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte", welche ihnen in einer zu Recht bestehenden und beschworenen

widmen. „Preußen israelitischen Glaubens“! so schließt die Schrift, „gerade darum immer mehr Treue und Anhänglichkeit an unsere Religion bekräftigen! Gerade darum sie immer mehr läutern und auch ihre äußere Erscheinung veredeln und ihren Inhalt immer mehr ins Klare bringen! Die That bleibt ewig, und durch die That sieget die Wahrheit.“

Diese, wichtiges Material für die neuere Geschichte der Juden enthaltende Schrift widmete er seinem langjährigen Freunde, dem am 31. Dezember 1876 i[illegible] verstorbenen Benny Burchardt aus Landsberg an der W[illegible] die Errichtung der Lehranstalt für die Wissenschaft des [illegible]s gefördert, Stipendien an Gewerbeinstituten und Gymn[illegible]iftet, somit die Begeisterung für das Judentum mit dem E[illegible]us für Humanität und Bildung harmonisch in sich vereint[illegible]

Diese Niederlage Wa[illegible]ar der erste Wendepunkt in der Herrschaft der Reaktion.

Wagener, der ein ein[illegible]ter Judenfeind war, wurde später als Geheimer Ober-Regier[illegible] von Lasker entlarvt, und führte, aller Mittel entblößt, zulet[illegible]ümmerliches Dasein. Sein Judenhaß fand das lebhafteste Echo in allen reaktionären und selbst in vielen liberal scheinenden Tagesblättern. Diesen beständigen Angriffen auf Juden und Judentum gegenüber forderte Philippson „zur Abwehr“ auf. An jedem Hauptorte eines Landes oder einer Provinz sollten „geeignete, gesinnungsvolle und das allgemeine Vertrauen besitzende Männer“ zur Abwehr zusammentreten, welche von jedem ernstern oder wichtig genug scheinenden Angriff, der in ihrem Lande oder in ihrer Provinz in den öffentlichen Blättern geschieht, Kenntniß nehmen und wo möglich in denselben Blättern eine besonnene, kräftige und auf Thatsachen gestützte Widerlegung gegen Bezahlung der Gebühren veröffentlichen sollten. [1]

Ob und inwieweit diese Mahnung damals auf fruchtbaren Boden fiel, wissen wir nicht; durch die judenfeindlichen Bewegungen der späteren Zeit wurde der Verein „Zur Abwehr“ ins Leben gerufen.

Der Graf von Schwerin beantragte den Übergang zur Tagesordnung, dagegen erhob sich der Abgeordnete Reichensperger, der sich nicht gerade freundlich über die Juden aussprach, doch aber erklärte, ihnen die Bewunderung nicht versagen zu können, wie sie in diesem Augenblicke allen Preußen ein schönes Beispiel gegeben. „Sie haben mit männlichem Ernst die Rechte, welche ihnen durch die Verfassungs-Urkunde zuteil geworden sind, gegen den Angriff verteidigt: die vorliegenden dreihundert Petitionen machen ihnen alle Ehre." Die Majorität stimmte für den Übergang zur Tagesordnung. Wagener hatte sein Versprechen, Philippson von der Tribüne zu antworten, nicht gehalten; er hatte das Wort gar nicht ergriffen. Das Prinzip war in der Verfassung gewahrt: der Artikel 12 blieb unverändert stehen.

Um der Mit- und Nachwelt zu zeigen, wie die preußischen Juden für ihr Recht gekämpft haben, entschloß sich Philippson, den ganzen Vorgang in einer besondern Schrift zu verewigen. Dieselbe erschien unter dem Titel: „Der Kampf der preußischen Juden für die Sache der Gewissensfreiheit";[1]) sie enthielt sämmtliche Petitionen, den Kommissionsbericht und die Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten über den Wagenerschen Antrag. In einer ausführlichen Einleitung wird nachgewiesen, wie die unter römischer Herrschaft völlig emanzipierten Juden erst innerhalb der Christenheit nach und nach aus allen gesellschaftlichen Stellungen entfernt worden sind. Insofern die Stellung und die gesetzlichen Verhältnisse der Juden in jedem Staate den eigentlichen Gradmesser der daselbst vorhandenen Glaubens- und Gewissensfreiheit abgeben, wird der Kampf der Juden um bürgerliche Gleichberechtigung mit Recht ein Kampf um Glaubens- und Gewissensfreiheit genannt. In einem Schlußworte ermuntert Philippson die preußischen Juden zur Ausdauer und Standhaftigkeit und erteilt ihnen den Rat, so lange ihnen die Sphäre des Staatsdienstes und die Bildung der Jugend verschlossen bleiben, alle ihre Kräfte dem Volksleben, d. h. dem städtischen, gewerblichen und freiwissenschaftlichen Leben zu

[1]) Magdeburg, Gebr. Baensch, 1856.

widmen. „Preußen israelitischen Glaubens“! so schließt die Schrift, „gerade darum immer mehr Treue und Anhänglichkeit an unsere Religion bekräftigen! Gerade darum sie immer mehr läutern und auch ihre äußere Erscheinung veredeln und ihren Inhalt immer mehr ins Klare bringen! Die That bleibt ewig, und durch die That sieget die Wahrheit.“

Diese, wichtiges Material für die neuere Geschichte der Juden enthaltende Schrift widmete er seinem langjährigen Freunde, dem am 31. Dezember 1876 i[illegible] verstorbenen Benny Burchardt aus Landsberg an der W[illegible] die Errichtung der Lehranstalt für die Wissenschaft des [illegible]s gefördert, Stipendien an Gewerbeinstituten und Gymn[illegible]iftet, somit die Begeisterung für das Judentum mit dem E[illegible]us für Humanität und Bildung harmonisch in sich verein[illegible]

Diese Niederlage Wa[illegible]ar der erste Wendepunkt in der Herrschaft der Reaktion.

Wagener, der ein ein[illegible]ter Judenfeind war, wurde später als Geheimer Ober-Regier[illegible] von Lasker entlarvt, und führte, aller Mittel entblößt, zulet[illegible]ümmerliches Dasein. Sein Judenhaß fand das lebhafteste Echo in allen reaktionären und selbst in vielen liberal scheinenden Tagesblättern. Diesen beständigen Angriffen auf Juden und Judentum gegenüber forderte Philippson „zur Abwehr“ auf. An jedem Hauptorte eines Landes oder einer Provinz sollten „geeignete, gesinnungsvolle und das allgemeine Vertrauen besitzende Männer“ zur Abwehr zusammentreten, welche von jedem ernstern oder wichtig genug scheinenden Angriff, der in ihrem Lande oder in ihrer Provinz in den öffentlichen Blättern geschieht, Kenntniß nehmen und wo möglich in denselben Blättern eine besonnene, kräftige und auf Thatsachen gestützte Widerlegung gegen Bezahlung der Gebühren veröffentlichen sollten. [1])

Ob und inwieweit diese Mahnung damals auf fruchtbaren Boden fiel, wissen wir nicht; durch die judenfeindlichen Bewegungen der späteren Zeit wurde der Verein „Zur Abwehr“ ins Leben gerufen.

die Juden besonders und zwar in einer sehr verletzenden Weise normiert war. Um diesem, auf einem tief eingewurzelten Vorurteile beruhenden Übelstande Abhülfe zu schaffen, wendete sich Philippson am 22. Februar 1861 im Namen einer größeren Anzahl preußischer Rabbiner mit einer Petition direkt an den König als den obersten Kriegsherrn, flehendlichst bittend, daß die den Soldaten jüdischer Konfession schwer kränkenden Worte: „Ich schwöre ohne die mindeste Hinterlist und Nebengedanken, auch nicht nach meinem etwaigen, darin legenden Sinn und Auslegung der Worte“, welche von vornherein die Schmach der Verdächtigung auf ihn wälzen, nicht mehr eingeschaltet werden.[1]) Die Petition wurde dem Kriegsministerium mit dem Auftrage überwiesen, Philippson zu eröffnen, daß „die bezügliche Angelegenheit geregelt werden würde, sobald das dem Landtage zur Beratung vorliegende Gesetz über die gerichtlichen Eide der Juden perfekt geworden sei.“ Da aber der betreffende Gesetzentwurf die Zustimmung des Landtags nicht erhielt, so wurde auch der Fahneneid nicht abgeändert.[2])

Man war von einer liberalen Auffassung hinsichtlich der Rechte der Juden in Preußen noch weit entfernt.

Als im preußischen Abgeordnetenhause im März 1862 die Frage beraten wurde, ob ein jüdischer Lehrer an einer bürgerlichen Schule angestellt werden dürfe, da verneinte dieses der damalige Unterrichtsminister, weil, wie er behauptete, „das Christentum allein die Duldung Andersgläubiger bewirke, der Atheismus sowie das Judentum aber verfolgungssüchtig sei.“ Philippson müßte nicht der überzeugte und begeisterte Verteidiger der jüdischen Lehre gewesen sein, hätte er eine so grundlose Schmähung unbeanstandet gelassen. In einem offenen „Schreiben an Se. Excellenz den Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten Herrn v. Bethmann-Hollweg“, das in vielen Zeitungen abgedruckt wurde, widerlegte er diese „im Angesichte der ganzen Welt gethane Behauptung“ aufs entschiedenste.[3])

[1]) Die Petition, s. A. Ztg. d. Jdts. 25, 75 f.

[2]) Das. 25, 219, 369.

[3]) Das. 26, 133 f. M. s. auch Ad. Jellinek, Predigten (Wien 1863), II, 41 ff.: „Ist das Judentum verfolgungssüchtig?“

ministerium abgegangen war.[1]) Ihr Inhalt betraf die bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte, den Eid more judaico, der in Preußen noch völlig nach den mittelalterlichen Formen geleistet werden mußte und um deren Abänderung sich Philippson im Namen vieler Gemeinden schon mehrere Jahre früher an das Justizministerium gewandt hatte. Ferner wurde gebeten, in den Strafanstalten die Beobachtung der jüdischen Feiertage den jüdischen Sträflingen zu gestatten und diese der Obhut eines jüdischen Seelsorgers zu überweisen, d[illegible]ner, Kantoren und Lehrer von den Kommunalsteuern zu b[illegible]den jüdischen Lehramtsaspiranten Aufnahme in den betreffen[illegible]inarien zu gewähren und endlich für die jüdischen Religion[illegible] ein angemessenes Reglement zu erlassen.

Nach ein und dreivie[illegible]en, am 13. November 1860, traf die Antwort des Staatsm[illegible]as auf die Petition ein.[2]) Der Erfolg konnte als sehr [illegible]gend angesehen werden. Für die Zulassung zu den öffent[illegible] Ämtern aller Zweige sprach die Staatsregierung den Gr[illegible] aus, „daß die Zugänglichkeit öffentlicher Ämter für jü[illegible] Staatsangehörige fortan nach der Verfassungs-Urkunde zu be[illegible]teilen sei.“ Hinsichtlich der jüdischen Sträflinge wurden Zugeständnisse bewilligt und die jüdischen Lehramtsaspiranten als Hospitanten zugelassen. Hingegen wurde die beantragte Befreiung von den Kommunalsteuern und ein Reglement für den Religionsunterricht abgeschlagen. Auch die Formalitäten bei der jüdischen Eidesleistung blieben vorderhand bestehen, trotzdem der Berliner Vorstand mit fast vierhundert Gemeinden eine abermalige Vorstellung an die Staatsregierung hatte ergehen lassen.

Es existierte aber noch ein Eid, der mit den Normen des Eides more judaico nichts zu thun hatte, nämlich der Eid, den die Soldaten beim Eintritt in den Dienst oder bei einer Thronbesteigung zu schwören hatten, der sogenannte Fahneneid, der für

die Juden besonders und zwar in einer sehr verletzenden Weise normiert war. Um diesem, auf einem tief eingewurzelten Vorurteile beruhenden Übelstande Abhülfe zu schaffen, wendete sich Philippson am 22. Februar 1861 im Namen einer größeren Anzahl preußischer Rabbiner mit einer Petition direkt an den König als den obersten Kriegsherrn, flehendlichst bittend, daß die den Soldaten jüdischer Konfession schwer kränkenden Worte: „Ich schwöre ohne die mindeste Hinterlist und Nebengedanken, auch nicht nach meinem etwaigen, darin legenden Sinn und Auslegung der Worte“, welche von vornherein die Schmach der Verdächtigung auf ihn wälzen, nicht mehr eingeschaltet werden.[1]) Die Petition wurde dem Kriegsministerium mit dem Auftrage überwiesen, Philippson zu eröffnen, daß „die bezügliche Angelegenheit geregelt werden würde, sobald das dem Landtage zur Beratung vorliegende Gesetz über die gerichtlichen Eide der Juden perfekt geworden sei.“ Da aber der betreffende Gesetzentwurf die Zustimmung des Landtags nicht erhielt, so wurde auch der Fahneneid nicht abgeändert.[2])

Man war von einer liberalen Auffassung hinsichtlich der Rechte der Juden in Preußen noch weit entfernt.

Als im preußischen Abgeordnetenhause im März 1862 die Frage beraten wurde, ob ein jüdischer Lehrer an einer bürgerlichen Schule angestellt werden dürfe, da verneinte dieses der damalige Unterrichtsminister, weil, wie er behauptete, „das Christentum allein die Duldung Andersgläubiger bewirke, der Atheismus sowie das Judentum aber verfolgungssüchtig sei.“ Philippson müßte nicht der überzeugte und begeisterte Verteidiger der jüdischen Lehre gewesen sein, hätte er eine so grundlose Schmähung unbeanstandet gelassen. In einem offenen „Schreiben an Se. Excellenz den Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten Herrn v. Bethmann-Hollweg“, das in vielen Zeitungen abgedruckt wurde, widerlegte er diese „im Angesichte der ganzen Welt gethane Behauptung“ aufs entschiedenste.[3])

---

[1]) Die Petition, s. A. Ztg. d. Jdts. 25, 75 f.

[2]) Das. 25, 249, 369.

[3]) Das. 26, 133 f. M. s. auch Ad. Jellinek, Predigten (Wien 1863), II, 41 ff.: „Ist das Judentum verfolgungssüchtig?“

Das Sendschreiben hatte sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen; nicht blos von vielen jüdischen Gemeinden und Privaten wurden Philippson Dankschreiben, sondern noch bei weitem mehr Versicherungen der allgemeinen Zustimmung von christlicher Seite gebracht. Das offene Sendschreiben ist vom 7. März datiert; vier Tage später erhielt von Bethmann-Hollweg seine Entlassung. Daß die von ihm gezeigte Intoleranz zu seinem Sturze beigetragen, sprachen die Tageblätter nachdrücklich aus.

Vierund[illegible]ſtes Kapitel.

Sendschreiben [illegible]ngarischen Israeliten.

Förderung des Geme[illegible]s, der Kultur und Bildung unter den Juden aller Länder, [illegible] Philippsons eifrigstes Bestreben. Obgleich er wußte, daß di[illegible]arischen Glaubensgenossen „ein sehr empfindliches Völkchen" si[illegible], „das jede Einsprache in seine Angelegenheiten von außen her mit großer Aufregung zurückweist," richtete er, bald nachdem der große Sturm der Revolution über Ungarns Marken hinweggegangen und eine neue Ära für die Juden des Landes angebrochen war, an sie als wohlgemeintes Wort drei Sendschreiben. Die Zustände der jüdischen Gemeinden und des jüdischen Schulwesens in Ungarn waren ihm bekannt; aus den Berichten, welche er aus den verschiedenen Orten des Landes jahrelang für die „Zeitung des Judentums" erhalten, hatte er erkannt, daß hier eine Regeneration, eine Belebung und Verjüngung des ganzen Wesens von innen heraus notwendig sei, daß zu diesem Zwecke eine Organisation der Gesamtheit bewirkt werden müsse. „Diejenigen welchen es wahrer Ernst um die Erhaltung unserer Glaubensgenossenschaft ist, müssen dahin trachten, daß die Lokalgemeinden durch eine Landesgemeinde ein festes Fundament gewinnen, auf dem sie sicher bestehen und Schöpfungen hervorrufen

können. Als solche bezeichnet er: ein jüdisches Lehrer-Seminar, eine jüdisch-theologische Fakultät oder ein Rabbiner-Seminar, und dann jüdische Volksschulen. Diese gemeinsamen Anstalten, „ein großes, nach allen Richtungen wohl versehenes Lehrer-Seminar und eine ansehnliche theologische Fakultät müssen hergestellt, mit den bedeutendsten Kräften ausgerüstet werden. Dann erst, wenn diese Institute ein Jahrzehnt gewirkt haben, dann erst kann an die Reorganisation der Gemeinden selbst gegangen werden". Nachdrücklichst empfiehlt er die Errichtung jüdisch-ungarischer Schulen, denn nicht nach Bildung allein, sondern nach Bildung und Religion zugleich, nach von Religion durchtränkter Bildung, nach religiös-humaner Bildung muß gestrebt werden. „Die jüdische Volksmasse steht im allgemeinen in Ungarn noch so unvermittelt mit den übrigen da, daß es noch manches Jahrzehnt bedarf, um sie an Sprache, Sitte 2c. einander so nahe zu bringen, daß der Unterricht der Jugend gemeinschaftlich sein kann. Man wolle doch nicht mit einem male erzwingen, was nur langsam werden kann; man wolle doch nicht die Jugend zum Opfer bringen, die sonst in zwei Extreme, die in Schule und Haus dann vorhanden, hineingeschleudert wird!"

Zur Einrichtung und Beaufsichtigung der genannten Anstalten, führt er weiter aus, bedarf es aber auch eines gewissen Organs, das ähnlich dem Central-Konsistorium der französischen Israeliten oder dem Oberrat in Baden, unter der Ägide des Staatsgesetzes in der Bildung eines engern und weitern Oberrats bestehe: der engere Rat, dessen Mitglieder, nach gewissen Bezirken gewählt, ihren Sitz an dem Orte haben, an dem die Institute errichtet werden, der weitere Rat, zusammengesetzt aus im Lande selbst wohnenden Israeliten, welche zugleich die Vertreter und Träger der ganzen Organisation, ein jeder in seinem Bezirke, wären.

„Israeliten Ungarns!" so schließt das dritte Sendschreiben, „Ihr könnt jetzt an die Spitze des europäischen Israels treten, Ihr könnt es, wenn Ihr einen neuen Sitz jüdischen Wissens, jüdisch-religiösen Forschens, jüdisch-geistigen Lebens schaffet. Das Nächste wäre, daß sich Männer von Kraft, Geist und Ansehen zusammen-

fänden, welche die Angelegenheit in die Hand nehmen, welche die Gemeinden Ungarns, wenn auch nur einige bedeutende, dafür zu interessieren vermöchten, so daß sie ihre desfallsigen Wünsche vor die Staatsregierung brächten."[1])

Die in diesen vom 1., 4. und 12. August 1850 datierten Sendschreiben enthaltenen Vorschläge fielen nicht auf unfruchtbaren Boden. Es fanden sich in der That angesehene Männer, welche die Ausführung der angeregten Angelegenheit „in die Hand nahmen und sie vor die Staatsregierung brachten". Der als Augenarzt und als Gründer und Inhaber [illegible]lindenanstalt bekannte Friedrich Groß in Großwardein u[illegible]ete mit den Ärzten Hermann Pollak und Albert Groß, [illegible]uder, u. a. am 8. Oktober 1850 ein Gutachten, das er der [illegible]ng einreichte und das ein vollständiges Programm enth[illegible] forderte Konfessionsschulen, ein Rabbiner- und Lehrer-Se[illegible]und wollte das gesamte jüdische Schulwesen unter die u[illegible]are Aufsicht des Staates und der ihn vertretenden Be[illegible]gestellt wissen." Er projektierte ferner „die Kreierung vo[illegible]lts-Konsistorien, ähnlich wie die französischen und rheinl[illegible]en Konsistorien". Leopold Löw räumt diesem Gutachten „wegen seines Ursprungs" unbedingt den ersten Platz ein.[2]) Daß der eigentliche Urheber der in diesem Gutachten enthaltenen Vorschläge aber kein anderer als Philippson ist, das wird der zukünftige Geschichtsschreiber der Juden in Ungarn zugestehen müssen, wenn er nicht aus purem Patriotismus absichtlich die Wahrheit verschweigt.

Die wohlgemeinten Mahnungen in dem mit Heftigkeit und Erbitterung geführten Kampfe um die Nationalitätenfrage trugen Philippson von einem gewissen Teile der ungarischen Juden viele Angriffe, Schmähungen, Drohbriefe u. dergl. m. ein. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, seine Ansichten über das zu errichtende Rabbiner-

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 14, 466 ff.

[2]) Leopold Löw, Zur neueren Geschichte der Juden in Ungarn. Beitrag zur Rechts-, Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (Budapest, Aigner, 1874), 219 f. Das ist die unveränderte Titelausgabe der 1871 erschienenen Schrift

Seminar[1]) und dann in dem noch während des „Ungarisch-israe
Kongresses" ausgebrochenen Kampfe zwischen der Kongreß- u
Orthodoxen-Partei auf Verlangen der Kongreß-Kommiss
„Gutachten über die ungarisch-israelitischen Kongreß-Statut
zugeben.[2]) „Die Behauptung, daß diese überall das Herkö
zur Grundlage nehmenden und ebensowohl das Talmudisch
nische, wie das Biblische zum Gegenstand der Pflege m
Statuten einen Austritt aus dem Verbande des bestehenden
tums oder die Bildung einer neuen Sekte in irgend einer B
auch nur annähernd intendieren, kann; wie Philippson sich
„nicht von wirklich orthodoxer Seite, sondern nur von Fanatik
gegangen sein, denen jede Ordnung und Organisation als re
gefährlich erscheint". In späteren Jahren richtete er ein „
Sendschreiben an die ungarische Unabhängigkeits-Partei".[3])

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Die orientalische Frage.

Seit dem Jahre 1853 nahm die orientalische Frage
gemeine Interesse Europas wieder in Anspruch. Da br
Krimkrieg aus. Daß nach Beendigung desselben die unter t
Scepter lebenden Christen staatsbürgerliche Rechte erhalten
wurde allgemein angenommen; wie wird sich aber die L
zahlreichen türkischen Juden gestalten? Werden die Zuges
an die christlichen Rajahs in der Türkei auch an die J
währt oder werden diese nach erfolgter Emancipation der

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 28, 283 ff., 303 f.

[2]) Das. 34, 434 ff. Gutachten ausländischer Rabbiner über die
und Beschlüsse des Landes-Kongresses (Pest 1870), S. 15 ff.

[3]) Pester Lloyd vom 10. Febr. 1884; A. Ztg. d. Jdts. 48, 113
auch „Offene Antwort an Hrn. Rabbiner Dr. Philippson", P. L
14. Febr. 1884 u. A. Ztg. d. Jdts. 48, 151 f.

allein als bloße Geduldete betrachtet, von Türken wie von Christen verachtet und verfolgt werden? Diese Fragen waren es, welche Philippson gleich beim Ausbruche des Krimkrieges lebhaft beschäftigten.

Am 26. März 1854 richtete er daher an das englische und französische Haus Rothschild, das damals große Anleihen für die kriegführenden Mächte zu besorgen hatte, ein Schreiben, in welchem er ihm ans Herz legte, für das Schicksal seiner Glaubensgenossen im türkischen Reiche thatkräftig einzutreten. „Außer dem tiefsten Mitgefühl, welches die La[illegible]r orientalischen Glaubens- und Stammesgenossen in uns [illegible]fen muß, kann uns aber auch nicht entgehen“, heißt es in [illegible]Schreiben,[1]) „daß dieses Ereignis nicht ohne Einwirkung a[illegible] uns, die europäischen Juden, bleiben kann. Werden di[illegible]en Juden bei so großer, weltgeschichtlicher Gelegenheit [illegible]en und ausgeschlossen, dann ist auch unser Schicksal besieg[illegible] gleichsam durch die ganze Welt ausgerufen: die Nachkom[illegible]as bleiben ein zurückgesetztes, bedrücktes Geschlecht! . . . Wi[illegible]bt es, was die Überzeugung hervorruft, daß Se. kaiserlich[illegible]t der Sultan dem zu rechter Zeit angebrachten Gesuche gern willfahren werde, seinen jüdischen Unterthanen dieselben Rechte zu verleihen, welche er denen christlichen Glaubens erteilen wird. Die ganze Vergangenheit von jenem denkwürdigen Hatti-Scherif von Gülhane an erweist dies, da auf dem Papiere wie faktisch die Juden niemals von den übrigen Rajahs getrennt wurden. Aber auch die Lage selbst, das Verhältnis, das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Teilen der Bevölkerung, die Sicherheit des Staates, der mindere Zwang, der sich dadurch bethätigen würde. Auch läßt es sich nicht absehen, daß Se. kaiserliche Majestät von Frankreich und Ihrer britischen Majestät Regierung den humanen Absichten des Sultans Widerspruch entgegensetzen würden, da sie vielmehr in der Emancipation auch der Juden eine Garantie mehr erblicken könnten, wie ernst es der türkischen Regierung um den beregten Gegenstand ist.“

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 18, 165 f.

Schon nach einigen Tagen erhielt Philippson als Antwort auf sein Schreiben von Albert Cohn, dem Almosenier des Hauses Rothschild in Paris, die Mitteilung, daß, soweit die aus Konstantinopel dort eingegangenen Berichte zu glauben gestatteten, die Lösung der betreffenden Frage zu Gunsten der Juden erfolgen würde. Die Pforte habe nämlich im fünften Artikel eines provisorischen Traktats die Gleichheit vor dem Gesetze und die Zulassung aller türkischen Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens zu allen Ämtern zugestanden. „Sobald nähere Einzelheiten eingehen," schließt Albert Cohn, „werde ich mir ein wahres Vergnügen machen, sowohl im Namen des Hauses v. Rothschild als in meinem geringen, Ihnen, hochgeehrter Herr Rabbiner, selbe schleunigst zukommen zu lassen. Ihr für das Beste unserer Glaubensgenossen so warm fühlendes Herz wird sicher hierin mitten in trüben Tagen den Finger der auch das uns übel Scheinende zum Guten führenden Vorsehung erblicken."[1])

Außer an Rothschild hatte sich Philippson noch an andere hochgestellte Persönlichkeiten im Auslande gewendet.

Am 8. April 1854 unterzeichneten England, Frankreich, Preußen und Österreich ein Protokoll, in welchem als dritter Punkt „die Befestigung der religiösen und bürgerlichen Rechte der Christen in der Türkei" aufgeführt war. Stand also von dieser Seite auch für die Juden etwas zu hoffen? Zu Anfang des Jahres 1855 sollte in Wien ein Kongreß der Mächte stattfinden, um wo möglich den Frieden herzustellen, und Lord John Russell, der Mann, der so große Anstrengungen für die völlige Emancipation der englischen Juden gemacht hatte, als Gesandter der Königin von England dabei fungieren. Philippson benutzte die Gelegenheit, zur Begrüßung des edlen Lords, „des stets gerüsteten Verfechters der Glaubens- und Gewissensfreiheit", auf deutschem Boden eine Adresse an ihn zu richten, in der er hervorhob, daß es sich in diesem Friedenswerke vorzüglich um die Rechte der Rajahs in den Staaten des Sultans handle, daß aber zu befürchten sei, die herrschenden Mächte würden nur

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 18, 173 f.

ie christlichen Rajahs eintreten, sodaß in jenen Ländern die
noch tiefer in den Staub sinken würden. Er stelle somit
itte an ihn, „der Juden in dem großen Werke der Friedens-
ndlungen nicht zu vergessen“ und seinen maßgebenden Einfluß
ihre bürgerliche Gleichstellung geltend zu machen.[1]) Am
Februar war diese Adresse an Lord John Russell abgegangen
schon am 1. März erhielt Philippson folgende, aus Berlin
te, eigenhändige Antwort:

„Mein H

Ich habe mit den Ge Dankbarkeit die Adresse
gegengenommen, welche S gerichtet haben.

Die Regierung Ihrer Majestät wird beharrlich
orgt sein, daß die jüdisch ie die christlichen Unter-
nen des Sultans von die Wohlthaten gleicher
chte und unparteiischer V erhalten.

Ich bitte, Ihnen meine die schmeichelhaften Aus-
icke aussprechen zu dürfe chen Sie auf meine Be-
ihungen, die bürgerlichen ungen von den Israeliten
vereinigten Königreichs nen, verweisen.

Ich habe die Ehre zu sein, mein Herr,

Ihr achtungsvoller und ergebener Diener

J. Russell.“[2])

Den 2. März 1855, an demselben Tage an dem Philippson
s Schreiben erhielt, verschied Kaiser Nikolaus. Sein Nach-
r, Alexander II., neigte sich dem Frieden zu. In Paris sollte
Friedenskonferenz stattfinden. Dies war für Philippson eine
nlassung, an den Kaiser Napoleon III. das Gesuch zu richten,
der schutzlosen jüdischen Rajahs anzunehmen, „in den Bestim-
gen des Kongresses über die Rechte der Rajahs in der Türkei
Unterscheidung dem religiösen Bekenntnisse nach eintreten zu
, sondern auch die israelitischen Rajahs in die Wohlthaten

des Vertrages einzuschließen." Auf diese am 22. Februar 1856 abgegangene Adresse erfolgte am 28. aus dem kaiserlichen Kabinet die Anzeige, daß das Gesuch dem Kaiser vorgelegt worden. Während man in Paris über den Frieden verhandelte, fanden in Konstantinopel selbst Beratungen über die zukünftige Stellung der Rajahs statt. Der Sultan verbannte „jede Unterscheidung, welche darauf ausgeht, irgend eine Klasse der Unterthanen wegen der Religion, der Sprache oder Abkunft unter eine andere Klasse zu stellen, für immer aus den Protokollen der Verwaltung". Philippson hat das unbestrittene Verdienst, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Gleichstellung der Juden im türkischen Reiche gelenkt und thatkräftig dafür gewirkt zu haben.[1])

Die jüdisch-orientalische Frage hatte aber noch eine andere Seite. Die Juden in der europäischen, wie in der asiatischen Türkei waren einer großen Verkommenheit anheimgefallen. Das dringendste Bedürfnis war, sie aus dieser Indolenz zu wecken und sie der europäischen Bildung zu nähern, überhaupt ihre sozialen Verhältnisse möglichst zu verbessern. Philippson hatte längst die Absicht, die traurige Lage der Juden in Palästina aus Autopsie kennen zu lernen und damit eine wissenschaftliche Orientreise zu verbinden. Schon am 26. Juni 1847 schrieb er seinem Bruder Phöbus: „Was mich jetzt sehr beschäftigt, ist im September 1849 eine Reise nach Palästina zu machen und zwar auf sechs Monate. Der Gedanke fesselt mich sehr und habe ich schon viel darauf studiert. Um die Kosten kümmere ich mich nicht, denn die Reisebeschreibung würde sie decken, und ist mir sogar Hoffnung gemacht, vom Ministerium eine Unterstützung dazu zu erhalten. Ich würde meine Forschungen insbesondere auf die ostjordanischen Landstriche richten, die seit Seetzen nicht ordentlich untersucht worden sind. Eine Reise dahin ist jetzt eine wahre Kleinigkeit, denn auf der Eisenbahn bis Triest und von da mit Dampfboot bin ich in höchstens acht Tagen in Beirut. Es ist natürlich noch vieles zu thun, bis es mir möglich sein wird — allein guter starker Wille

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 49, 169 f.

überwindet viel. An großen Empfehlungen würde ich keinen Mangel haben." Er wollte in Ägypten außer dessen Sehenswürdigkeiten jene Landschaft besuchen, welche als die Provinz Gosen angenommen werden kann, dann die sinaitische Halbinsel durchstreifen, das heilige Land, besonders jenseits des Jordans das Land der drittehalb Stämme und womöglich das Moabiterland durchforschen, von dort über den Libanon nach Damaskus und von Konstantinopel aus einen Abstecher nach der Krim machen, wo bei Baktschiserai, der ehemaligen Residenz [illegible] arenkhane, besonders Tschufut-Kalé, die alte Stadt ode[illegible] der Karäer, ihn anzog.[1]) Den Plan einer Orientreise h[illegible] auch noch einige Jahre später, brachte sie aber nie zur [illegible]ng, weil er niemals Zeit dazu fand. Seine Amtsthätigk[illegible]edaktion seiner Zeitung und die Vollendung seines Bibelw[illegible]en eine so lange Unterbrechung nicht zu. Später war se[illegible]ndheitszustand nicht mehr ausreichend.

Um die Juden des [illegible] aus der Unwissenheit und dem tiefen Elend zu retten, e[illegible] Philippson als das beste Mittel, daß aus den verschiedenen [illegible]den des Morgenlandes eine Anzahl jüdischer Jünglinge nach europäischen Städten gebracht und hier, mit der Verpflichtung als Pioniere der Kultur in ihre Heimat zurückzukehren, unterrichtet und herangebildet werden. Diesen Plan entwickelte er in einem ausführlichen Memorandum,[2]) das, vom 1. Mai 1854 datiert, auch ins Französische und Englische übersetzt, weithin verbreitet wurde.

Zur Ausführung dieses großen Kulturwerkes schlug er vor: „daß die jüdischen Gemeinden in den europäischen Hauptstädten sich bereit erklären, einige jüdische Jünglinge aus der Türkei in einer dortigen Anstalt zu erhalten und auszubilden; daß die Privatwohlthätigkeit aus anderen Gemeinden die zur weitern Ausführung benötigten Mittel darbiete; daß die türkische Regierung sich für die

Ausführung interessiere, z. B. die Überfahrt nach Europa übernehme, und ihr eine Art offiziösen Charakter verleihe; daß in den europäischen Hauptstädten, in welchen dergleichen Jünglinge gebildet werden, entweder die Gemeindevorstände oder eine von der Gemeinde ernannte Kommission, oder einige befähigte und beeiferte Männer die Fürsorge für die Ausführung übernehmen; endlich, daß an einem Orte, etwa Paris oder Wien, sich Männer finden, welche die einzelnen Fäden zusammenknüpfen und die allgemeine Leitung übernehmen, damit das Ganze nicht auseinanderfalle."

Mit dem Gesuche thatkräftiger Unterstützung und Förderung dieses Werkes, das keine unverhältnismäßigen Opfer erforderte, wandte er sich zunächst an die jüdische Gemeinde in Wien, deren Vertreter, L. v. Wertheimstein, Josef Wertheimer, H. Sichrovski, Goldschmidt, Josef Biedermann, ihm am 8. Mai 1854 schrieben:

„Es scheint uns dieser Gedanke ebenso schön als segensreich und ihn anzuregen und auszuführen eines Mannes würdig, der wie Sie, Herr Rabbiner! für unsern heiligen Glauben begeistert, denselben durch Schrift und Wort zu lehren und zu predigen, berufen ist. Wenn erst die jüdischen Großgemeinden Europas Ihrer Idee die materielle Unterstützung zugesagt haben, und uns ein detaillierendes Programm vorliegen wird, werden wir nicht zurückbleiben, auch in der hiesigen Gemeinde, welche wir zu vertreten die Ehre haben, dahin zu wirken, daß Ihr frommes Werk Unterstützung finde." [1])

Philippson sah bald ein, daß für dieses Werk ein Mittelpunkt gewonnen werden müsse, dessen Autorität zugleich die nötige Sanktion erteile und eine parteilose Ausführung verbürge. Das Central-Konsistorium der französischen Israeliten schien ihm dafür am geeignetsten. Er beschloß daher zu diesem Zwecke eine Reise nach Paris zu unternehmen.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 18, 295.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Reise nach Paris, Straßburg und Hamburg.

Am 11. Mai 1854 trat Philippson die Reise nach Paris an. Den ersten längeren Aufenthalt nahm er in Brüssel, wo er mit Lassen und Josef Oppenheim, den Präsidenten des belgischen Konsistoriums, und mit dem damaligen Oberrabbiner Löb, einem vielseitig gebild[illegible] charaktervollen Manne, die Angelegenheit, welche den [illegible] er Reise bildete, eingehend besprach. Er erhielt auch v[illegible] esamten Konsistorium die schriftliche Zusicherung, daß es, [illegible] das Werk auf dem Wege der Realisierung sei, die Bil[illegible] s belgischen Komitees hervorrufen werde, um desto wir[illegible] den Maßregeln der Ausführung beizutragen."

Voll freudiger Zuver[illegible] e er der französischen Hauptstadt zu. Obgleich er sich der [illegible] welche ihn dorthin geführt, ganz widmete, so suchte er doc[illegible] nstrengung und Gewissenhaftigkeit all die Herrlichkeiten, welc[illegible] ufgehäuft sind, die bedeutendsten Gebäude, die Museen un[illegible] iche Anstalten, kennen zu lernen. Seine Schilderungen von Paris, welche unter dem Titel „Pariser Skizzen" erschienen [1]) zeigen, mit welcher Genauigkeit er alles beobachtet und in sich aufgenommen hat.

Er machte allen in Paris anwesenden Mitgliedern des Central-Konsistoriums einen Besuch, zunächst dem ersten Präsidenten desselben, dem Oberst Cerfberr, „dessen militärische Haltung und würdiges Angesicht, von silberweißem Haupthaar umflossen, mit einem Ausdruck echter Humanität verbunden war." Cerfberr fand die Idee nicht allein löblich, sondern auch ausführbar. Er schrieb sofort an den Direktor der israelitischen Arbeitsschule in Straßburg und fragte an, wie viel junge türkische Juden dort Aufnahme finden könnten. Schon nach drei Tagen erhielt Philippson von

„Herr Rabbiner!

Ich war gestern in Ihrem Hotel, um die Ehre zu haben zu sehen und Sie zu informieren, daß ich eine sehr befried Antwort aus Straßburg empfangen habe. Die Verwaltu Schule geht sehr gern in unsere Absichten ein und wi für fünftausend Francs jährlich mit der Erhaltung von jungen Orientalen belasten. Ich verreise morgen und acht Tage abwesend sein; wenn Sie bei meiner Rückkehr n Paris sein werden, werde ich Sie länger von einer Ang heit unterhalten, welche uns in so hoher Weise interessier ich werde Ihnen für Ihre Bemühungen herzlich danken. Sie abreisen und durch Straßburg kommen, besuchen Sie Achille Ratisbonne und Herrn Hirsch, die Sie mit großem empfangen und sich Ihrem schönen Werke zugesellen werd

Genehmigen Sie u. s. w.

Paris, 23. Mai 1854. M. Cerfberr“[1]

Mit gleichem Eifer sprach sich Professor A. Franck und der rabbiner S. Ulmann aus.

Bei Ulmann verweilte er nur kurze Zeit, er war kr eine verschlossene Natur und schwachen Charakters; er scha Piutim ab und führte die Konfirmation ein und schloß sich Ende seines Lebens denen an, welche Philippsons Bibelüber in Acht und Bann thaten. Charakterfester und liebensw war Isidor, damals noch Großrabbiner von Paris. Er Philippson durch die Schulen, für die er sehr thätig war u er unter seine besondere Obhut genommen hatte.

---

[1]) Cerfberr schrieb Lévy-Bing, der ihm seine französische Überset Vorlesungen über „Die Entwickelung der religiösen Idee“ geschickt ha 25. Oktober 1856: „Das Buch wird in der litterarischen und philos Welt großes Aufsehen machen. Es ist das eine ganze Offenbarung! in welcher der Verfasser die Religion betrachtet, seine vortrefflichen seine logischen Folgerungen zeigen einen tiefen Denker, und wir J sind ihm zu großem Dank dafür verpflichtet, daß er den Geist und da unserer heiligen Religion so klar zum allgemeinen Verständnis gebra

Am meisten verkehrte Philippson mit dem berühmten Orientalisten Salomon Munk, dem Sekretär des Central-Konsistoriums, und mit Albert Cohn. „Ich kann wohl sagen, daß nichts seit langer Zeit mich so tief bewegt hat,“ erzählt er in seinen „Pariser Skizzen“[1], „als, nachdem ich in Munks Bibliothek getreten war, die Thüre sich öffnete, und ein Mann sich zu mir herbewegte, an dessen langsamen, ungewissen Schritten, gehobenem Haupte und vorgestreckten Armen der Erblindete leicht zu erkennen war. Seine Begrüßung, daß er so lange mich zu sehen gewünscht, nun aber mich doch nicht sehen könne, schnitt mir [illegible]hr ins Herz. Bald aber wird der Besucher noch mehr v[illegible]nderung als von Mitleid erfüllt, denn wenn ihm die Frisc[illegible]eistes, die lebendige Teilnahme, die Munk sich zu erhalten [illegible]en, schon bald den Mangel des Augenlichts vergessen mac[illegible]h mehr die Ruhe, die Mäßigung, die Weisheit, mit welcher [illegible]oßen Verlust erträgt. Ich war eines Abends bei ihm, als [illegible]rau den Thee servierte, und seine blühenden Töchterchen sich [illegible]n schmiegten, die sein väterliches Auge nie wieder sehen [illegible]d welche er nur mit der Hand streichelte . . . Er ist ein [illegible]ber Mensch, ohne Falsch, treu — und das will in Paris v[illegible]agen. In seinem letzten Brief an mich sagt er: „Was mich betrifft, so bin ich ganz von der äußeren Welt abgeschlossen, und es ist mir gleichsam wie einem Abgeschiedenen untersagt, durch Wort und That bei Fragen, wie die jetzt erhobenen, mitzuwirken. Alles was ich wünsche ist, daß die Vorsehung mir Kraft und Mut verleihen möge, noch einige Trümmer litterarischer Thätigkeit aus meinem Schiffbruche zu retten . . .“

Albert Cohn war eine Persönlichkeit, die in mannichfacher Weise die Aufmerksamkeit auf sich zog. Philippson berichtet von ihm: „Er war in Ungarn geboren, hatte in Wien Studien gemacht, war dann Erzieher im Rothschildschen Hause in Paris. Seine spätere Stellung als Almosenier Rothschilds kenne ich nicht genau genug, um darüber zu sprechen. Um die persönlichen Verhältnisse derer, mit welchen ich in Berührung kam, habe ich mich nie be-

kümmert: ihr Geist, ihre Tendenz und ihre Leistungen waren mir die Hauptsache. Albert Cohn war von untersetzter, gedrungener Gestalt; er machte Eindruck nur durch die hohe Intelligenz, die sich in seinem Antlitze ausprägte, das sonst scharfe Züge hatte. Scharf war auch sein Organ; aber eine große Beredsamkeit zeichnete ihn aus und zwar, da er ein wahres Sprachgenie besaß, in den verschiedensten Sprachen, französisch, deutsch, hebräisch, arabisch und dies in seinen verschiedenen Dialekten. Ich sah ihn mit Leuten aus dem Oriente in dreifachem arabischen Dialekte sich äußerst geläufig unterhalten. Er bedurfte nur einer kurzen Zeit in einem Lande, um sich die Sprache desselben anzueignen. Dagegen mangelte ihm die Befähigung zum Schriftsteller. In dem Hause Albert Cohns waltete ein ganz jüdisch-patriarchalisches Leben, neben dem Hausherrn von seiner liebenswürdigen Gattin gepflegt, die, eine Hohenemserin, auch mir ihre Freundlichkeit bethätigte. Er war ein eifriger Förderer aller jüdischen Institute und Vereine in Paris. Ich wohnte einem Sabbatvortrage desselben in einer Chewra bei, der an Inhalt und Form mir ausnehmend gefiel, wenn auch Kritiker die Korrektheit seines Französisch bezweifelten."[1])

Albert Cohn führte Philippson auch zu Alphons und Gustav v. Rothschild; der letztere war kurz zuvor von einer Orientreise zurückgekehrt. Die Unterredung mit den beiden jungen Herren war kurz und bedeutungslos. Von tieferem Eindruck war der Besuch bei der Baronin Betty v. Rothschild, einer Frau von der gewinnendsten Herzlichkeit. Sie empfing ihn in der freundlichsten Weise. Schon der Salon, in dem dies geschah, gab Zeugnis nicht blos von dem Geschmack, sondern auch von der Gesinnung, welche diese edle Frau beseelte. Der Hauptschmuck desselben bestand in einem herrlichen Gemälde: die Findung Mosis von Laroche, ein Pendant zu der Nacht von Correggio, dieser Zierde der Dresdener Gallerie. Es war nach der eigenen Idee der Baronin gemalt. Um es naturgetreu herzustellen, ließ sie das Schilf vom Nil aus Egypten kommen. Nach der ersten Anrede wünschte sie Philippson Glück

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 49, 550; 51, 351.

zur Vollendung des Bibelwerkes, das in prächtigem Einband Platz in ihrem Bücherschranke fand. Da er niemals ein Exemplar seiner Schriften einem der Reichen in Israel zugesandt hatte, so war dies eine ganz spontane Freundlichkeit von ihr, die ihn überaus erfreute, um so mehr als er schon im Jahre 1842 in einer Polemik gegen die „Kölnische Zeitung“ gezwungen war, die Stellung des Hauses Rothschild innerhalb des Judentums offenmütig zu beleuchten.[1])

In Paris lernte er noch kennen: den philosophischen Schriftsteller Professor Adolph Fr[illegible] Mitglied des Instituts, „Franzose durch und durch, berei[illegible] und voll Geist war,“ S. Cahen, der, einer der ersten Mita[illegible]t der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, die „Archiv[illegible]ites“, und S. Bloch, der den „Univers israélite“ redigie[illegible]réhange, den französischen Übersetzer der Gebete der Isr[illegible] den Oberkantor S. Naumbourg und den Dichter Ludwig [illegible]er ihn mit dem Vorlesen seines Dramas „Susanne“ plagt[illegible]on dem er mit dem besten Willen nur sagen konnte, daß es ei[illegible]tudie zu dramatischen Arbeiten sei.

Um sich über die zuk[illegible] Stellung der Juden im türkischen Reiche eine beruhigende [illegible] zu verschaffen, suchte er eine Audienz beim damaligen türkischen Gesandten in Paris, Vely-Pascha, zu erlangen. Es war dies nicht leicht; sie wurde ihm endlich zuteil. „Vely-Pascha“, erzählt Philippson, „war ein untersetzter, kugelrunder Mann mit einem echt türkischen Gesicht, auf welchem eine menschenfreundliche Gesinnung nebst vieler Intelligenz ausgeprägt war. War seine Gestalt nicht imponierend, so wußte er doch durch seine Haltung jene Würde und Vornehmheit, welche dem Orientalen eigen ist, zum Ausdruck zu bringen. Er sprach sehr fließend französisch und korrekter als ich, der nur selten Gelegenheit gehabt, es zu sprechen. Ich hatte mir deshalb eine Ansprache an ihn aufgesetzt und memoriert. Ich bemerkte darin, daß wir Juden recht wohl wüßten, welche gastfreundliche Aufnahme ein Teil unserer Vorfahren von den türkischen Sultanen zu einer

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 49, 551; 51, 351.

kümmert: ih
die Hauptsach
Gestalt: er
sich in seinem
Schart war a
ihn aus und
verschiedensten
dies in seinen
aus dem Orient
läufig unterhalte
Lande, um sich di
ihm die Befähig
Sohns waltete ei
Hausherrn von
Hohenemserin, auc
eifriger Förderer
Ich wohnte einem
der an Inhalt un
Kritiker die Korrektl

Albert Cohn fü
v. Rothschild: der
zurückgekehrt. Die U
kurz und bedeutungsl
bei der Baronin Bett
ihrer Herzlichkeit. Die
Schön der Salon, i
mit dem Geschmack, i
edle Frau beseelte. D
herrlichen Gemälde: die
zu der Nacht von Corr
Es war nach der eig
naturgetreu herzustellen,
kommen. Nach der erst

[1] A. Ztg. d. Jd.

und kräftige, energische Stellen werden bei ihm mit überwältigender Gewalt, mit erschütternder Macht vorgetragen.“ Er verblieb in Straßburg zwei Tage, um auch das dortige Konsistorium für die Erziehung junger jüdischer Türken zu interessieren. Wiederholt besuchte er den Präsidenten desselben, den hochbetagten Louis Ratisbonne, den Gründer des dortigen Siechenhauses, der, wie Achille Ratisbonne, Bankdirektor Hirsch u. a. ihm in freundlichster Weise entgegenkam und ihm bei seinem Abschiedsbesuche im Namen des Konsistoriums einen silbernen Ehrenpokal überreichte.[1])

Ende Mai traf Phil[illegible]ei den Seinigen wieder ein mit dem Vorsatze, gleich n[illegible] Schabuotfeste nach Hamburg zu reisen, um dort für d[illegible]ndische Angelegenheit ein Komité zu Stande zu bringen. [illegible]ng ihm auch alsbald mit Hülfe des Predigers Frankfurter [illegible]s Freundes Haarbleicher, mit dem er bereits achtzehn Jahre [illegible]aftem Briefwechsel stand. Eine Versammlung der hervor[illegible]en Männer der Gemeinde war zwar mit seinem Antrage, [illegible]n Hamburg eine Anzahl jüdischer Knaben aufzunehmen, völ[illegible]erstanden und über die dazu erforderlichen Geldmittel i[illegible]er Zuversicht; als dann aber die Modalitäten der Ausführung beraten werden sollten, geriet man in den heftigsten Streit, den Philippsons und Frankfurters beruhigende Worte nicht beizulegen vermochten. Und worüber? Über die Frage, die alsbald aufgeworfen wurde, in welche Schule die morgenländischen Knaben gebracht werden sollten, ob in die Schule, in welcher die Schüler das Hebräische mit bedecktem, oder in die, in welcher sie es mit unbedecktem Haupte erlernen. Hierüber ereiferte man sich so sehr, daß man sich resultatlos trennte und nicht einmal den beliebten Ausweg einer Kommission einschlug. Philippson sah ein, daß da nichts zu machen sei und reiste ab.

Nach seiner Rückkehr aus Hamburg erhielt er von dem Central-Konsistorium in Paris die offizielle Mittheilung, das dasselbe die obere Leitung des Zivilisationswerkes der Israeliten des Orients mit Freuden übernehme, auch die Beihülfe der Hauptgemeinden

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 18, 407; 51, 366.

ıropas fordern werde. In dem betreffenden Schreiben vom
!. Juni 1854 heißt es:

„Nachdem wir im Prinzipe beschlossen haben, daß das Central=
ınsistorium die obere Leitung des Zivilisationswerkes der Is=
eliten des Orients übernehme, daß es die Initiative in dieser
chtigen Angelegenheit ergreife und die Beihülfe der Hauptgemeinden
ıropas fordere, haben wir im Vereine mit dem Konsistorium von
ıris den Beschluß gefaßt:

„Das Central=Konsistorium, nachdem es beschlossen, sich mit
en Centren der israelitischen Bevölkerung Europas behufs der
ilfe des Unterrichts und der Zivilisation der Juden des Orients,
sbesondere derer von Jerusalem in Verbindung zu setzen, beschließt,
rch eine öffentliche Subskription die nöthigen Mittel aufzubringen,
lche sich nach einer vorgängigen Untersuchung über die Örter
ıtwendig machen werden, und bestimmt schon jetzt, daß die Ein=
hrung junger Orientalen in den Occident eine der ersten ins
erk zu setzenden Maßregeln sein soll.

„Die Untersuchung, von der wir sprechen, ist soeben dem
rrn Albert Cohn anvertraut worden, der sich nach dem Orient
giebt und der uns einen genauen Bericht über das, was er über
ıen so interessanten Gegenstand sammelt, unterbreiten wird.

„Diese Mission darf in nichts der entgegentreten, welche Sie
) gesetzt haben, und wir erwarten mit ebenso großem Vertrauen
s Hoffnung Ihre Mitteilungen über die Weise, auf welche Sie
ıes heilige und philantropische Werk in Ihrer Hingebung an
: geheiligten Interessen unseres Glaubens zum erwünschten Ziele
führen beabsichtigen.

„Empfangen Sie, Herr Rabbiner, den Ausdruck unserer aus=
zeichneten Hochachtung.

Die Mitglieder des Central=Konsistoriums:

S. Ulmann. M. Cerfberr. Ad. Franck. Anspach.
Furtado.[1]) Alph. v. Rothschild.

Ehe noch dieses Schreiben abgeschickt worden war, hatte Albert

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 18, 318.

Cohn, mit Mitteln vom Hause Rothschild reichlich versehen, die Reise nach Palästina angetreten. Der Entschluß war ganz plötzlich gefaßt. Bevor Philippson durch Schrift und Wort die Anregung gegeben, dachte weder das Central-Konsistorium, noch Albert Cohn an eine Mission im Orient! Über Hals und Kopf gründete nun Cohn in Jerusalem, in Jaffa, Smyrna und Konstantinopel Schulen, welche freilich bald wieder eingingen. Die von ihm in Jerusalem ins Leben gerufene Mädchenschule wurde mehrere Jahre später von der Freifrau Lionel von Rothschild neu organisiert; auch die von ihm gegründete Darlehnskasse war nur von kurzer Dauer.[1])

Man kam bald selbst in Frankreich zu der Ueberzeugung, daß Philippsons Plan allein den Juden des Orients Heil gebracht hätte. „Warum thun die Juden Europas, welche heute eine so hervorragende Stelle in der Gesellschaft einnehmen, nicht dasselbe für ihre Glaubensgenossen im Orient, was die Souveräne der Türkei, Egyptens und Persiens für die Zivilisation der Bekenner des Islams gethan haben und noch thun, daß sie jungen israelitischen Orientalen die Mittel bieten, sich in Europa auszubilden?“ fragt noch 1862 ein französischer Schriftsteller.[2]) „Die türkische Regierung würde ein solches Kulturwerk sicherlich mit Freuden unterstützen.“

Erst die im Jahre 1860 gegründete Alliance Israélite Universelle, auf deren Bildung die Bestrebungen Philippsons schwerlich ohne Einfluß blieben, setzte die Errichtung von Schulen im Orient zwanzig Jahre später mit nicht geringen Schwierigkeiten ins Werk und nahm auch die Idee, junge Israeliten aus dem Orient in Europa ausbilden zu lassen, wieder auf.[3])

An Philippson zu bewundern ist der Mut, die Beharrlichkeit und das daraus immer wieder emporlodernde Feuer der Thatkraft: während er für die Juden im Orient wirkte, war sein Blick zu gleicher Zeit nach dem Südwesten Europas gewendet, nach Spanien, dem Schauplatze heftiger politischer Bewegungen.

Spanien, in dem seit der Vertreibung der Juden im Jahre 1492 kein Bekenner des Judentums wohnen durfte, wurde 1854 wieder einmal von inneren Kämpfen heimgesucht.

„Lang' ist schon der Kampf entsponnen,
Und noch lang' nicht Sieg gewonnen,
Zitternd schwankt noch das Geschick:
Denn die aufgeregten Kräfte
Führen noch das Schwert am Hefte,
Mit dem mordbegier'gen Blick.

Wollt des Friedens Zeichen wissen?
Wann sie Siegeswimpel hissen,
Und geheilt der alte Bruch?
Wenn der Jude hier wird landen
Frei zu gastlich heitern Banden,
Dann ist dir gelöst der Fluch!"

Was Philippson in diesen Schlußversen seines Gedichtes „Der Jude in Granada" im Jahre 1841 aussprach, fand dreizehn Jahre später lebhaften Widerhall. Mit den großen politischen Wandelungen hatte auch dort der Liberalismus zeitweilig die Oberhand gewonnen und die Königin Isabella gezwungen, die Cortes für eine neue Konstitution zu berufen. Diese Gelegenheit ließ sich Philippson nicht entgehen, auch in Spanien seine Stimme für Glaubens- und Gewissensfreiheit zu erheben. Er war der erste Jude, überhaupt der erste, der im neunzehnten Jahrhundert Schritte that, den Juden den Eintritt in das ihnen Jahrhunderte lang verschlossene Land zu ermöglichen.[1] Zu diesem Zwecke trat er mit den israelitischen Konsistorien in Bordeaux, Marseille und Bayonne oder St. Esprit in Verbindung; die beiden letzteren erklärten sich bereit, sich der von ihm gegebenen Initiative anzuschließen. Das Konsistorium in St. Esprit schrieb ihm am

[1]) Isid. Loeb, Bericht der Alliance Israélite Universelle, deutsch, Neuzeit, 27, 292.

8. September 1854: „Sicher ist es nicht möglich, vom israelitischen Standpunkte aus ein größeres, ein edleres und mit dem Geiste der Zeit übereinstimmenderes Streben zu unternehmen, und Sie können auf unsere eifrigsten Anstrengungen rechnen, um dahin zu gelangen, jene barbarische Gesetzgebung zum Falle zu bringen, welche, ein Werk der Finsternis und des Hasses, so grausame Leiden unsern Vätern auferlegte und für alle Zeiten die Schande derer bleiben wird, welche sie erwirkt haben.“ Er wandte sich an den Marschall Espartero, Herzog von Vittoria, der an der Spitze der Regierung stan[illegible]richtete an das Ministerium, sowie an die „Konstituiere[illegible]tes der spanischen Nation“ ein ausführliches Memoire[1]), [illegible] er das Gesuch stellte, „in das Grundgesetz Spaniens die [illegible]t der Kulte als eins der Hauptprinzipien aufzunehmen u[illegible]Edikt vom 31. März 1492, durch welches Ferdinand und Is[illegible]e Juden aus Spanien verbannten, aufzuheben.“ „Wohlan! [illegible]nischen Gesetzgeber“, heißt es in diesem Memoire, „die Ih[illegible] der Nation in einem feierlichen Augenblicke gewählt seid, [illegible]neues Staatsgrundgesetz zu geben, an Euch ist es, diesen [illegible]undsatz der neuern Gesellschaft, dieses wesentlichste Prinz[illegible] Humanität: um des Glaubens willen niemand auszuschließen, um seiner Religion willen niemand zu verfolgen, das Land für alle zu öffnen, welche den Gesetzen des Staates genügen wollen, und sie ihren Kultus frei üben zu lassen, auch für Spanien zu sanktionieren; an Euch ist es, besonders das Verbannungsdekret vom 31. März 1492 aufzuheben und dadurch eine alte, aber nicht verjährte Schuld zu sühnen.“

Das Memoire machte in Madrid und anderen Städten Spaniens außergewöhnlichen Eindruck; es wurde von der klerikalen Presse, auch von dem Historiker José Amador de los Rios, dem den Juden nicht gerade geneigten Verfasser einer „Geschichte der

---

[1]) Das Memoire erschien A. Ztg. d. Jdts. 18, 490 ff. und spanisch unter dem Titel: A las Cortes constituyentes de la Nacion Española (Berlin 1854);

Juden in Spanien und Portugal" heftig bekämpft,[1]) von den liberalen Journalen aber freudig begrüßt und zum Gegenstand eingehender Besprechung gemacht. Die Cortes überwiesen die Petition beziehungsweise das Memoire, das Philippson jedem einzelnen Mitgliede derselben zugehen ließ, einer Kommission zur Prüfung und Begutachtung; diese beantragte: „daß kein Spanier und kein Ausländer wegen seines Glaubens irgendwie belästigt werde, falls er nicht öffentlich durch seine Handlung die Religion beleidige." Indeß währte die liberale Strömung nicht lange. Man beschritt zuerst den Weg der Intrigue und verbreitete das Gerücht, funfzigtausend deutsche Juden hätten sich vereinigt, sich sofort in Spanien niederzulassen und allen Handel an sich zu reißen. Dadurch entstand eine Panik unter den spanischen Kaufleuten und Krämern. Diese stachelten die Geistlichen auf, gegen die zu bewilligende Religionsfreiheit entschieden aufzutreten; alle reaktionären Elemente schlossen sich ihnen an. Die Königin erklärte, niemals ein Gesetz unterzeichnen zu wollen, das die Alleinherrschaft der katholischen Kirche beeinträchtigen könnte. Die Verhandlungen in den Cortes begannen. Ein Amendement, das für Nichtspanier völlige Kultusfreiheit beantragte, ebenso ein Antrag Degollados auf freie Ausübung eines andern als des römisch-katholischen Gottesdienstes in allen Städten des Reiches, welche mehr als siebzigtausend Einwohner zählen, und in den Kolonien wurde mit 132 gegen 115, beziehungsweise mit 124 gegen 96 Stimmen abgelehnt. Nach langen Debatten wurde endlich in der Nacht vom 28. Februar 1855 der Artikel 2 der neuen Verfassung in einer Form votiert, welche die katholische Kirche als alleinige Staatsreligion bestätigte, jedoch mit dem Zusatze: „Allein kein Spanier oder Ausländer wird wegen seiner religiösen Meinung oder seines Glaubens verfolgt werden, so lange er sie nicht durch religionswidrige öffentliche Handlungen kundgiebt."

Mehr als das war bei dem klerikalen Geiste, der in Spanien herrschte, nicht zu erlangen. Der Anfang zur Gewissensfreiheit

---

[1]) Revista de Ambos Mundos III, 189; J. A. de los Rios, Historia de los Judios de España y Portugal (Madrid 1876), III, 561 f.

war gemacht. Den Juden wurde gestattet, sich in Spanien niederzulassen und Geschäfte zu betreiben; auch in kommerzieller Beziehung genossen sie vollständige Freiheit. Im Jahre 1867 wurde Philippson von einem hochgestellten Spanier selbst angegangen, sich neuerdings mit einem Gesuche an die Cortes zu wenden; ein Beweis, daß sein erstes Auftreten nicht in Vergessenheit geraten war.

Das Edikt vom 31. März 1492 ist noch heute nicht aufgehoben.

Das von Philippson geweckte Interesse für die jüdisch-orientalische Frage und den Wiedereintritt der Juden in Spanien gab sich in vielfachen Anerkennungen für sein eifervolles Streben kund. Mehrere Gemeinden in Deutschland beehrten ihn mit Adressen. Aus Jerusalem erhielt er einen aus einem Marmorstein von der Trümmerstätte des Heiligtums kunstvoll gearbeiteten Pokal mit einer Widmung und den Ansichten von der Höhle Machpelah. Seine italienischen Glaubensgenossen fühlten sich veranlaßt, ihm eine eigens zu diesem Zwecke geprägte große goldene Medaille mit der Widmung:

A Ludwig Philippson
Che il potente ingegno
A rivendiscare
I diritti dei fratelli
Consacra
Gli Israeliti Italiani
1855.

und eine Adresse in französischer Sprache zu übersenden. Dieselbe

ihr gewidmet, die Sie außerdem für den israelitischen Orient und für Spanien so viel Beredsamkeit, Geist und Herz entfaltet haben.

Das israelitische Italien, gerührt von den Wohlthaten, welche man über seine Brüder verbreitet, bietet Ihnen ein Zeugniß der Bewunderung, der Dankbarkeit und der religiösen Brüderlichkeit in dieser Medaille dar, welche Ihnen die Wünsche seiner berühmtesten Gemeinden und Familien ausdrückt.

Das, Herr Rabbiner, sind die Gefühle, welche wir Ihnen auszusprechen beauftragt sind, ebenso wie die Versicherung der tiefen Achtung, mit welcher wir die Ehre haben zu sein u. s. w.

Vercelli, Piemont, den 30. August 1855.

Prof. Giuseppi Levi, Prof. E. Pontremoli,
Directoren des „Educatore Israelita".
Pellegrino di G. Padoa aus Cento, Romagna.
Advokat Prospero d'Ancona aus Florenz.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Rußland.

Mit dem unerwartet eingetretenen Tode des Kaisers Nikolaus nd der Thronbesteigung Alexander II. schöpften auch die Juden n Zarenreiche, besonders diejenigen, welche die Provinzen des ehealigen Königreichs Polen bewohnten und in den wichtigsten ebensmomenten der drückendsten Ausnahmsstellung unterworfen aren, neue Hoffnung. So wie seit dem Tode des menschenfreundchen Alexander I. die Verhältnisse der russisch-polnischen Juden ch außerordentlich verschlimmert hatten und dieses um so fühlbarer, ls auch in diesen unmenschlich Gequälten das Licht der Kultur nd Gesittung vielfachen Eingang gefunden hatte, so war allgemein ie Hoffnung erwacht, daß das kaiserliche Wort Alexander II. in inem ersten Manifeste „Gerechtigkeit für Alle!" auch seinen zahl-

reichen jüdischen Unterthanen zu Gute kommen und eine bessere Stellung anbahnen werde. Man war auch in Rußland zu der Erkenntnis gelangt, daß auf allen Gebieten des Volks- und Staatslebens Reformen dringend notwendig seien. Es kam daher darauf an, unter diesen günstigen Umständen die allgemeine Aufmerksamkeit auch auf die Zustände der russischen Juden zu lenken und für ihre entsetzliche Lage die Augen der maßgebenden russischen Kreise zu öffnen, um sie möglichst zu einem europäischen Interesse zu erheben.

Von diesem Gesichts[illegible]usgehend, verfaßte Philippson, unermüdlich in seinen Be[illegible] für die Verbesserung der Lage seiner Glaubensgenossen, [illegible]oire, in dem er die sämtlichen Ausnahmsgesetze, unter de[illegible] russisch-polnischen Juden schmachteten, zusammenstellte und [illegible]rigen, ja verheerenden Wirkungen veranschaulichte. Da er i[illegible]rung gebracht hatte, daß Kaiser Alexander II. die „Indé[illegible]e belge“, damals eines der angesehensten und verbreitet[illegible]nale, lese, so faßte er den Entschluß, durch persönliches [illegible]den bei der Redaktion die Aufnahme des Memoires zu [illegible]n. Im Mai 1856 reiste er in Begleitung seiner Frau n[illegible]üssel, wo er bei dem ihm befreundeten Oberrabbiner Löb die gastlichste Aufnahme fand und mit Hülfe Lassens und des Bankiers Oppenheim sehr bald seinen Zweck erreichte. Das Memoire, das eine Menge von Thatsachen enthielt, welche noch nicht ans Licht getreten oder bis dahin nur unvollkommen bekannt geworden waren, erschien den 15. Juli 1856 in der „Indépendance belge“[1] und dann bald auch in der „Times“, der „Augsburger Allgemeinen“, der „Kölnischen Zeitung“ und in vielen anderen Blättern. Auf diese Weise war dem Schriftstück eine allgemeine Verbreitung gegeben und eine weitgehende Wirkung ermöglicht. Der Erfolg blieb nicht aus. In dem Manifeste, welches der Kaiser bei seiner Krönung erließ, wurde auch der Juden wohlwollend gedacht. Die Juden wurden von sämtlichen Ausnahmsgesetzen bei der Rekrutierung befreit und in dieser Beziehung fortan

---

[1]) Das Memoriale, s. A. Ztg. d. Jdts. 20, 416 ff.

der Christen gleich behandelt. Der Staatsdienst wurde ihnen eröffnet, zunächst den Ärzten, welche sowie als Militärärzte und Kreisphysici Anstellungen erhielten. Sodann wurde den jüdischen Kaufleuten erster Gilde und, freilich unter erschwerten Bedingungen, den jüdischen Handwerkern die Niederlassung im Innern Rußlands gewährt, den Juden überhaupt der Aufenthalt und die Ansiedelung in ganz Sibirien gestattet. Noch andere Erleichterungen, namentlich Reformen im Unterrichtswesen wurden getroffen. Kaiser Alexander bewährte sich auch hier als einsichtsvoller, hochherziger Regent.[1]

Die russischen Juden, welche Philippson sein erfolgreiches Eintreten für sie hoch anrechneten und ihm dafür eine dankbare Erinnerung stets bewahrten,[2] träumten schon von völliger Gleichstellung. Kaum waren jedoch zehn Jahre verflossen, so trat eine traurige Wendung in ihren Verhältnissen abermals ein.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Edgar Mortara.

„Ein barbarisches und grausames Ereignis hat sich vor einigen Wochen bei einem unserer Glaubensgenossen in Bologna zugetragen," so beginnt ein Rundschreiben der israelitischen Gemeinden im Königreiche Sardinien, das unterm 23. August 1858 aus Turin an Philippson gerichtet wurde. M. Mortara, einem rechtschaffenen Familienvater, war zwei Monate früher sein sechsjähriges Kind, ein Knabe, unter dem Vorwande, daß dasselbe im Alter von vier Jahren während einer Krankheit von einer christlichen funfzehnjährigen Magd getauft worden sei, gewaltsam genommen und nach Rom gebracht worden. Alles Bitten und Flehen der unglücklichen Eltern, ihr Kind wieder zu erlan[illegible] mühungen bei den Behörden [illegible]

1) [illegible]
2) [illegible]

die Vorstände der sardinischen Gemeinden an das israelitische Central-Konsistorium in Paris und an die Vertreter der englischen Juden in London mit der Bitte, bei ihren Regierungen Schritte zu thun, daß weder im Kirchenstaate noch anderswo die Ruhe und der Frieden israelitischer Familien im Namen der Religion gestört werde.

Sobald Philippson dieses Rundschreiben erhielt, richtete er im Auftrage und mit der Namensunterschrift von sechsundachtzig deutschen Rabbinern[1]) an den Papst Pius IX. in französischer Sprache eine Vorstellung, in [illegible]ter anderm heißt: „Das Gedächtnis Israels ist dauernd. U[illegible] [illegible]hichte bewahrt uns die Namen vieler Päpste, welche allen [illegible]hätigkeiten gegen die Söhne Israels mit ihrer höchsten [illegible]it entgegentraten. Wir segnen noch heute das Andenken [illegible] I., der laut erklärte, „daß eine Bekehrung, die nicht mit[illegible] heiligen Schrift erreicht werden kann, nichts Verdienstliches [illegible]nd der dem Bischof von Terracina schrieb: „Diejenigen, wel[illegible] [illegible]ristlichen Religion nicht zugethan sind, müssen durch Sanft[illegible] [illegible]hlwollen, Ermahnung und Überzeugung zur Einheit des [illegible]s geleitet werden.“ So rühmen wir das Gute, das Pius I[illegible], [illegible]xtus V. und andere unseren Vätern in ihren Staaten und vielen Teilen der Erde erwiesen haben. . . . Die ganze Welt harret auf Ew. Heiligkeit Ausspruch. Freunde und Feinde der großen katholischen Kirche sind gespannt auf die Entscheidung Pius IX. Eine Erklärung aus Ihrem erlauchten Munde, das Ew. Heiligkeit gleich Ihrem gesegneten Vor-

[1]) Die Rabbiner, welche Philippson zur Abfassung und Absendung der Vorstellung beauftragten, sind folgende: Die Oberrabbiner Auerbach in Bonn, Bodenheimer in Crefeld, Kahn in Trier, Kirchenrat Maier in Stuttgart, die Landrabbiner Adler in Cassel, Dreifus in Meiningen, Hamburger in Emden, Herxheimer in Bernburg, Herzfeld in Braunschweig, Heilbut in Geestemünde, Landsberg in Hildesheim, ferner die Rabbiner Aub in Mainz, Aub in München, Arnheim in Glogau, Ben Israel in Coblenz, Formstecher in Offenbach, Hamburger in Neustadt, Levi in Gießen, Joel in Schwersenz, Lazarus in Prenzlau, Meisel in Stettin, Mayer in Hechingen, Präger in Mannheim, Schwarz in Köln, Schott in Bühl, Stein in Danzig, Wiener in Oppeln, Willstätter in [illegible]

fahren Gregor I. jede Taufe, die durch Zwang oder in Heimlichkeit vollbracht wird, nicht billigen, sondern verwerfen und untersagen, würde den zagenden Israeliten die Ruhe, würde der Welt ein mächtiges Zeugnis, würde der Gerechtigkeit und Liebe, dem Frieden und der Menschlichkeit neue Kraft und Stärke geben." [1])

Diese Vorstellung, von der eine Abschrift mit einem Begleitschreiben an den Kardinal Antonelli gesandt wurde, gelangte durch Vermittelung des preußischen Gesandten am römischen Hofe an den Papst.

Die Angelegenheit beschäftigte bald die ganze zivilisierte Welt und war ein politisches Ereignis geworden. Die Großmächte waren entrüstet, die gesamte europäische liberale Presse war in Alarm. Das französische Central-Konsistorium sandte eine Adresse an Louis Napoleon, um seine Intervention zu Gunsten der Opfer einer Verletzung des Gewissens und Familienrechts zu erbitten; die Bemühungen des französischen Gesandten blieben fruchtlos. Im Dezember beschlossen die Vertreter der englischen Juden eine direkte Verwendung bei dem Papste. Sir Moses Montefiore wurde mit der Mission betraut; er unternahm mit Gefolge die Reise nach Rom: Pius IX. empfing ihn nicht. Alle Versuche, selbst die Schritte seitens der europäischen Diplomaten waren ohne Erfolg. Die päpstliche Regierung berief sich nicht blos darauf, das jeder Getaufte dem Papste gehöre, sondern auch darauf, daß die Eltern Mortaras durch Annahme einer christlichen Dienstmagd die Staatsgesetze verletzt und dadurch die Ansprüche auf ihr Kind verwirkt hätten. Die päpstliche Regierung hatte die Macht: Edgar Mortara blieb Christ und wurde in einem Kloster erzogen.

Es dauerte nicht lange, so bedauerte der Papst, daß er es so weit hatte kommen lassen. Bald war Bologna nicht mehr unter päpstlicher Botmäßigkeit: ein Jahr später, an demselben Tage, an dem Philippson das Gesuch an den Papst abgesandt hatte, hörte in der Romagna die päpstliche Regierung auf.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 22, 588 f.

Wie verhängnisvoll die Mortara-Angelegenheit für Pius IX. geworden, das erkannte er selbst noch neun Jahre später. Als er nämlich im Jahre 1867 am Jahrestage seiner wunderbaren Errettung unter den Gratulanten auch die Zöglinge des Seminars im St. Agneskloster empfing, da redete er den jungen Mortara, der zum Geistlichen ausgebildet wurde, mit den Worten an: „Mein teurer Sohn! Du bist mir sehr wert, denn ich habe Dich um einen hohen Preis für Jesus Christus erworben. Dein Lösegeld war gar groß. Deinetwegen erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen mich und den heiligen apostolischen Stuhl. Regierungen und Völker, Potentaten und Journalisten — denn auch diese zählen unter die Mächtigen unserer Zeit — erklärten mir den Krieg. Könige stellten sich an die Spitze des Heeresbannes und ließen mich durch ihre Minister mit diplomatischen Noten bestürmen. Alles das Deinetwegen, mein Sohn. — Ganz besonders bediente man sich der Anklage zum Vorwande der Feindseligkeit, daß gegen Deine Eltern eine große Ungerechtigkeit verübt worden sei, indem man Dich im Christentum neu geboren werden und Dich an den Lehren teilnehmen ließ, die Du aus Gottes Gnade empfangen. Mich aber bemitleidet niemand. Völker und Regierungen schweigen in dem Augenblicke, wo ich laut meine Klage erhebe. Niemand rührt sich, um dem bedrängten Vater und seinen Kindern zu Hülfe zu kommen."

Das war nach neun Jahren die Antwort des Papstes an die deutschen Rabbiner, welche damals nicht erfolgte. Damals erhoben *sie* einen Notschrei — nach neun Jahren erhob den Notschrei der Papst. Für die Rabbiner galt es nur *ein* Kind — für den Papst, wie er selbst sagt, hunderttausende. Die Juden hatten sich nur über Pius IX. zu beklagen, denn die Völker und Fürsten traten für sie ein — der Papst hatte sich nicht über die Juden zu beklagen, denn sie haben ihm wirklich nichts ge-

Edgar Mortara studierte Theologie und Philologie
Vollendung seiner Studien wurde er Missionsprediger i
und Lyon, dann in Spanien.

Funfzigstes Kapitel.

Das Institut zur Förderung der israelitischen Litterat

Die geistige Vereinigung der Juden aller Länder, we
leitende Moment Philippsons bei allen seinen Bestrebung
bewog ihn auch zur Gründung des Instituts zur Förder
israelitischen Litteratur. Den Gedanken, einen Litteraturve
Leben zu rufen, hatte er schon im Mai 1843 gefaßt. Die S
waren entworfen und veröffentlicht; Gabriel Riesser, Alber
einige Rabbiner, mehrere Lehrer und etwa zweihundert
personen hatten ihren Beitritt erklärt, aber „die Eifersücht
Zerfahrenheit der jüdischen Gelehrten ließ es nicht zu, si
Kindes anzunehmen, das eines Andern Vater war.“[1] Zu
des Jahres 1854 nahm er den Plan von neuem auf, d
mit besserm Erfolge. Für den geringen Jahresbeitrag v
Thaler sollte jedem Abonnenten ein Exemplar herauszu
Schriften, welche auf Juden und Judentum Bezug haben,
lehrenden, teils unterhaltenden Inhalts, geliefert, und so die M
keit geboten werden, viele und größere Werke verschiedener
gegen angemessenes Honorar zum Druck zu befördern u
sofort einen großen Leserkreis zu schaffen. Der Gedanke,
ihn dabei beseelte, war, in der gebildeten Masse das fast
storbene Interesse für die jüdische Litteratur zu wecken
stärken, die Kenntnis der jüdischen Geschichte und des
Lebens, die Liebe und Anhänglichkeit für die Religion des
tums und die Geschicke des jüdischen Stammes anzufeuer
haupt das intellektuelle, religiöse und sittliche Wesen zu he

---

[1] A. Ztg. d. Jdts. 7, 334 ff.

Am 12. Februar 1854 erließ Philippson in der „Zeitung des Judentums“ die „Aufforderung an alle deutsch-lesenden Israeliten zur Gründung der israelitischen Litteraturgesellschaft“,[1]) welche er in mehreren tausend Exemplaren auch besonders versandte, und bereits bis zum 1. Mai war die Zahl der Abonnenten auf funfzehnhundert gestiegen. Die Gründung des Instituts war gesichert. Die unermüdliche Schaffenskraft Philippsons, seine Begabung und sein ausgebildeter Sinn für das Praktische, seine organisatorische Umsicht und seine Konnexionen mit den größeren und kleineren jüdischen Gemeinden waren [illegible] Stande, den Grund zu diesem Institute zu legen, es aus[illegible] und zu erhalten. Zur Leitung des Unternehmens, bei der [illegible]ahl und Prüfung der einlaufenden Manuscripte von der [illegible] Bedeutung war, verband er sich mit zwei namhaften Gelehrt[illegible]em Historiker J. M. Jost und dem vielseitigen Adolf Jellinek, [illegible] Prediger in Leipzig, welcher auch die Überwachung des Dru[illegible] zu liefernden Schriften übernahm, als dieser dann einem R[illegible] Prediger nach Wien folgte, mit dessen Nachfolger A. M. [illegible]idt und nach dem Tode Josts mit dem durch ein größer[illegible]risches Werk, sowie durch andere gelehrte Arbeiten bekannte[illegible] [illegible]erzfeld in Braunschweig.

Das Institut fand Anklang. Schon im ersten Jahre seines Bestehens hatte es über 2500, im zweiten 3000 Mitglieder; ihre Zahl stieg bis auf nahezu 4000, die allen Herren Ländern angehörten. Und dabei fand in den meisten größeren Gemeinden eine geringfügige Beteiligung statt, weil sich die Führer derselben jeder Beförderung entzogen. Daß es einem solchen, noch dazu von Philippson gegründeten Institute nicht an Gegnern und Anfeindungen fehlte, ist wohl selbstverständlich. Österreich blieb ihm in den ersten Jahren des Bestehens verschlossen; die von ihm herausgegebenen Werke waren als staatsgefährlich denunciert. Die Rabbiner entbehrten in ihrer Mehrzahl des Gemeingeistes; Bestrebungen, namentlich litterarische, welche nicht von ihnen oder ihren Freunden ausgingen, wurden von ihnen nicht gefördert. Es gab Rabbiner und

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 19, 87 ff.

Gelehrte, welche in ihrer Herrschsucht und ihrem grenzenlosen Hochmut es nicht verwinden konnten, daß ein Verein zur Verbreitung der Litteratur von einem andern ins Leben gerufen wurde. Auch Geiger „ging mit dem Gedanken um“, einen solchen Verein zu gründen; er hatte Moritz Steinschneider in Berlin, der damals den Katalog der Bodlejana bearbeitete, bereits ersucht, „Schritte bei den dortigen jüdischen Gelehrten zu thun“; aber von Berlin aus geschah nichts. Es schien Geiger, wie er Luzzatto in Padua den 7. März 1851 schrieb, „als hätten die Herren alle keine Frische und hätten blos ihr Vergnügen daran, in verdrießlicher Zurückgezogenheit mit der Welt zu schmollen, aber nicht etwas frisch und lebenswarm zu ergreifen“.[1]) Geiger fehlte das organisatorische Talent, das Philippson in so hohem Maße eigen war; er mußte es mit ansehen, daß dieser das Institut „auf eigene Faust“ gründete. Als dann der Breslauer Agent wegen seines Beitritts zu ihm kam, lehnte er denselben ab, und der erste, der dem Institute eine Schrift übergab, war — Geiger. Er schickte, wie es in seinem Briefe an Luzzatto vom 11. Juni 1856 heißt, „Jellinek das Manuscript und bald kam von ihm und Philippson die Nachricht, der Litteratur-Verein werde das Schriftchen herausgeben. Warum soll man nicht benutzen, was einmal da ist und dahin wirken, daß gute Bücher herauskommen?“ Den „Gabirol“ lehnte er vorläufig noch ab, einige Jahre später aber ließ er sich ganz gern herbei, auch dieses Schriftchen dem Institute zu übergeben.[2])

Das Institut erfuhr viele offene und versteckte Angriffe in verschiedenen Journalen und politischen Blättern; Mißgunst, Scheelsucht, persönlicher Groll und verletzte Eitelkeit hatten dabei die Hand im Spiel. Diejenigen welche die jüdische Wissenschaft als ihre Domäne betrachteten, diejenigen, denen ein eingereichtes Manuscript als unannehmbar zurückgeschickt werden mußte, thaten alles Mögliche, das Institut in Mißkredit zu bringen: alle aber richteten ihre giftigen Pfeile gegen Philippson. Sie redeten es sich ein oder

---

[1]) Geiger, Nachgelassene Schriften V, 212.

[2]) Das. V, 217, 257.

waren der irrigen Ansicht, daß er allein alles selbständig erledige. In der That faßten aber die Leiter des Instituts nie einen Beschluß anders als in vollständigem Übereinkommen; viele Briefe und eingehende Referate über eingereichte Manuscripte, besonders von Jost und Herzfeld, welche sich in dem Nachlasse Philippsons befanden, beweisen dies zur Genüge. „Durch das Institut, das Philippson ins Leben rief und an dessen Spitze ich im Verein mit ihm und dem sel. Dr. Jost in den ersten Jahren stand," schreibt Jellinek einige Jahre vor seinem [illegible]n, „war ich mehrere Jahre mit ihm in lebhaftem Verkehr [illegible] kann ihm das Zeugnis geben, daß er nicht eigensinnig, rec[illegible]h und trotzig auf seiner Meinung beharrte, vielmehr nachgiebi[illegible]nkommend und mild gesinnt war, daß er, der Ältere, die An[illegible]es Jüngern, der berühmte Mann die Meinungen eines Auffti[illegible] nicht kurzweg zurückwies, sondern sie acceptierte, sobald er ü[illegible] war, daß sie dem Institute zum Wohle gereichen, und er [illegible]t zu überzeugen, da er stets die Sache und deren Förderu[illegible] Augen hatte."[1]) Mehrere seiner verbissenen Gegner waren [illegible] genug, ihn des Eigennutzes und der Sonderinteressen bei [illegible]nstitute zu verdächtigen. Von Menschen, welche bei Allem [illegible] Privatinteressen verfolgen und dem Idealen himmelweit fernstehen, darf das nicht wunder nehmen. Philippson war bei seiner umfassenden litterarischen Thätigkeit auch vor dem Inslebentreten des Instituts nie um eine Verlagshandlung verlegen. Dem Institute überließ er seine litterarischen Produkte, namentlich seine belletristischen Arbeiten, weil, wie Jellinek versichert, von anderen Autoren keine brauchbaren zu erlangen waren und weil er von den Mitleitern dazu gedrängt wurde. Aber auch seine vom Institute herausgegebenen Schriften erschienen noch besonders in neuer, oft auch in zweiter und dritter Auflage. Man höre, wie Jellinek sich über seine Selbstlosigkeit ausspricht! „Philippson war sehr bescheiden in seinen materiellen Ansprüchen. Für seine großen Mühen und Anstrengungen in der geschäftlichen Leitung des Instituts, die er fast ganz allein besorgte, beanspruchte er ein verhältnismäßig

ehr geringes Honorar und für seine litterarischen Beiträge so wenig, aß es erst durch meine eigenste Initiative erhöht wurde, wenn auch :icht sehr bedeutend; und er gab meinem Antrage erst nach vielem Zureden nach, da er in seiner Scheu vor Mißdeutungen befürchtete, ıan würde selbst dieses verhältnismäßig geringe Honorar in einer Weise beurteilen, daß es dem Institute nachteilig sein könnte."[1])

Es gehörte die seltene Ausdauer und Gemütsruhe Philippsons azu, bei allen Anfeindungen und Verdächtigungen, welche gegen as Institut, seine Einrichtung und seine Leistungen, sowie gegen hn selbst ins Feld geführt wurden, nicht zu ermüden und seinen Weg unbeirrt fortzusetzen. Die Aufgabe war allerdings keine leichte nd mit vielen Widerwärtigkeiten und Plackereien verbunden. Hatte och das Institut den verschiedenartigsten Wünschen und Bedürfissen von mehreren tausend Mitgliedern zu entsprechen! Nicht lle herausgegebenen Schriften waren Allen zur Lektüre geeignet. Den Gelehrten war manches gleichgiltig, was für das große Publikum nziehend, während diesem vieles unbrauchbar schien, was den kleinen Kreis der Gelehrten interessierte. Bei dem Umfange der Schriften, velche den Mitgliedern alljährlich geboten wurden, waren Mißgriffe icht zu vermeiden. Zu Werken von bleibendem Werte gesellte sich uch Mittelmäßiges. Manches wurde angeregt, was zur Zeit unusführbar war, so eine „Real-Encyklopädie oder ein Konversationsexikon des Judentums", über deren Herausgabe Philippson schon 837 Verhandlungen angeknüpft hatte. Dann traten 1844 David Cassel und Moritz Steinschneider mit einem gleichen Plane auf. 857 faßte das Institut den Beschluß, eine solche Real-Encyklopädie ı bearbeiten und bandweise erscheinen zu lassen. Gegen vierzig Gelehrte hatten ihre Mitarbeiterschaft zugesagt. A. Geiger und R. A. Levy, L. Herzfeld und L. Saalschütz, H. Graetz und E. Carmoly, R. Wiener und G. Wolf, B. Beer, M. Isler, Leopold Löw, Dav. Cassel, S. Wessely, u. a. Jost hatte bereits ein Register der zu bearbeitenden Artikel zusammengestellt, das von Jellinek und Philippson ergänzt vorden war, und letzterer einen ausführlichen Plan über Tendenz,

[1]) Neuzeit 8, Nr. 10.

Diktion und Umfang des ganzen Werkes entworfen. Register und Plan blieben ungedruckt; die ganze Encyklopädie mußte aus verschiedenen, sehr triftigen Gründen aufgegeben werden.

Das Institut hat das Ziel, das es anstrebte, erreicht und durch die Reihe guter Werke, welche es veröffentlichte, durch die Fülle des Wissens, das es verbreitete, sowie durch die Unterstützung, welche es Gelehrten und deren Schriften gewährte, reichen Segen gestiftet. Es hat ein Publikum für die Litteratur geschaffen und wenn auch nicht lauter Meisterwerke an Inhalt und Form, so doch immerhin Werke herausgegeben, wel[illegible]dische Bewußtsein kräftigten, die Einsicht in die Entwickel[illegible] Judentums popularisierten, die Kenntnis der Geschichte d[illegible] und des Judentums nach verschiedenen Richtungen w[illegible] förderten und manche gelehrte Forschung einem größer[illegible]kum zugänglich machten. Nach achtzehnjährigem Bestande [illegible] seine Thätigkeit ein. Der Kreis derjenigen, welche sich für [illegible]he Litteratur interessierten, wurde immer kleiner; viele Mit[illegible]ubten, nun schon Bücher genug zu besitzen. Das Institu[illegible] indeß geschlossen nicht sowohl wegen Mangels an Mitgl[illegible] — trotz aller Machinationen waren ihm fünfzehnhundert noch [illegible]en Jahre treu geblieben — sondern wegen der wachsenden Unfruchtbarkeit seitens der jüdischen Autoren; es fehlte an anziehenden populär-wissenschaftlichen und belletristischen Arbeiten. „Gelehrte Abhandlungen lagen in Masse vor. Doch hätten diese in den Händen des großen Publikums nur als Makulatur gegolten."

Daß das Institut aufhörte, wurde von vielen [illegible] und in Zuschriften an dessen Gründer ausgedrückt. [illegible] schrieb ihm den 5. Juni 1874: „Das Schmerzliche [illegible] in der traurigen Erfahrung, daß die be[illegible] systematische Machinationen und Intrigen [illegible] und daß letztere aus Kreisen kommen [illegible] es aber nicht überwinden [illegible] nicht ihre Firma trägt. [illegible] ihm gebührende Anerkennung [illegible] [illegible]rt werden können. Die [illegible]

viel Tröstliches, legt mir aber gleichzeitig die angenehme Pflicht auf, Ihnen, geehrtester Herr Kollege, als der Seele des Instituts, für all die Mühe und Hingebung, welche Sie der Leitung desselben gewidmet, recht herzlich und aufrichtig zu danken. Bei einem Rückblick auf unsere gemeinsame vieljährige Thätigkeit freut mich der Gedanke, daß in Rücksicht auf unser Institut keinerlei Verstimmung jemals unter uns das Einvernehmen getrübt hat."

Wenige Monate nachdem das Aufhören des Instituts bekannt gemacht worden war, nahmen einige der ältesten Schüler von Graetz, von dessen „Geschichte der Juden" sieben umfangreiche Bände im Institute erschienen waren, und der, weil dasselbe den letzten Band seines Geschichtswerkes zurückweisen mußte, dann zu dessen eifervollsten Gegnern gehörte, es sich heraus, sich als dessen unmittelbare Rechtsnachfolger zu betrachten und es fortzuführen. Die „Litteratur-Verein" gab in zwei Jahren die ersten beiden T… der Graetzschen Geschichte heraus und ging dann wieder ein. … dem Muster des Instituts entstanden mehrere Gesellschaften … licher Art, welche sich bald wieder auflösten oder ein küm… Dasein fristeten.

Einundfunfzigstes Kap…

Reise nach Oberitalien. Aus…

Wien wohnhaft und in der Zeit des Konkordats bei dem österreichischen Kultusminister Grafen Thun von Einfluß war,[1]) hatte nämlich Philippson als Revolutionär denunziert und die Schriften des Instituts als für Staat und Religion Gefahr drohend verdächtigt. Einige Lehrer in Böhmen und Galizien, bei welchen wegen des Besitzes der Institutsschriften Hausdurchsuchungen angestellt und welche von den Behörden in jeder Weise chikaniert worden waren, wandten sich an G. Wolf mit der Bitte, sich beim Ministerium des Innern, von dem der Er[illegible] die Institutsschriften ergangen war, zu verwenden. Wolf [illegible] sich zu dem Referenten in dieser Angelegenheit, dem Mini[illegible] Bernhard v. Mayer, der, ein Schweizer, ein Ultramonta[illegible] reinsten Wasser war; er stellte ihm vor, daß Adolf Jelli[illegible] Prediger der Wiener Gemeinde, mehrere Jahre einer der [illegible] des verdächtigten Instituts war und daß der Chef des P[illegible]us gegen die Schriften desselben bisher nichts einzuwenden [illegible] Der Referent meinte, die Sache sei gar nicht so schlimm u[illegible]n. Erst später erfuhr Wolf den wahren Sachverhalt. Der [illegible]er obersten Polizeibehörde, Feldmarschall-Lieutenant v. Ke[illegible]ar nämlich insinuiert worden, daß Philippson sich als Emissä[illegible] Revolutionspartei verwenden lasse. In Übereinstimmung mit dem Polizeichef erließ dann auch der Minister des Innern, Freiherr v. Bach, an die Statthalter die Weisung, jeder wie immer gearteten Verbindung Philippsons mit dem Inlande, somit auch der Teilnahme an der von ihm gegründeten Litteraturgesellschaft entgegenzutreten. Dieselben sollten die Verfügung erlassen, Philippson, falls er an der österreichischen Grenze erscheine, den Eintritt in das österreichische Gebiet nicht zu gestatten.[2])

Die Folgen dieser Maßregelung sollte er bald erfahren.

Im Herbste des Jahres 1858 entschloß er sich nämlich nach einer beendeten Badekur, teils zur Erholung, teils zur Befriedigung

[1]) Über Deutsch, s. G. Wolf, Beitrag zur Geschichte der jüd. Tartüffe

eines langgehegten Verlangens, in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Oberitalien zu machen. Er befuhr und zwar schon zum fünften male den Vierwaldstätter See, reiste dann mit der Post durch das Reußthal über den Gebirgspaß nach Airolo, von da nach Faido, fuhr den andern Tag den Lago Maggiore hinab nach Isola Bella, schräg über den See nach Luino, wo das Reisegepäck durchsucht, im Polizeigebäude die Zeit der Ankunft im Paß genau verzeichnet wurde, und gelangte über Como nach Mailand.

Philippson war auf Erholungsreisen kein Freund von großen Städten. Die engen Straßen, die hohen Häuser, die drückende Atmosphäre, die ermüdenden Gänge beängstigten ihn; das Gewühl der Menschen war ihm fatal; er atmete erst wieder frei auf, wenn er die letzten Häuser der Vorstädte hinter sich hatte. Er wäre auch dieses mal lieber am Luganer und Comer See geblieben und hätte die ihm kurz zugemessene Zeit gern in diesem Paradiese zugebracht; aber dem dringenden Wunsche seiner teuren Gefährtin, Mailand zu sehen, mochte er nicht widerstehen. „Nicht gern," gesteht er selbst, „denn Kunstschätze vermag ich wegen der Schwäche meiner Augen nicht mehr zu genießen und habe dann nur das Leidwesen, an die glücklichen Momente früherer Zeit erinnert zu werden, in denen ich aus ihrer Betrachtung in den bedeutendsten Museen des Kontinents ein eifriges Studium machte."

Mittags langte er mit seiner Gattin in Mailand an; den andern Nachmittag wollten sie wieder abreisen. Sie besichtigten alsbald die Stadt, welche von einem großen Korps österreichischen Militärs besetzt und durch das außerordentlich starke Fort befestigt war.

Als sie am andern Morgen, nachdem bereits alles zur Abreise vorbereitet war, in ihrem Hotel das Frühstück einnehmen wollten, führte der Wirt einen Mann ein, der Philippson den mündlichen Befehl brachte, sofort auf der Polizeidirektion zu erscheinen. Es war das der Bote der k. k. Polizeidirektion, ein großer, hagerer Mann mit tiefliegenden, blitzenden Augen, tückischem Munde und dunkelbraunem Teint; er hatte das Aussehen eines echten Spions. „Ich fragte," erzählt Philippson, „warum ich dort erscheinen sollte."

„Das wisse er nicht," antwortete er, „nur sollte ich rasch machen und sofort hinkommen." „Ob ich meinen Paß mitnehmen solle?" „Ja diesen, gerade diesen." „Ich stand auf und machte mich zum Gehen bereit." Auf den Rat seines Wirtes, mit diesem Menschen, der ein berüchtigter Spitzel wäre, nicht über die Straße zu gehen, ließ er einen Fiaker holen und fuhr mit seiner Frau, die ihn nicht allein lassen wollte, vollkommen ruhig, zur Polizei. Er hatte niemals gegen Österreich etwas geschrieben und nie Gelegenheit gehabt, irgend eines seiner Staatsgesetze zu verletzen; sein Paß war in genauester Ordnung. „E[illegible]ahrscheinlich nur eine Neugierde des Herrn Polizeidirektors [illegible] er scherzweise, „mich persönlich kennen zu lernen, und d[illegible] Leute keine Zeit haben, sich zu unsereinem zu begeben, m[illegible]u ihnen kommen." Dieser Scherz verfing jedoch bei seiner [illegible]hrtin nicht; sie blieb voll Angst im Wagen, während er [illegible]as Polizeigebäude begab. Man wies ihn zum zweiten un[illegible] dritten Hof, links in ein großes Bureau. Hier empfing [illegible] schwarzgekleideter Mann, ein Italiener, der ihm seinen [illegible]bnahm und sich in ein Seitengemach entfernte. Nach [illegible]tel Stunden erschien der Mann wieder mit dem Paß un[illegible]m Aktenbogen, den er Philippson vorlas. Darin hieß es, „daß er und seine Frau binnen vierundzwanzig Stunden auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen, sich aus dem Gebiete der österreichischen Staaten zu entfernen hätten, widrigenfalls sie schweren Strafen unterworfen wären; bei gleicher Ahndung dürften sie die Grenze Österreichs niemals wieder überschreiten." Philippson war überrascht, aber nicht schmerzlich berührt. Lächelnd bemerkte er: „Da hätten Sie sich die Mühe sparen können, denn ich war eben im Begriff abzureisen und an eine Wiederkunft hätte ich lange nicht gedacht. Nun aber bitte ich Sie, können Sie mir nicht sagen, warum dieses Verbannungsdekret? Warum diese Ausweisung einem Manne, der gegen den österreichischen Staat niemals etwas gethan, der niemals vor den Schranken weder einer Polizei noch eines Gerichtes gestanden?" Der italienische Polizeimann sah ihn grimmig an, sagte aber endlich:

eines langgehegten Verlangens, in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Oberitalien zu machen. Er befuhr und zwar schon zum fünften male den Vierwaldstätter See, reiste dann mit der Post durch das Reußthal über den Gebirgspaß nach Airolo, von da nach Faido, fuhr den andern Tag den Lago Maggiore hinab nach Isola Bella, schräg über den See nach Luino, wo das Reisegepäck durchsucht, im Polizeigebäude die Zeit der Ankunft im Paß genau verzeichnet wurde, und gelangte über Como nach Mailand.

Philippson war auf Erholungsreisen kein Freund von großen Städten. Die engen Straßen, die hohen Häuser, die drückende Atmosphäre, die ermüdenden Gänge beängstigten ihn; das Gewühl der Menschen war ihm fatal; er atmete erst wieder frei auf, wenn er die letzten Häuser der Vorstädte hinter sich hatte. Er wäre auch dieses mal lieber am Luganer und Comer See geblieben und hätte die ihm kurz zugemessene Zeit gern in diesem Paradiese zugebracht; aber dem dringenden Wunsche seiner teuren Gefährtin, Mailand zu sehen, mochte er nicht widerstehen. „Nicht gern,“ gesteht er selbst, „denn Kunstschätze vermag ich wegen der Schwäche meiner Augen nicht mehr zu genießen und habe dann nur das Leidwesen, an die glücklichen Momente früherer Zeit erinnert zu werden, in denen ich aus ihrer Betrachtung in den bedeutendsten Museen des Kontinents ein eifriges Studium machte.“

Mittags langte er mit seiner Gattin in Mailand an; den andern Nachmittag wollten sie wieder abreisen. Sie besichtigten alsbald die Stadt, welche von einem großen Korps österreichischen Militärs besetzt und durch das außerordentlich starke Fort befestigt war.

Als sie am andern Morgen, nachdem bereits alles zur Abreise vorbereitet war, in ihrem Hotel das Frühstück einnehmen wollten, führte der Wirt einen Mann ein, der Philippson den mündlichen Befehl brachte, sofort auf der Polizeidirektion zu erscheinen. Es war das der Bote der k. k. Polizeidirektion, ein großer, hagerer Mann mit tiefliegenden, blitzenden Augen, tückischem Munde und dunkelbraunem Teint; er hatte das Aussehen eines echten Spions. „Ich fragte,“ erzählt Philippson, „warum ich dort erscheinen sollte.“

„Das wisse er nicht," antwortete er, „nur sollte ich rasch machen und sofort hinkommen." „Ob ich meinen Paß mitnehmen solle?" „Ja diesen, gerade diesen." „Ich stand auf und machte mich zum Gehen bereit." Auf den Rat seines Wirtes, mit diesem Menschen, der ein berüchtigter Spitzel wäre, nicht über die Straße zu gehen, ließ er einen Fiaker holen und fuhr mit seiner Frau, die ihn nicht allein lassen wollte, vollkommen ruhig, zur Polizei. Er hatte niemals gegen Österreich etwas geschrieben und nie Gelegenheit gehabt, irgend eines seiner Staatsgesetze zu verletzen; sein Paß war in genauester Ordnung. „E[illegible]hrscheinlich nur eine Neugierde des Herrn Polizeidirektors [illegible] er scherzweise, „mich persönlich kennen zu lernen, und d[illegible] Leute keine Zeit haben, sich zu unsereinem zu begeben, m[illegible]n ihnen kommen." Dieser Scherz verfing jedoch bei seiner [illegible]hrtin nicht; sie blieb voll Angst im Wagen, während er s[illegible]as Polizeigebäude begab. Man wies ihn zum zweiten un[illegible] dritten Hof, links in ein großes Bureau. Hier empfing [illegible] schwarzgekleideter Mann, ein Italiener, der ihm seinen [illegible]bnahm und sich in ein Seitengemach entfernte. Nach [illegible]tel Stunden erschien der Mann wieder mit dem Paß un[illegible]m Aktenbogen, den er Philippson vorlas. Darin hieß es, „daß er und seine Frau binnen vierundzwanzig Stunden auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen, sich aus dem Gebiete der österreichischen Staaten zu entfernen hätten, widrigenfalls sie schweren Strafen unterworfen wären; bei gleicher Ahndung dürften sie die Grenze Österreichs niemals wieder überschreiten." Philippson war überrascht, aber nicht schmerzlich berührt. Lächelnd bemerkte er: „Da hätten Sie sich die Mühe sparen können, denn ich war eben im Begriff abzureisen und an eine Wiederkunft hätte ich lange nicht gedacht. Nun aber bitte ich Sie, können Sie mir nicht sagen, warum dieses Verbannungsdekret? Warum diese Ausweisung einem Manne, der gegen den österreichischen Staat niemals etwas gethan, der niemals vor den Schranken weder einer Polizei noch eines Gerichtes gestanden?" Der italienische Polizeimann sah ihn grimmig an, sagte aber endlich: „Ich brauche es Ihnen eigentlich nicht zu sagen, damit Sie es aber

Edgar Mortara studierte Theologie und Philologie. Vollendung seiner Studien wurde er Missionsprediger in und Lyon, dann in Spanien.

Fünfzigstes Kapitel.

Das Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur.

Die geistige Vereinigung der Juden aller Länder, welch leitende Moment Philippsons bei allen seinen Bestrebungen bewog ihn auch zur Gründung des Instituts zur Förderun israelitischen Litteratur. Den Gedanken, einen Litteraturverei Leben zu rufen, hatte er schon im Mai 1843 gefaßt. Die St waren entworfen und veröffentlicht; Gabriel Riesser, Albert einige Rabbiner, mehrere Lehrer und etwa zweihundert P personen hatten ihren Beitritt erklärt, aber „die Eifersüchtele Zerfahrenheit der jüdischen Gelehrten ließ es nicht zu, sich Kindes anzunehmen, das eines Andern Vater war.“[1]) Zu B des Jahres 1854 nahm er den Plan von neuem auf, dies mit besserm Erfolge. Für den geringen Jahresbeitrag von Thaler sollte jedem Abonnenten ein Exemplar herauszugeb Schriften, welche auf Juden und Judentum Bezug haben, teil lehrenden, teils unterhaltenden Inhalts, geliefert, und so die Mö keit geboten werden, viele und größere Werke verschiedener A gegen angemessenes Honorar zum Druck zu befördern und sofort einen großen Leserkreis zu schaffen. Der Gedanke, w ihn dabei beseelte, war, in der gebildeten Masse das fast gar storbene Interesse für die jüdische Litteratur zu wecken u stärken, die Kenntnis der jüdischen Geschichte und des jüd Lebens, die Liebe und Anhänglichkeit für die Religion des J tums und die Geschicke des jüdischen Stammes anzufeuern, haupt das intellektuelle, religiöse und sittliche Wesen zu hebe

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 7, 334 ff.

Am 12. Februar 1854 erließ Philippson in der „Zeitung des Judentums" die „Aufforderung an alle deutsch-lesenden Israeliten zur Gründung der israelitischen Litteraturgesellschaft",[1]) welche er in mehreren tausend Exemplaren auch besonders versandte, und bereits bis zum 1. Mai war die Zahl der Abonnenten auf funfzehnhundert gestiegen. Die Gründung des Instituts war gesichert. Die unermüdliche Schaffenskraft Philippsons, seine Begabung und sein ausgebildeter Sinn für das Praktische, seine organisatorische Umsicht und seine Konnexionen mit den größeren und kleineren jüdischen Gemeinden waren [illegible] Stande, den Grund zu diesem Institute zu legen, es aus[illegible] und zu erhalten. Zur Leitung des Unternehmens, bei der [illegible]ahl und Prüfung der einlaufenden Manuscripte von der [illegible] Bedeutung war, verband er sich mit zwei namhaften Gelehrt[illegible]em Historiker J. M. Jost und dem vielseitigen Adolf Jellinek, [illegible] Prediger in Leipzig, welcher auch die Überwachung des Dru[illegible] zu liefernden Schriften übernahm, als dieser dann einem R[illegible] Prediger nach Wien folgte, mit dessen Nachfolger A. M. [illegible]idt und nach dem Tode Josts mit dem durch ein größer[illegible]risches Werk, sowie durch andere gelehrte Arbeiten bekannte[illegible]erzfeld in Braunschweig.

Das Institut fand Anklang. Schon im ersten Jahre seines Bestehens hatte es über 2500, im zweiten 3000 Mitglieder; ihre Zahl stieg bis auf nahezu 4000, die allen Herren Ländern angehörten. Und dabei fand in den meisten größeren Gemeinden eine geringfügige Beteiligung statt, weil sich die Führer derselben jeder Beförderung entzogen. Daß es einem solchen, noch dazu von Philippson gegründeten Institute nicht an Gegnern und Anfeindungen fehlte, ist wohl selbstverständlich. Österreich blieb ihm in den ersten Jahren des Bestehens verschlossen; die von ihm herausgegebenen Werke waren als staatsgefährlich denunciert. Die Rabbiner entbehrten in ihrer Mehrzahl des Gemeingeistes; Bestrebungen, namentlich litterarische, welche nicht von ihnen oder ihren Freunden ausgingen, wurden von ihnen nicht gefördert. Es gab Rabbiner und

Gelehrte, welche in ihrer Herrschsucht und ihrem grenzenlosen Hochmut es nicht verwinden konnten, daß ein Verein zur Verbreitung der Litteratur von einem andern ins Leben gerufen wurde. Auch Geiger „ging mit dem Gedanken um“, einen solchen Verein zu gründen; er hatte Moritz Steinschneider in Berlin, der damals den Katalog der Bodlejana bearbeitete, bereits ersucht, „Schritte bei den dortigen jüdischen Gelehrten zu thun“; aber von Berlin aus geschah nichts. Es schien Geiger, wie er Luzzatto in Padua den 7. März 1851 schrieb, „als hätten die Herren alle keine Frische und hätten blos ihr Vergnügen daran, in verdrießlicher Zurückgezogenheit mit der Welt zu schmollen, aber nicht etwas frisch und lebenswarm zu ergreifen“.[1]) Geiger fehlte das organisatorische Talent, das Philippson in so hohem Maße eigen war; er mußte es mit ansehen, daß dieser das Institut „auf eigene Faust“ gründete. Als dann der Breslauer Agent wegen seines Beitritts zu ihm kam, lehnte er denselben ab, und der erste, der dem Institute eine Schrift übergab, war — Geiger. Er schickte, wie es in seinem Briefe an Luzzatto vom 11. Juni 1856 heißt, „Jellinek das Manuscript und bald kam von ihm und Philippson die Nachricht, der Litteratur-Verein werde das Schriftchen herausgeben. Warum soll man nicht benutzen, was einmal da ist und dahin wirken, daß gute Bücher herauskommen?“ Den „Gabirol“ lehnte er vorläufig noch ab, einige Jahre später aber ließ er sich ganz gern herbei, auch dieses Schriftchen dem Institute zu übergeben.[2])

Das Institut erfuhr viele offene und versteckte Angriffe in verschiedenen Journalen und politischen Blättern; Mißgunst, Scheelsucht, persönlicher Groll und verletzte Eitelkeit hatten dabei die Hand im Spiel. Diejenigen welche die jüdische Wissenschaft als ihre Domäne betrachteten, diejenigen, denen ein eingereichtes Manuscript als unannehmbar zurückgeschickt werden mußte, thaten alles Mögliche, das Institut in Mißkredit zu bringen: alle aber richteten ihre giftigen Pfeile gegen Philippson. Sie redeten es sich ein oder

[1]) Geiger, Nachgelassene Schriften V, 212.

[2]) Das. V, 217, 257.

waren der irrigen Ansicht, daß er allein alles selbständig erledige. In der That faßten aber die Leiter des Instituts nie einen Beschluß anders als in vollständigem Übereinkommen; viele Briefe und eingehende Referate über eingereichte Manuscripte, besonders von Jost und Herzfeld, welche sich in dem Nachlasse Philippsons befanden, beweisen dies zur Genüge. „Durch das Institut, das Philippson ins Leben rief und an dessen Spitze ich im Verein mit ihm und dem sel. Dr. Jost in den ersten Jahren stand," schreibt Jellinek einige Jahre vor seinem Hinscheiden, „war ich mehrere Jahre mit ihm in lebhaftem Verkehre und ich kann ihm das Zeugnis geben, daß er nicht eigensinnig, rechthaberisch und trotzig auf seiner Meinung beharrte, vielmehr nachgiebig, entgegenkommend und mild gesinnt war, daß er, der Ältere, die Ansichten des Jüngern, der berühmte Mann die Meinungen eines Aufstrebenden nicht kurzweg zurückwies, sondern sie acceptierte, sobald er überzeugt war, daß sie dem Institute zum Wohle gereichen, und er war leicht zu überzeugen, da er stets die Sache und deren Förderung vor Augen hatte."[1] Mehrere seiner verbissenen Gegner waren niedrig genug, ihn des Eigennutzes und der Sonderinteressen bei dem Institute zu verdächtigen. Von Menschen, welche bei Allem ihre Privatinteressen verfolgen und dem Idealen himmelweit fernstehen, darf das nicht wunder nehmen. Philippson war bei seiner umfassenden litterarischen Thätigkeit auch vor dem Inslebentreten des Instituts nie um eine Verlagshandlung verlegen. Dem Institute überließ er seine litterarischen Produkte, namentlich seine belletristischen Arbeiten, weil, wie Jellinek versichert, von anderen Autoren keine brauchbaren zu erlangen waren und weil er von den Mitleitern dazu gedrängt wurde. Aber auch seine vom Institute herausgegebenen Schriften erschienen noch besonders in neuer, oft auch in zweiter und dritter Auflage. Man höre, wie Jellinek sich über seine Selbstlosigkeit ausspricht! „Philippson war sehr bescheiden in seinen materiellen Ansprüchen. Für seine großen Mühen und Anstrengungen in der geschäftlichen Leitung des Instituts,

sehr geringes Honorar und für seine litterarischen Beiträge so wenig, daß es erst durch meine eigenste Initiative erhöht wurde, wenn auch nicht sehr bedeutend; und er gab meinem Antrage erst nach vielem Zureden nach, da er in seiner Scheu vor Mißdeutungen befürchtete, man würde selbst dieses verhältnismäßig geringe Honorar in einer Weise beurteilen, daß es dem Institute nachteilig sein könnte."[1])

Es gehörte die seltene Ausdauer und Gemütsruhe Philippsons dazu, bei allen Anfeindungen und Verdächtigungen, welche gegen das Institut, seine Einrichtung und seine Leistungen, sowie gegen ihn selbst ins Feld geführt wurden, nicht zu ermüden und seinen Weg unbeirrt fortzusetzen. Die Aufgabe war allerdings keine leichte und mit vielen Widerwärtigkeiten und Plackereien verbunden. Hatte doch das Institut den verschiedenartigsten Wünschen und Bedürfnissen von mehreren tausend Mitgliedern zu entsprechen! Nicht alle herausgegebenen Schriften waren Allen zur Lektüre geeignet. Den Gelehrten war manches gleichgiltig, was für das große Publikum anziehend, während diesem vieles unbrauchbar schien, was den kleinen Kreis der Gelehrten interessierte. Bei dem Umfange der Schriften, welche den Mitgliedern alljährlich geboten wurden, waren Mißgriffe nicht zu vermeiden. Zu Werken von bleibendem Werte gesellte sich auch Mittelmäßiges. Manches wurde angeregt, was zur Zeit unausführbar war, so eine „Real-Encyklopädie oder ein Konversations-Lexikon des Judentums", über deren Herausgabe Philippson schon 1837 Verhandlungen angeknüpft hatte. Dann traten 1844 David Cassel und Moritz Steinschneider mit einem gleichen Plane auf. 1857 faßte das Institut den Beschluß, eine solche Real-Encyklopädie zu bearbeiten und bandweise erscheinen zu lassen. Gegen vierzig Gelehrte hatten ihre Mitarbeiterschaft zugesagt. A. Geiger und M. A. Levy, L. Herzfeld und L. Saalschütz, H. Graetz und E. Carmoly, M. Wiener und G. Wolf, B. Beer, M. Isler, Leopold Löw, Dav. Cassel, W. Wessely, u. a. Jost hatte bereits ein Register der zu bearbeitenden Artikel zusammengestellt, das von Jellinek und Philippson ergänzt worden war, und letzterer einen ausführlichen Plan über Tendenz,

---

[1]) Neuzeit 8, Nr. 10.

Diktion und Umfang des ganzen Werkes entworfen. Register und Plan blieben ungedruckt; die ganze Encyklopädie mußte aus verschiedenen, sehr triftigen Gründen aufgegeben werden.

Das Institut hat das Ziel, das es anstrebte, erreicht und durch die Reihe guter Werke, welche es veröffentlichte, durch die Fülle des Wissens, das es verbreitete, sowie durch die Unterstützung, welche es Gelehrten und deren Schriften gewährte, reichen Segen gestiftet. Es hat ein Publikum für die Litteratur geschaffen und wenn auch nicht lauter Meisterwerke an Inhalt und Form, so doch immerhin Werke herausgegeben, welche das jüdische Bewußtsein kräftigten, die Einsicht in die Entwickelung des Judentums popularisierten, die Kenntnis der Geschichte der Juden und des Judentums nach verschiedenen Richtungen wesentlich förderten und manche gelehrte Forschung einem größeren Publikum zugänglich machten. Nach achtzehnjährigem Bestande stellte es seine Thätigkeit ein. Der Kreis derjenigen, welche sich für die jüdische Litteratur interessierten, wurde immer kleiner; viele Mitglieder glaubten, nun schon Bücher genug zu besitzen. Das Institut wurde indeß geschlossen nicht sowohl wegen Mangels an Mitgliedern — trotz aller Machinationen waren ihm funfzehnhundert noch im letzten Jahre treu geblieben — sondern wegen der wachsenden Unfruchtbarkeit seitens der jüdischen Autoren; es fehlte an anziehenden populär-wissenschaftlichen und belletristischen Arbeiten. „Gelehrte Abhandlungen lagen in Masse vor, doch hätten diese in den Händen des großen Publikums nur als Makulatur gegolten.“

Daß das Institut aufhörte, wurde von vielen lebhaft bedauert und in Zuschriften an dessen Gründer ausgedrückt. Einer der Mitleiter schrieb ihm den 5. Juni 1874: „Das Schmerzliche liegt für mich in der traurigen Erfahrung, daß die heilsamsten Bestrebungen gegen systematische Machinationen und Intriguen nicht sicher gestellt sind und daß letztere aus Kreisen kommen, die nicht zu den Reaktionären

viel Tröstliches, legt mir aber gleichzeitig die angenehme Pflicht auf, Ihnen, geehrtester Herr Kollege, als der Seele des Instituts, für all die Mühe und Hingebung, welche Sie der Leitung desselben gewidmet, recht herzlich und aufrichtig zu danken. Bei einem Rückblick auf unsere gemeinsame vieljährige Thätigkeit freut mich der Gedanke, daß in Rücksicht auf unser Institut keinerlei Verstimmung jemals unter uns das Einvernehmen getrübt hat."

Wenige Monate nachdem das Aufhören des Instituts bekannt gemacht worden war, nahmen einige der ältesten Schüler von Graetz, von dessen „Geschichte der Juden" sieben umfangreiche Bände im Institute erschienen waren, und der, weil dasselbe den letzten Band seines Geschichtswerkes zurückweisen mußte, dann zu dessen eifervollsten Gegnern gehörte, es sich heraus, sich als dessen unmittelbare Rechtsnachfolger zu betrachten und es fortzuführen. Dieser „Litteratur-Verein" gab in zwei Jahren die ersten beiden Teile der Graetzschen Geschichte heraus und ging dann wieder ein. Nach dem Muster des Instituts entstanden mehrere Gesellschaften ähnlicher Art, welche sich bald wieder auflösten oder ein kümmerliches Dasein fristeten.

Einundfunfzigstes Kapitel.

Reise nach Oberitalien. Ausweisung aus Österreich.

Das „Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur" hatte auch in Wien, wo der Dichter Ludwig August Frankl und der Religionslehrer G. Wolf für dasselbe besonders thätig waren, und in anderen Städten des Kaiserstaates eine allerdings nur geringe Anzahl Mitglieder. In den ersten Jahren folgte das Revisionsamt die Schriften anstandslos aus, doch bald wurden dem Institute seitens der Regierung Hindernisse in den Weg gelegt. Der frommthuende Geldwechsler Ignatz Deutsch, einige Zeit der Führer der ungarischen Orthodoxen, der, ein geborener Preßburger, in

Wien wohnhaft und in der Zeit des Konkordats bei dem österreichischen Kultusminister Grafen Thun von Einfluß war,[1]) hatte nämlich Philippson als Revolutionär denunziert und die Schriften des Instituts als für Staat und Religion Gefahr drohend verdächtigt. Einige Lehrer in Böhmen und Galizien, bei welchen wegen des Besitzes der Institutsschriften Hausdurchsuchungen angestellt und welche von den Behörden in jeder Weise chikaniert worden waren, wandten sich an G. Wolf mit der Bitte, sich beim Ministerium des Innern, von dem der Erlaß gegen die Institutsschriften ergangen war, zu verwenden. Wolf [illegible] sich zu dem Referenten in dieser Angelegenheit, dem Minis[illegible] Bernhard v. Mayer, der, ein Schweizer, ein Ultramonta[illegible] reinsten Wasser war; er stellte ihm vor, daß Adolf Jelli[illegible] Prediger der Wiener Gemeinde, mehrere Jahre einer der [illegible] des verdächtigten Instituts war und daß der Chef des P[illegible]us gegen die Schriften desselben bisher nichts einzuwenden [illegible] Der Referent meinte, die Sache sei gar nicht so schlimm u[illegible]m. Erst später erfuhr Wolf den wahren Sachverhalt. Dem [illegible]er obersten Polizeibehörde, Feldmarschall-Lieutenant v. Ke[illegible]ar nämlich insinuiert worden, daß Philippson sich als Emiss[illegible] Revolutionspartei verwenden lasse. In Übereinstimmung mit dem Polizeichef erließ dann auch der Minister des Innern, Freiherr v. Bach, an die Statthalter die Weisung, jeder wie immer gearteten Verbindung Philippsons mit dem Inlande, somit auch der Teilnahme an der von ihm gegründeten Litteraturgesellschaft entgegenzutreten. Dieselben sollten die Verfügung erlassen, Philippson, falls er an der österreichischen Grenze erscheine, den Eintritt in das österreichische Gebiet nicht zu gestatten.[2])

Die Folgen dieser Maßregelung sollte er bald erfahren.

Im Herbste des Jahres 1858 entschloß er sich nämlich nach einer beendeten Badekur, teils zur Erholung, teils zur Befriedigung

[1]) Über Deutsch, s. G. Wolf, Beitrag zur Geschichte der jüd. Tartüffe

ines langgehegten Verlangens, in Begleitung seiner Frau eine Reise
ach Oberitalien zu machen. Er befuhr und zwar schon zum fünften
iale den Vierwaldstätter See, reiste dann mit der Post durch das
leußthal über den Gebirgspaß nach Airolo, von da nach Faido,
ıhr den andern Tag den Lago Maggiore hinab nach Isola Bella,
hräg über den See nach Luino, wo das Reisegepäck durchsucht,
n Polizeigebäude die Zeit der Ankunft im Paß genau verzeichnet
ıurde, und gelangte über Como nach Mailand.

Philippson war auf Erholungsreisen kein Freund von großen
städten. Die engen Straßen, die hohen Häuser, die drückende
tmosphäre, die ermüdenden Gänge beängstigten ihn; das Gewühl
er Menschen war ihm fatal; er atmete erst wieder frei auf, wenn
die letzten Häuser der Vorstädte hinter sich hatte. Er wäre
ıch dieses mal lieber am Luganer und Comer See geblieben und
itte die ihm kurz zugemessene Zeit gern in diesem Paradiese zu-
bracht; aber dem dringenden Wunsche seiner teuren Gefährtin,
Lailand zu sehen, mochte er nicht widerstehen. „Nicht gern,“ ge-
ht er selbst, „denn Kunstschätze vermag ich wegen der Schwäche
einer Augen nicht mehr zu genießen und habe dann nur das
idwesen, an die glücklichen Momente früherer Zeit erinnert zu
erden, in denen ich aus ihrer Betrachtung in den bedeutendsten
ıuseen des Kontinents ein eifriges Studium machte.“

Mittags langte er mit seiner Gattin in Mailand an; den
dern Nachmittag wollten sie wieder abreisen. Sie besichtigten
sbald die Stadt, welche von einem großen Korps österreichischen
ilitärs besetzt und durch das außerordentlich starke Fort be-
tigt war.

Als sie am andern Morgen, nachdem bereits alles zur Abreise
rbereitet war, in ihrem Hotel das Frühstück einnehmen wollten,
hrte der Wirt einen Mann ein, der Philippson den mündlichen
fehl brachte, sofort auf der Polizeidirektion zu erscheinen. Es
ır das der Bote der k. k. Polizeidirektion, ein großer, hagerer
ann mit tiefliegenden, blitzenden Augen, tückischem Munde und
nkelbraunem Teint; er hatte das Aussehen eines echten Spions.
ch fragte,“ erzählt Philippson, „warum ich dort erscheinen sollte.“

„Das wisse er nicht," anwortete er, „nur sollte ich rasch machen und sofort hinkommen." „Ob ich meinen Paß mitnehmen solle?" „Ja diesen, gerade diesen." „Ich stand auf und machte mich zum Gehen bereit." Auf den Rat seines Wirtes, mit diesem Menschen, der ein berüchtigter Spitzel wäre, nicht über die Straße zu gehen, ließ er einen Fiaker holen und fuhr mit seiner Frau, die ihn nicht allein lassen wollte, vollkommen ruhig, zur Polizei. Er hatte niemals gegen Österreich etwas geschrieben und nie Gelegenheit gehabt, irgend eines seiner Staatsgesetze zu verletzen; sein Paß war in genauester Ordnung. „E[illegible]hrscheinlich nur eine Neugierde des Herrn Polizeidirektor[illegible] er scherzweise, „mich persönlich kennen zu lernen, und d[illegible]Leute keine Zeit haben, sich zu unsereinem zu begeben, m[illegible]u ihnen kommen." Dieser Scherz verfing jedoch bei seiner [illegible]hrtin nicht; sie blieb voll Angst im Wagen, während er [illegible]as Polizeigebäude begab. Man wies ihn zum zweiten un[illegible] dritten Hof, links in ein großes Bureau. Hier empfing [illegible] schwarzgekleideter Mann, ein Italiener, der ihm seinen [illegible]bnahm und sich in ein Seitengemach entfernte. Nach [illegible]tel Stunden erschien der Mann wieder mit dem Paß un[illegible]m Aktenbogen, den er Philippson vorlas. Darin hieß es, „daß er und seine Frau binnen vierundzwanzig Stunden auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen, sich aus dem Gebiete der österreichischen Staaten zu entfernen hätten, widrigenfalls sie schweren Strafen unterworfen wären; bei gleicher Ahndung dürften sie die Grenze Österreichs niemals wieder überschreiten." Philippson war überrascht, aber nicht schmerzlich berührt. Lächelnd bemerkte er: „Da hätten Sie sich die Mühe sparen können, denn ich war eben im Begriff abzureisen und an eine Wiederkunft hätte ich lange nicht gedacht. Nun aber bitte ich Sie, können Sie mir nicht sagen, warum dieses Verbannungsdekret? Warum diese Ausweisung einem Manne, der gegen den österreichischen Staat niemals etwas gethan, der niemals vor den Schranken weder einer Polizei noch eines Gerichtes gestanden?" Der italienische Polizeimann sah ihn grimmig an, sagte aber endlich: „Ich brauche es Ihnen eigentlich nicht zu sagen, damit Sie es aber

wissen: Sie haben eine Büchergesellschaft gegründet, und das will der österreichische Staat nicht. Solche Leute dulden wir nicht."

Philippson und seine Gattin mußten das Protokoll unterschreiben. Sie nahmen Abschied von der k. k. Polizeidirektion, von Mailand, von der österreichischen Grenze. Als sie in Como die Eisenbahn verließen, umschlich sie derselbe Mensch, der sie zur Polizeidirektion berufen, er umschlich sie, bis sie den Postwagen nach Lugano und Bellinzona bestiegen hatten.

Zu Hause angelangt, schrieb Philippson an den österreichischen Minister des Innern, den Freiherrn v. Bach. Er schrieb ihm, ob er denn glaube, daß der Kaiserstaat von einem kranken, halb blinden Manne, der aus dem Bade komme und eine kurze Erholungsreise mache, umgestürzt oder nur gefährdet werden könne, und ob, wenn dies der Fall wäre, die Ausweisung eines solchen Mannes ihn zu retten vermöge? Der Minister antwortete ihm am 21. November 1858, „daß die kaiserlichen Behörden sich nicht bestimmt gefunden hätten, die früheren Verordnungen über seine Nichtzulassung auf das österreichische Staatsgebiet aufzuheben."[1])

Sechs Monate später hatte kein österreichischer Polizeidirektor mehr in Mailand zu wirtschaften, gehörte Mailand und die ganze Lombardei den Italienern.

Die Schriften des Instituts fanden unbeanstandet Eingang in Österreich, die Censur hatte nichts dagegen einzuwenden, und die Abonnenten, unter denen sich auch die Baronin Rothschild und hervorragende Wiener Bankiers befanden, wurden nicht mehr behelligt. Nichtsdestoweniger bestand der Ministerial-Erlaß, gegen den G. Wolf neuerdings einschritt: am 23. Dezember 1859 erhielt er endlich den Bescheid, „daß von seiten des k. k. Ministeriums an alle Landesstellen der Erlaß ergangen, durch welchen es gestattet ist, auf die Schriften des „Instituts zur Förderung der israelitischen Litteratur" zu abonnieren und sie in Empfang zu nehmen."

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 32, 385 ff., 404 ff., 427 ff.

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Die israelitische Bibelanstalt.

Die wohlfeilen Pentateuch- und Bibel-Ausgaben der Missions-gesellschaften fanden auch unter den Juden starke Verbreitung. Da man es dabei hauptsächlich auf Proselytenmacherei abgesehen hatte, so war die Übersetzung nicht blos aus christlichem Gesichtspunkte und zu besonderen Missionszwecken verfaßt, sondern der Bibel auch eine Sammlung der aus ihrem Zusammenhange herausgerissenen Stellen der heiligen Sc[illegible]gegeben, welche den Missions-deutungen freien Spielra[illegible]neten und ganz geeignet waren, die Minderunterrichteten z[illegible]ren.

Um diesem Treiben e[illegible]treten, doch aber die Bibel, welche in zahllosen jüdischen Fam[illegible]der gekannt noch vorhanden war, mit einer guten deutschen [illegible]ng zu einem billigen Preise der jüdischen Masse leicht zugä[illegible]machen, entschloß sich Philippson zur Gründung einer israe[illegible] Bibelanstalt. Zu diesem Zwecke erließ er am 14. März [illegible] einem „Aufruf an alle bibel-treuen Israeliten“ eine [illegible]erung zu freiwilligen Spenden; aus denselben sollte der [illegible], die Stereotypierung, der Druck und die Korrektur bestritten werden, sodaß für die Bibeln nur die Kosten des Abdrucks, des Papiers und Einbandes berechnet würden.[1])

Je tiefer die Notwendigkeit eines solchen Unternehmens gefühlt wurde, desto thatkräftigeren Anklang fand der Aufruf weit über die Grenzen Deutschlands, in Ungarn, Galizien, Rußland, selbst in Amerika. Von Albert Cohn und den Baroninnen Rothschild in Paris und Frankfurt a. M. liefen die ersten namhaften Spenden ein. Prediger förderten die Angelegenheit durch Vorträge von der Kanzel, viele Lehrer leiteten Sammlungen ein, die Vorstände der Gemeinden Berlin und Breslau beteiligten sich mit angemessenen Summen, größere und kleinere Gemeinden trugen freudig ihr Scherflein zu einem Werke bei, das von der größten Tragweite

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 23, 183 ff.

nd zu dessen Ausführung nur die verhältnismäßig unbedeutende
5umme von sechstausend Thalern erforderlich war.

Philippson hatte sich in dem Aufrufe der Hoffnung hin=
egeben, daß es bei einer Angelegenheit wie die Verbreitung der
eiligen Schrift es ist, keine Parteien gebe; er sah sich bald bitter
ıttäuscht. Sobald eine gewisse Partei merkte, daß die Samm=
ıngen ohne ihr Dazuthun einen glänzenden Erfolg hatten, trat
e, zuerst anonym, mit der Frage auf, ob die Bibelübersetzung auch
unverfälscht, in ihrer Urgestalt" zugeführt, ob sie eine „traditionelle"
in werde. Es war das eine leere Phrase, mit der man das Volk
lenden wollte. Um die hier und da aufgetauchte Befürchtung,
aß die von der Bibelanstalt zu wählende Übersetzung eine all=
emeine Autorität und gewisse Kanonizität erlangen könne, von vorn=
erein zu beschwichtigen, sollten bei jeder schwierigen Stelle die ver=
hiedenen Übersetzungsweisen der besten Autoritäten angemerkt werden.

Nahezu einhundert und siebzig Rabbiner aus Deutschland, aus
3öhmen und Mähren, aus Ungarn, Galizien, Rußland und aus
lmerika, auch solche streng konservativer Richtung, begrüßten freudig
as Unternehmen und suchten es nach Kräften zu fördern. Es
ehlte aber auch nicht an solchen, welche ihm hemmend in den
Beg traten. Wie über Moses Mendelssohn wegen seiner Penta=
euch=Übersetzung, so zog sich jetzt über Ludwig Philippson ein „kleines
lngewitter" zusammen; seine persönlichen und prinzipiellen Gegner
haten alles Mögliche, um ihn zu verdächtigen und das Unternehmen
u zerstören. In der Wahl der Mittel waren sie nicht gerade
vählerisch.

Zuerst trat der Frankfurter Rabbiner Leopold Stein, ein
ersönlicher Gegner Philippsons, in dem von ihm herausgegebenen
ınd bald eingegangenen „Israelitischen Volkslehrer" gegen ihn auf.
Er behauptete, daß er sich mit der Philippsonschen Übersetzung nicht
iberall einverstanden erklären könne und stellte aus dem Bibel=
verke ein Dutzend Schreib= und Druckfehler mit gehässigen Be=
nerkungen zusammen. Dieser Angriff Steins, der infolge Streitig=
eiten mit dem Vorstande seiner Gemeinde zwei Jahre später sein
Amt niederlegen mußte, war ganz bedeutungslos.

Den eigentlichen Feldzug eröffnete mit einem Pamphlete ein Sendling des Judenfeindes Wagener, der Schächter Levin, der einige Monate später in den Zeitungen steckbrieflich verfolgt wurde. Ein anderes Pamphlet veröffentlichte ein „ehrlicher Kaufmann“ in Halberstadt, der sich zum Sprachrohr eines bairischen Rabbiners machte und in seinem lang genährten Hasse den Mann, „der die Aufforderung zu einer Bibelausgabe hatte ergehen lassen“, in maßloser Weise verdächtigte. Er sprach es unumwunden aus, daß eine von der Missionsgesellschaft verbreitete Bibelausgabe der Philippsonschen vorzuziehen sei, ein [illegible] [illegible]ch, der jedes jüdische Herz mit Entrüstung erfüllte.

Nicht ohne persönlich[illegible] [illegible]e ist auch das anonym erschienene Pamphlet: „Die Fackel de[illegible] [illegible]heit. Eine kritische Beleuchtung des Philippsonschen Bibelw[illegible] Wie sonderbar! Mendelssohns Pentateuch-Übersetzung wu[illegible] [illegible]em damaligen Rabbiner in Fürth, und Philippsons Bibel-Üb[illegible] beinahe achtzig Jahre später von einem Schüler der Fürth[illegible] [illegible]udschule in Bann und Acht erklärt! Wenn man bedenk[illegible] [illegible]er Hort der Orthodoxie, der im Oktober 1839 verstorbene [illegible][illegible]ger Rabbiner Moses Sopher, ein geborener Frankfurter, sei[illegible] [illegible]dern und Kindeskindern testamentarisch hinterließ, die Schriften des „Moses Dessau“ nie zu berühren, der sich scheute, selbst eine Psalmen-Ausgabe mit Mendelssohns Übersetzung auch nur in die Hand zu nehmen, so muß man sich schier wundern, daß es der Verfasser der „Fackel der Wahrheit“, für den Moses Sopher das Ideal aller Frömmigkeit war, es nur über sich gewinnen konnte, Philippsons Bibelwerk gar zu lesen. Dieser Protest wurde von einem jüdischen Rechtsanwalt in Eschwege namens „aller Freunde des Lichts und der Wahrheit“ recht derb zurückgewiesen. „Wir begehren von Philippson keinerlei Garantie,“ heißt es in dieser Abfertigung, „sein Talent, seine bisherige Thätigkeit, seine Leistungen bieten uns eine Garantie, welche jede andere Bürgschaft überwiegt.“[2] Der „Fackel der Wahrheit“ war

[1]) Würzburg 1860.

[2]) Steinfeld, Die Fackel der Wahrheit. A. Ztg. d. Jdts. 24, Nr. 18, Beilage.

in ihrer Kritik augenscheinlich weniger um Wahrheit als um
rteizwecke zu thun; sie verwarf die Übersetzung und enthielt den
mmentar vor, und wo der Kommentar keinen Anhalt zur Ver-
htigung bot, citierte sie die Übersetzung. Daß die Philippsonsche
ersetzung mit den ältesten Paraphrasen, mit der Erklärung mittel-
erlicher jüdischer Exegeten und neuerer jüdischer Kommentatoren
llkommen übereinstimmte, wurde von den Rabbinern, welche aus
iem Antriebe zur Rechtfertigung und Verteidigung Philippsons
ftraten, von D. Joel in Krotoschin, dem spätern „Seminar-
ibbiner" des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau, A. Stein
Danzig, später in Prag, M. Duschak in Gaya, dann in Krakau,
d besonders von M. Zipser, einem der gelehrtesten Rabbiner
igarns, schlagend nachgewiesen.[1])

Mit dieser „Fackel" und dem „Pamphlet des ehrlichen Kauf-
inns" zusammen wurde ein Flugblatt, „An die treuen Gläubigen
raels", eine von etwa vierzig Rabbinern unterzeichnete Erklärung,
e Art Bannbulle, überall hin versandt, mit dem dringenden
suchen, diesen Druckschriften in Synagogen, Gemeinden und
hulen die möglichste Verbreitung zu geben. Philippson hatte,
n Grundsatze gemäß stets nach dem einfachen Wortsinne zu
ertragen, die Worte 5. Buch Moses 25, 9 „Und speie in sein An-
sicht" übersetzt, während nach der traditionellen Vorschrift „Und
ie vor ihm aus" übertragen werden sollte. Das genügte den
mphletisten, die nicht sehen wollten, daß er sich in seinem Kom-
ntar auf die Tradition berufen und unzweideutig bemerkt hatte,
ß die Frau „vor dem Angesichte" ausspeie, den Bannstrahl auf ihn
schleudern und die ganze Bibelanstalt für ein schädliches Werk
erklären, wenn — nicht aus ihrer Mitte drei Männer zur
ldung des Komitees gewählt würden!

„Der Bibelstreit darf Sie weder kümmern noch befremden,"
reibt ihm sein gelehrter Freund B. Beer aus Dresden, „es ist
s der Kampf der Stagnation gegen den Fortschritt, der nun ein-

---

[1]) Gegen die Pamphlete von Duschak und Joel, A. Ztg. d. Jdts. Nr. 20,
ilage; Gegenprotest von Zipser, das. Nr. 21, Beilage; Stein, Eine traditionelle
ersetzung, das. Nr. 23 u. Nr. 16, Beilage.

mal auf allen Gebieten ausgekämpft werden muß. Nur sollten keine Persönlichkeiten in den Streit eingemischt werden. Wahrlich, wüßte man auch in Ihrer Übersetzung oder Ihrem Kommentare gar nichts auszuspüren, was man für Fehler ausschreien möchte, man würde von gewisser Seite doch opponieren. Machte man ja Moses Mendelssohn zum Vorwurfe, daß er „Misbeach“ Altar übersetzte; ferner war man ungehalten, daß Mendelssohn „Gott“ in hebräischen Lettern mit zwei t schrieb, welches gegen die Einheit Gottes verstoße, u. dergl. m. Ein großer Teil derjenigen, die Ihr Bibelwerk verketzern wolle[illegible]etzt selbst über diese Dinge, und so werden einst deren eigene [illegible] der lachen über die Ausstellungen, die man jetzt gegen Ihre [illegible]ng macht.“

Wie auch die Gegn[illegible]rten und über ihn herfuhren: Philippson ließ sich nich[illegible]rnisch bringen und blieb ruhig. Er betrachtete „das ganze [illegible]ose Verfahren“ als ein Manöver persönlicher Feindschaft, al[illegible] Spekulation auf die Unwissenheit des jüdischen Publikums i[illegible]gischen Sachen.“ Um den wirklichen Frieden in Israel [illegible] stören, namentlich in einer Zeit, „wo von außen so viel[illegible]scharfe Feinde auf uns lauern,“ beschränkte er sich darau[illegible] Personen zu mustern, welche das Pamphlet unterschrieben hatten. Da fand es sich denn, daß außer einigen wenigen bekannten Männern der starrsten Stabilität das Gros der Unterzeichneten teils aus Leuten bestand, welche effektiv keine Zeile des Bibelwerkes zu verstehen imstande waren, ja jemals einen Blick hineingeworfen hatten, teils aus den unbekanntesten Rabbinern Baierns und einiger anderer Länder, teils aus Apostaten der wissenschaftlichen Theologie, ja der Reform, welche die Gelegenheit benutzen wollten, um sich in den Geruch der „Frömmelei“ zu bringen. Es ist ja auch so süß, seinen Namen gedruckt zu sehen, der sonst über das Weichbild hinaus nicht genannt wird.“[1])

Die Anstrengungen der protestierenden Rabbiner waren von geringem Erfolge; aus ihren eigenen Gemeinden, aus Galizien und Ungarn liefen erst nach dem Proteste Spenden ein. Die Sammlung

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 24, 384 f.; 248 ff.

ihm ruhig ihren Fortgang, trotzdem die Orthodoxen nunmehr
ich ihr eigenes Blatt, ein „Organ für das orthodoxe Judentum",
itten, das es an Schmähungen auf Philippson und Verdächtigungen
ler Art nicht fehlen ließ. Im November 1860 konnte sich die
ugeschaffene Anstalt unter der Leitung des Oberrabbiners
3. Landau in Dresden, des Rabbiners und Professors S. J. Kaempf
Prag, und Philippsons konstituieren. Der deutschen Übersetzung
r Bibel wurde die Philippsonsche zu Grunde gelegt, dieselbe aber
ich den einzelnen Büchern von mehreren Gelehrten revidiert und
m Standpunkte des populären Ausdrucks und der Berücksichtigung
r herkömmlichen Auslegung, verändert. Auf diese Weise sollte
de Einseitigkeit und Individualität für dieses, dem allgemeinen
ublikum bestimmte Werk vermieden werden.

Im März 1862 war der Pentateuch hebräisch und deutsch und
e ganze Bibel hebräisch, ein Jahr später auch hebräisch und
utsch vollendet. Bis zum Jahre 1866 waren bereits über
underttausend Bibeln im Publikum verbreitet, sodaß in mehreren
egenden Deutschlands die Missionsbibeln aus den jüdischen Kreisen
rdrängt waren. Im Jahre 1889 erfolgte auch die Ausgabe der
nzen Bibel hebräisch und deutsch in großen Typen. Damit waren
e Mittel, welche für die Bibelanstalt gesammelt worden, völlig
schöpft.

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Die Riesser-Stiftung.

Gabriel Riesser, der unermüdliche Kämpfer für die Rechte
ner Glaubensgenossen, war den 22. April 1863 in der Vollkraft
s Lebens von hinnen geschieden.

„Wir haben Großes an ihm verloren!" Und in diesem „Wir"
reinigen sich die ganze Menschheit, Deutschland und die jüdische
laubensgenossenschaft. Denn das unveräußerliche Menschenrecht
id das edelste Menschentum war das Ideal, für welches er ein=

stand mit seinen besten Kräften; Deutschland war es, für dessen Einheit, Selbständigkeit und Freiheit er die besten Jahre seines Mannesalters hindurch kämpfte und zu dessen tüchtigsten Vertretern er gehörte; und die jüdische Glaubensgenossenschaft war es, deren Rechtsstellung und Rechtsbewußtsein der Verewigte vom ersten bis zum letzten Tage seiner öffentlichen Wirksamkeit mit ganzer Hingebung und glänzendem Erfolge vertrat, förderte und mit zum Siege führte."

„Wir sind Riesser ein Denkmal schuldig, ein Denkmal, das auch spätern Geschlechtern [illegible]de, wie teuer er uns gewesen, wie wir ihn zu verstehen [illegible] würdigen wußten."

So schrieb Philippso[illegible] er gleich beim Eintreffen der Trauerkunde zur „Erricht[illegible]s Denkmals für Gabriel Riesser" aufforderte und eine Samm[illegible]reiwilliger Gaben eröffnete. Aus dem Ertrage derselben [illegible]e Herausgabe seiner sämtlichen Schriften, welche in ihrer [illegible]her wenig zugänglich waren, nebst einer Biographie besorgt [illegible]ls Fond eine Riesser-Stiftung gebildet werden zur Unters[illegible] solcher Israeliten, welche zu Universitäts- und Gymnasiall[illegible] oder zu Gerichts-Assessoren sich als befähigt erwiesen, aber [illegible] Glaubens wegen solche Stellungen in Deutschland nicht erhalten konnten.[1])

Diese Aufforderung, welche er in der „Zeitung des Judentums" ergehen ließ und dann noch in funfzehnhundert Exemplaren an die Vorstände der größeren Gemeinden Deutschlands und der angrenzenden Länder versandte, fand Anklang und Zustimmung. Louis Königswarter, der damalige Präsident der Alliance Israélite Universelle, welche aus eigener Initiative sich mit hundert Francs an der Sammlung beteiligte, schrieb ihm: „Sie haben eine schöne Idee ins Leben gerufen, die gewiß der allerwärmsten Teilnahme sicher ist, indem Sie zu einer Subskription für die Veröffentlichung von Dr. Riessers Werken aufforderten. . . . Wenn das israelitische Deutschland sich nur einer durch die Gerechtigkeit und Dankbarkeit geheiligten Schuld entledigt, indem es dem Wunsche, welchen Sie

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 27, 299 f., 378 f.

zuerst ausgesprochen zu haben das Verdienst besitzen, entspricht, so wird das ganze Judentum darauf eifersüchtig sein, seine Sympathie einem seiner edelsten Söhne zu bezeugen, der es gegen so zahlreiche ungerechte Angriffe verteidigte, indem es seinem Andenken die beste Huldigung erweist, die er wünschen könnte, nämlich seinen Ideen diejenige Verbreitung zu verschaffen, deren sie würdig sind." [1])

Die Sammlung nahm einen langsamen, aber günstigen Verlauf. Philippson hatte seinen Zweck, die Idee zu einem, Riesser würdigen Denkmal angeregt und in Fluß gebracht zu haben, alsbald erreicht. Im Juli 1863 bildete sich nämlich in Frankfurt a. M. ein Komitee, das die Herausgabe der Schriften Riessers ebenfalls als Zielpunkt aufstellte. Dasselbe adoptierte freilich den Gedanken, den Druck der Schriften aus den gesammelten Beiträgen zu bewirken und jedem Spender ein Exemplar zum Kostenpreise zu liefern, nicht, setzte vielmehr den Preis für jedes Exemplar verhältnismäßig sehr hoch an. Um jedoch „in diese uns allen werte Angelegenheit keinenfalls einen Dualismus zu bringen", wie er Jakob Weil, dem Vorsitzenden des Frankfurter Komitees, schrieb, schloß er sich demselben an. „Herr Rabbiner Dr. Philippson, welcher diese Herausgabe in ähnlicher Absicht bereits angezeigt hatte," heißt es in dem Aufrufe des Komitees vom Juli 1863, „hat sich mit ehrenvoller Bereitwilligkeit und Selbstentäußerung unserem Vorhaben angeschlossen und sich bereit erklärt, seine schätzbare Wirksamkeit und Thätigkeit, sowie die bei ihm bereits eingegangenen Beiträge demselben zuzuwenden." Er folgte auch der Einladung zum Eintritt in das Redaktions-Komitee; inwieweit er in demselben thätig war, wissen wir nicht.

Vier Jahre nach dem Tode Riessers erschienen die Gesammelten Schriften mit einer Biographie nebst Mitteilungen aus seinem Leben von M. Isler in Hamburg in vier Bänden im Verlage der Riesser-Stiftung in Frankfurt a. M.; wegen des hohen Preises fanden sie jedoch nicht die beabsichtigte Verbreitung.

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 27, 364.

Neuntes Buch.

itterarische und öffentliche Thätigkeit im Ruhestande.

Vierundfunfzigstes Kapitel.

Bonn.

Mit der Frische und Regsamkeit des Geistes hielt Philippsons
körperlicher Zustand nicht gleichen Schritt. Zu seinem
chwächten Nervensystem kam noch sein Augenleiden. Schon im
vember 1841 klagte er seinem Bruder Phöbus: „Ich leide jetzt
r viel an den Augen, sodaß ich abends kaum lesen kann.“ Im
rbste des Jahres 1854 zog er sich infolge einer heftigen Er-
tung eine Entzündung des linken Auges zu, welche bald eine
schlimme Folge annahm, daß dieses Auge ganz erblindete und
ch das rechte bisweilen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Seit-
n durfte er nur sehr wenig lesen oder schreiben und mußte sich
: beides der steten Beihülfe, vor allem seiner Frau, dann auch
ner Töchter, bedienen; in späteren Jahren hielt er sich einen
rleser. Jeder Litterat und zumal Gelehrte wird das Peinliche
d Beengende einer solchen Lage nachfühlen, die immer auf
derer, beim besten Willen nicht sachkundiger Vermittelung hin-
ist. Sehr zu statten kam ihm dabei sein vorzügliches Ge-
htnis; was er vor vielen Jahren in einem deutschen oder
räischen Buche, in einem römischen oder griechischen Klassiker

einmal gelesen hatte, wußte er selbst noch im hohen Alter rasch wieder zu finden.

Im Herbste 1861 stand er in Gefahr, das Augenlicht gänzlich zu verlieren. Nachdem er nämlich am ersten Neujahrsfeste gepredigt hatte, wirkte beim Nachhausegehen ein starker, kalter Wind so schädlich auf ihn ein, daß er heftig erkrankte und durch eine Entzündung des rechten Auges mit vollständiger Erblindung bedroht war. Da die Ärzte ihm möglichste Schonung und den Aufenthalt in einem wärmeren Klima dringend anrieten, sah er sich zu seinem und seiner Gemeinde tiefsten Leidwesen genötigt, die Stelle, die er neunundzwanzig Jahre innehatte, niederzulegen. „In den Jahren des Mannes mußte er scheiden vom Berufe des Mannes, in der Zeit der Wirksamkeit wurde ihm die Bahn verschlossen", wie er in der am 21. April 1862 gehaltenen Abschiedspredigt[1]) klagt. Am 30. April verließ er Magdeburg. Er wählte zu seinem bleibenden Aufenthalte das liebliche Bonn am Rhein. Mit trüben Ahnungen und tiefer Wehmut sahen ihn seine Magdeburger Freunde und Verehrer von dannen ziehen, da sie ihm nur noch eine kurze Lebensdauer versprechen zu dürfen meinten; so sehr schien seine physische Kraft gebrochen. Allein die frische und stärkende Luft der reizenden Rheinstadt, sowie das ruhige und behagliche Heim, das seine hingebungsvolle Gattin ihm dort schuf, belebte seinen Organismus von neuem und allmählich schwand die Nachwirkung seiner früheren Krankheiten. Er hatte sich ein Häuschen vor der Stadt inmitten eines schattigen Gartens erworben; dort wohnte er, zurückgezogen, von alten und neuen Bekannten, sowie von früheren Amtsgenossen und Gelehrten häufig aufgesucht. Mit voller Hingebung widmete er sich nach wie vor der Redaktion seiner Zeitung, der Leitung des „Instituts zur Förderung der israelitischen Litteratur" und blieb mit den Strömungen der Zeit im engsten Zusammenhange.

Seine Übersiedelung nach Bonn fand in den Herzen vieler Glaubensgenossen der Rheinprovinz den freudigsten Anklang. Noch

---

[1]) Abschiedspredigt, gehalten am 7. Pessachtage (21. April) 1862. A. Ztg. d. Jdts. 26, 237 ff.

vor seiner Ankunft begrüßte ihn ein Anonymus in der „Kölnischen Zeitung“ mit folgendem Gedichte:

„An Herrn

Dr. Ludwig Philippson,

Rabbiner in Magdeburg.

Wenn auch nicht mehr im Amt, stehst Du doch auf der Warte
Des Glaubens uns'rer Väter und kämpfest für das Licht,
Zu unserm Schutz schwingst Du die heilige Standarte,
Wehrst jeden Angriff a[illegible]: das Auge bricht.
Dem Ehrenmanne Heil [illegible]ß aus unsern Mauern,
Die Wahrheit siegt zule[illegible]ig wird sie dauern.“

Mehrere Gemeinden [illegible]nprovinz beeilten sich, ihm durch Zuschriften ihre Verehru[illegible]gegenzubringen, allen voran die Gemeinde zu Köln, dere[illegible]ter ihn mit den anerkennenden Worten begrüßten: „Wie [illegible]eich Sie unmittelbar in Ihrem bisherigen Sprengel gewirk[illegible]ist aus dem ungeteilten Schmerze desselben um Ihr Scheiden [illegible]nnen. Ihre Wirksamkeit hat sich jedoch weit über dessen G[illegible]naus erstreckt. Sie haben durch Ihren hohen Geist in W[illegible]d Schrift die Apathie, in welche das Judentum teilweise versunken war, erfolgreich bekämpft. Sie haben durch Ihre Zeitung neues Leben gegossen in unsere Gemeinde-, Synagogen- und Schulverhältnisse. Sie haben die Angriffe der Bosheit und des Vorurteils, so oft sie gegen Israel gerichtet wurden, stets siegreich zurückgewiesen, und Ihre mächtige Feder verstand es, unsere Gegner zu widerlegen und zu beschämen.“ Die Bonner Gemeinde ernannte Philippson, der auch Bürger der Stadtgemeinde geworden war, zu ihrem Ehrenmitgliede. Später entschloß er sich, das Vorsteheramt der Synagogengemeinde Bonn zu übernehmen, mußte es aber, nachdem er den Bau eines neuen Gotteshauses und die Anlegung eines neuen Friedhofes durchgeführt hatte, schon nach einem Jahre aus Gesundheitsrücksichten niederlegen. Alle Anträge, welche ihm in der ersten Zeit seines Bonner Aufenthaltes von namhaften Gemeinden gestellt wurden, wieder ins Amt zu

einmal gelesen hatte, wußte er selbst noch im hohen Alter rasch wieder zu finden.

Im Herbste 1861 stand er in Gefahr, das Augenlicht gänzlich zu verlieren. Nachdem er nämlich am ersten Neujahrsfeste gepredigt hatte, wirkte beim Nachhausegehen ein starker, kalter Wind so schädlich auf ihn ein, daß er heftig erkrankte und durch eine Entzündung des rechten Auges mit vollständiger Erblindung bedroht war. Da die Ärzte ihm möglichste Schonung und den Aufenthalt in einem wärmeren Klima dringend anrieten, sah er sich zu seinem und seiner Gemeinde tiefsten Leidwesen genötigt, die Stelle, die er neunundzwanzig Jahre innehatte, niederzulegen. „In den Jahren des Mannes mußte er scheiden vom Berufe des Mannes, in der Zeit der Wirksamkeit wurde ihm die Bahn verschlossen", wie er in der am 21. April 1862 gehaltenen Abschiedspredigt[1]) klagt. Am 30. April verließ er Magdeburg. Er wählte zu seinem bleibenden Aufenthalte das liebliche Bonn am Rhein. Mit trüben Ahnungen und tiefer Wehmut sahen ihn seine Magdeburger Freunde und Verehrer von dannen ziehen, da sie ihm nur noch eine kurze Lebensdauer versprechen zu dürfen meinten; so sehr schien seine physische Kraft gebrochen. Allein die frische und stärkende Luft der reizenden Rheinstadt, sowie das ruhige und behagliche Heim, das seine hingebungsvolle Gattin ihm dort schuf, belebte seinen Organismus von neuem und allmählich schwand die Nachwirkung seiner früheren Krankheiten. Er hatte sich ein Häuschen vor der Stadt inmitten eines schattigen Gartens erworben; dort wohnte er, zurückgezogen, von alten und neuen Bekannten, sowie von früheren Amtsgenossen und Gelehrten häufig aufgesucht. Mit voller Hingebung widmete er sich nach wie vor der Redaktion seiner Zeitung, der Leitung des „Instituts zur Förderung der israelitischen Litteratur" und blieb mit den Strömungen der Zeit im engsten Zusammenhange.

Seine Übersiedelung nach Bonn fand in den Herzen vieler Glaubensgenossen der Rheinprovinz den freudigsten Anklang. Noch

---

[1]) Abschiedspredigt, gehalten am 7. Pessachtage (21. April) 1862. A. Ztg. d. Jdts. 26, 237 ff.

vor seiner Ankunft begrüßte ihn ein Anonymus in der „Kölnischen Zeitung“ mit folgendem Gedichte:

„An Herrn

Dr. Ludwig Philippson,

Rabbiner in Magdeburg.

Wenn auch nicht mehr im Amt, stehst Du doch auf der Warte
Des Glaubens uns'rer Väter und kämpfest für das Licht,
Zu unserm Schutz schwingst Du die heilige Standarte,
Wehrst jeden Angriff ab, bis Dir das Auge bricht.
Dem Ehrenmanne Heil und Gruß aus unsern Mauern,
Die Wahrheit siegt zuletzt und ewig wird sie dauern.“

Mehrere Gemeinden der Rheinprovinz beeilten sich, ihm durch Zuschriften ihre Verehrung entgegenzubringen, allen voran die Gemeinde zu Köln, deren Vertreter ihn mit den anerkennenden Worten begrüßten: „Wie segensreich Sie unmittelbar in Ihrem bisherigen Sprengel gewirkt haben, ist aus dem ungeteilten Schmerze desselben um Ihr Scheiden zu erkennen. Ihre Wirksamkeit hat sich jedoch weit über dessen Grenzen hinaus erstreckt. Sie haben durch Ihren hohen Geist in Wort und Schrift die Apathie, in welche das Judentum teilweise versunken war, erfolgreich bekämpft. Sie haben durch Ihre Zeitung neues Leben gegossen in unsere Gemeinde-, Synagogen- und Schulverhältnisse. Sie haben die Angriffe der Bosheit und des Vorurteils, so oft sie gegen Israel gerichtet wurden, stets siegreich zurückgewiesen, und Ihre mächtige Feder verstand es, unsere Gegner zu widerlegen und zu beschämen.“ Die Bonner Gemeinde ernannte Philippson, der auch Bürger der Stadtgemeinde geworden war, zu ihrem Ehrenmitgliede. Später entschloß er sich, das Vorsteheramt der Synagogengemeinde Bo[...] nehmen, mußte es aber, nachdem er den Bau eines [...] hauses und die Anlegung eines neuen Friedhofes du[...] schon nach einem Jahre aus Gesundheitsrücksichten n[...] Anträge, welche ihm in der ersten Zeit seines Bon[...] von namhaften Gemeinden gestellt wurden, wieder [...] treten, wies er entschieden ab. Nur die dringenden Bitten

Freunde in Aachen und Bochum konnten ihn bewegen, die dortigen neuen Synagogen einzuweihen.[1])

Bei dem warmen Interesse, welches er von jeher für das Wohl der Lehrer hatte, nahm er an den Konferenzen der israelitischen Lehrer Westfalens und der Rheinprovinz, welche in Essen, Köln, Bonn und anderen Orten stattfanden, persönlichen Anteil. Sein Erscheinen machte auf die Jugendbildner einen tiefen Eindruck. „Die ehrwürdige, etwas angegriffene Gestalt des Mannes, sein hoher Geist und die gemütliche Herzlichkeit des ihm eigentümlichen, für seinen hohen Beruf geschaffenen Organs erwärmte und begeisterte alle Anwesenden."

Im August 1864 wohnte er der Lehrerversammlung bei, welche zur Gründung eines „Lehrerunterstützungsvereins für ganz Deutschland" in Mainz tagte. Er hatte die Befriedigung, daß seine geltend gemachten Ansichten teilweise durchdrangen. Eine Wahl in das Komitee mußte er aus Mangel an Zeit ablehnen.

Im November 1866 folgte er einer Einladung nach Köln zur Beratung über den Fortbestand und die Reorganisation des Haindorfschen Lehrerseminars in Münster. Zu diesem Behufe wurde ein Komitee und Philippson als Mitglied desselben gewählt.[2])

Nach fünfjähriger Trennung von Magdeburg gab ihm im Mai 1867 ein Familienfest, die silberne Hochzeit seines dort wohnenden Bruders Julius,[3]) Veranlassung, nach der alten Heimat zurückzukehren. Sobald dies bekannt geworden, richtete der Vorstand der Gemeinde an Philippson die Bitte, bei seiner Anwesenheit in ihrer Mitte von seiner alten Kanzel wieder einmal zur Gemeinde zu sprechen. Er sagte zu und hielt am 25. Mai mit jugendlicher

---

[1]) Zur Einweihung der neuen Synagoge in Aachen am 18. und 19. September 1862. Zwei Reden .... nebst Festbericht. Aachen, Kaatzer, 1862.

Der Friedensbund. Predigt, gehalten am 28. August 1863 zur Einweihung der Synagoge zu Bochum. Bochum, W. Stumpf.

[2]) A. Ztg. d. Jdts. 30, 723 ff.

[3]) Die bei der Trauung seines Bruders gehaltene Rede erschien unter dem Titel: Worte der Liebe, gesprochen zur Trauung seines Bruders in der Synagoge zu Halberstadt am 19. Mai 1842 (Halberstadt, Lindequist u. Schönrock, 1842), in kurzer Zeit in mehreren Auflagen.

Kraft eine Predigt,[1]) welche einen mächtigen Eindruck zurückließ. Tags darauf fand ihm zu Ehren ein Festmahl statt, an dem über hundertundfunfzig Personen teilnahmen. Als Zeichen der Wertschätzung überreichte ihm das Festkomitee namens der Gemeinde ein kostbares Ehrengeschenk.

Philippson, der die Gleichstellung der Juden und die Neubelebung, sowie die Verteidigung des Judentums auf seinen Banner geschrieben hatte, harrte auch im Ruhestande im Kampfe mutig aus. Er stand mit seiner Zeitung immer in vorderster Reihe als anregender, ratender und leitender Geist. Dabei verfolgte er unausgesetzt mit innigem Interesse die neueren Erscheinungen auf wissenschaftlichem Gebiete und war unermüdlich litterarisch thätig; einige seiner besten prosaischen und poetischen Leistungen verdanken gerade dem ersten Jahrzehnt seines Bonner Aufenthaltes ihre Entstehung.

Zu seinen anerkannt besten Arbeiten gehört seine Schrift über den Prozeß Jesu.

Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Der Prozeß Jesu.

Der Prozeß Jesu und die Beteiligung der Juden an ihm war seit nahezu vierzig Jahren der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung geworden: Salvador, Strauß, Saalschütz, Renan, Graetz waren in ihren Untersuchungen zu verschiedenen Resultaten gelangt. Als dann Napoleon III. in der Vorrede zu seinem „Leben Cäsars" den Juden den Vorwurf machte, daß sie Jesus gekreuzigt hätten, entschloß sich Philippson von neuem zu untersuchen, ob dieser Vorwurf, der seit siebzehn Jahrhunderten auf den Juden lastete, gerechtfertigt oder völlig zu beseitigen sei. Dies war der Zweck seiner Schrift „Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?"[2]) In

[1]) Freiheit und Gesetz. Predigt, gehalten in der Synagoge zu Magdeburg am 25. Mai 1867. A. Ztg. d. Jdts. 31, 505 ff.; s. auch 487 ff.

[2]) Berlin, L. Gerschel, 1866; zuerst erschienen A. Ztg. d. Jdts. 29, Nr. 21 ff.

Amberley, welcher das Dogma von der Göttlichkeit Jesu vernichtet und die ganze Entstehungsgeschichte des Christentums vorurteilslos behandelt, gelangt zu dem Schlusse, daß für Jesus die Verurteilung durch die Römer erfließen mußte, ohne daß aus ihr den Juden eine wirkliche Verantwortung erstehe. Den Prozeß Jesu selbst unterzog er keiner Kritik, was unbedingt geschehen wäre, wenn er die Arbeit Philippsons gekannt hätte.

Einen polemischen Charakter wie diese Schrift hat auch eine andere, welche gegen Strauß gerichtet ist.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Gegen David Friedrich Strauß.

Ein ungewöhnliches Aufsehen machte die 1872 erschienene Schrift von David Friedrich Strauß „Der alte und der neue Glaube". In wenigen Monaten waren vier Auflagen vergriffen. Die Aufnahme, welche das Buch fand, war geradezu ein kulturgeschichtliches Ereignis zu nennen. Strauß, welcher seit dem Erscheinen des „Leben Jesu", das er 1864 aufs neue, „für das deutsche Volk bearbeitet", herausgab,[1] unter den deutschen Schriftstellern durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, sowie durch die Kunst der Darstellung einen hervorragenden Platz einnahm, imponierte auch besonders durch seine Ehrlichkeit und Entschiedenheit, durch seinen Freimut und seinen männlichen Charakter. „Dies sind Eigenschaften, welche die Aussagen eines solchen Mannes bei denen, die nicht tiefer schauen, die den Gegenstand nicht schärfer zu prüfen vermögen, sehr unterstützen." Strauß zog allerdings zunächst gegen das Christentum zu Felde: nur hier und da erwähnte er des Judentums, und was er von diesem sagt, meint Philippson, „gehört mit zu dem schwächsten Teil dieser Schrift". Aber hierbei blieb er nicht stehen: er richtete seine Geschosse gegen allen Gottes-

[1]) „Das Leben Jesu" von Strauß in seinem Verhältnis zum Judentum wurde von Philippson beleuchtet A. Ztg. d. Jdts. 28, 235 ff.

Erst mehrere Jahre nach dem Erscheinen der Schrift und der verschiedenen Übersetzungen derselben verließen einige Gegenschriften die Presse, so 1872 von dem lutherischen Pastor Karl Becker in Königsberg in der Neumark eine „Antwort“ in deutscher,[1]) 1881 von einem Anonymus eine „historisch-kritische Untersuchung“ [2]) in dänischer, und eine grimmige Entgegnung des Advokaten M. Rosati in Rom [3]) in italienischer Sprache. Philippson ließ alle diese Gegenschriften unbeantwortet. Er hatte die große Genugthuung, daß die vorurteilsfreien Gelehrten, gestützt auf seine Abhandlung, den Tod des Stifters der christlichen Religion nicht mehr auf Rechnung der Juden schrieben. Zehn Jahre später kam er auf diese Schrift zurück und zwar in der eingehenden Besprechung des umfassenden Werkes, welches 1876 von Viscount Amberley, dem gelehrten Sohne des edelherzigen Lord John Russell, erschien.[4])

Eine andere engl. Übersetzung erschien von H. Zirndorf in Manchester, 1866.

Die rumänische Übersetzung von N. C. Popper erschien Bukarest, Popper, 1868.

Csakugyán a zsidók feszitették keresztre Jézust? Philippson L. tudór után magyarra áttette Schulhof Géza Ferencz Pest, Posner, 1868.

Häva Judarne verkligen korsfärst Jesus? Af Dr. L. Ph. Oevérsättning af C—e—g. Stockholm, 1870.

M. s. die sehr anerkennenden Rezensionen in Aftenblad und in Dagens Nyheter.

Processo, condamna e supplizio di Gesú, per L. Ph., traduzione del Tedesco di M. Dr. Ehrenreich. Torino, E. Loescher, 1881.

M. s. die Besprechung in Piccolo, Neapel, 28. April 1881.

[1]) K. Becker, Ja; die Juden haben wirklich Jesum gekreuzigt. Antwort an den Rabbiner Dr. L. Philippson in Bonn. Berlin, J. Sittenfeld, 1872.

[2]) Hvem har korsfaester Jesus? En historisk Undersögele af H. V.

glauben, gegen alle Gotteserkenntnis. Es lag in der Luft jener Tage, daß einmal so gesprochen wurde, um dem angehäuften Stoffe des Zweifels und des Unglaubens einen Ausgang zu schaffen. Das große Publikum griff nach diesem Werke gewissermaßen aus Neugierde, um zu sehen, was daraus werden würde. Solchem Erfolge gegenüber gehörte im Augenblicke nicht minder Kühnheit und unerschrockener Freimut dazu, dem Strome sich entgegenzustellen und Kritik und Gegenrede verlautbar zu machen.

Philippson war der erste, der nicht zögerte, das Straußsche Werk zu beleuchten. „Gegen Strauß sehen wir alsbald einen jüdischen Forscher auftreten," sagt Professor Friedrich Nippold, „dessen Name gleich sehr durch zusammenfassende Werke, wie durch Zeitschriftsarbeiten und Predigten, ja nicht minder selbst auf dem Gebiete der politisch-religiösen Fragen, des Trauerspiels und des Romans wohlbekannt ist. Und wer Ludwig Philippsons „Gegen David Friedrich Strauß. Der alte und der neue Glaube"[1]) im Zusammenhang liest, der kann nicht anstehen, gerade diese Gegenschrift auch wegen ihres sachlichen Inhalts besonders hervorzuheben."[2])

Die drei Faktoren der wahren, den ganzen Menschen umfassenden Religion sind nach Philippsons Ansicht Vernunft, Gemüt und Phantasie. Dem gegenüber weist er Strauß arge Einseitigkeit nach. „Er ist ein kritischer Verstand in eminenter Weise. Dies ist seine Stärke, sein großes Talent, auch sein Verdienst. Aber von konstruierender Vernunft nur geringe Spur; vom Herzen, dessen wahrem Inhalt und unermeßlicher Bedeutung für den Menschen keine Ahnung. Nur die Einbildungskraft, die von ihm am meisten bekämpfte Geistesthätigkeit, spielt ihm, nämlich da, wo er positiv werden will, einen argen Streich." Ebenso wird diesem positiven ... Schrift der Mangel an wissenschaftlicher Selbständigkeit ... r hält hier nur mit Erborgtem, Entlehntem Haus, ... ung und Originalität fehlt ihm und er verfällt

[1]) ... A. Ztg. d. Jdts. 36, Nr. 45 ff., dann separat Berlin,

ı solche Widersprüche, daß, ginge er selbst als Kritiker an sein
genes Produkt, er der erste wäre, der dessen Schwächen erkennen
nd bloslegen würde."

Mit der ersten Abteilung des „alten und neuen Glaubens"
t Philippson bald fertig. Er steht nicht an, die Straußsche Be-
rteilung des Christentums, obgleich er nur „entschieden und
ücksichtslos ausgesprochen, was kritisch längst erkannt und von der
Vernünftigkeit gegen die christlichen Dogmen eingewendet worden
t," der Unbilligkeit und Ungeschichtlichkeit zu zeihen. „Es ist
nmer schlimm, eine große welthistorische Erscheinung lediglich aus
ugespitzten kritischen Gesichtspunkten zu betrachten .... Wenn
Strauß sagt, das Christentum sei nie über die Kreuzzüge und
Scheiterhaufen hinausgekommen, es sei die Religion des Bettel-
vesens u. s. w., so sind dies Übertreibungen, die man nicht einmal
em Kritiker zu gute halten kann."

Was Philippsons Schrift ihren besonderen Wert verleiht, das
st die zusammenhängende Darstellung dessen, was wirklich Religion
enannt zu werden verdient. Nach treffender Kritik des Strauß-
Feuerbachschen Religionsbegriffes und eingehender Charakteristik
es Ursprungs und der Entwickelung des Monotheismus, den er
u einem Erzeugnis der Horden gestempelt, zeichnet Philippson im
ritten Abschnitt seiner Schrift vor allem die jüdische Gottesidee
nd weist sowohl den umfassenden Begriff der Liebe, wie andererseits
en des Absoluten in der Bibel nach. Gegen Strauß' Unwissenheit
uf diesem Gebiete geht es aufs schärfste vor. „Sobald Strauß
as Neue Testament verläßt, erweist er sich als einen oberflächlichen,
ıngründlichen Gelehrten. Zugleich ist es die Oberflächlichkeit, die
ich stets im Rubrizieren gefällt, und sobald sie letzteres fertig be-
ommt, mit der ganzen Sache fertig zu sein glaubt." Weil es mit
er Religion und dem Monotheismus nichts ist, giebt es auch für
Strauß keinen „persönlichen" Gott. „Wir gestehen offen," sagt
Philippson, „für einen deutschen Denker bedient er sich so hölzerner
Waffen, daß er sich deren schämen müßte. Auf welch ein schwäch-
iches Publikum muß er gerechnet haben! ... Freilich, wenn man
ich kindliche Vorstellungen aussucht, an deren Wortlaut sich klammert,

hat man es leicht, einen vernichtenden Streich zu führen, aber diese Vernichtung besteht eben blos in der Einbildung des tapfern Kämpen ... Strauß treibt nur eine Spiegelfechterei mit dem Worte „persönlich," welches, weil es eben leicht zu falschen Vorstellungen verleiten kann, in der jüdischen Religionslehre gar nicht gebräuchlich ist." Hinsichtlich der Straußschen Behandlung der Beweisversuche für das Dasein Gottes hebt Philippson hervor, daß „Kant, der zuerst die Beweise der älteren philosophischen Schulen als unzulänglich nachzuweisen suchte, ebenso wie Fichte, Schelling und Hegel dennoch immer selbst wieder auf Beweise für das Dasein Gottes zurückkamen und solche nach ihrer Überzeugung und aus ihren Anschauungen heraus aufstellten." „Wir müssen doch nach dem Grunde dieser Erscheinung fragen, und der kann in nichts anderem liegen, als daß sie, wie die Unzulänglichkeit der Beweise, auch die Unzulänglichkeit ihrer Gegenbeweise erkannten und deshalb nach neuen Beweisen suchten . . . Strauß wird uns mit seinem „altmodisch" nicht abschrecken, denn seine vermeintlichen Gegenbeweise sind bereits auch altmodisch geworden." Überhaupt beruht der Gottesglaube nicht allein auf Schlüssen und Beweisen, nicht auf dem Denkvermögen allein, sondern auch auf dem Gefühlsleben. Der Gottesglaube gehört der gesamten Menschheit an; der einzelne kann ihn sich zurechtlegen, ihn verkümmern und ableugnen — nur bilde er sich nicht ein, ihn der Menschheit geraubt, durch seine individuellen Schlüsse als nichtig erwiesen zu haben.

Manches Treffende, das von anderer Seite, nach Rippolds Urteil,[1]) lange nicht so hervorgehoben, bietet der vierte Abschnitt von Philippsons Schrift über die Unsterblichkeitsfrage. „Strauß muß wirklich voraussetzen, daß die Menschen bereits diese großartige Hoffnung gänzlich aus ihrem Herzen gerissen hätten, um mit so wenig sagenden Sätzen sie abgethan zu haben." „Für wen, fragen wir, hat er eigentlich seine Widerlegung geschrieben? Doch wohl nur für solche, welche ebenso wenig über die Beweise für die Unsterblichkeit als über seine Widerlegung derselben nachzudenken, sondern sich mit einem sie frappierenden Schlagworte zu begnügen

pflegen. Wenn Strauß schließlich die kindische Frage aufwirft: an welchem Orte die unsterblichen Seelen untergebracht werden sollen, da doch die Sterne als Weltkörper ihre eigenen Bewohner haben müßten; so antwortet Philippson: „In der That, die gebildete Welt steht sehr tief in den Augen dieser kritischen Helden, um sich solche Fraubasereien auftischen zu sehen — nein, nein! sie steht wirklich noch sehr tief, da sie denselben Beifall klatscht!"

Nachdem Strauß alles was die Menschheit unter Religion versteht, geleugnet hat, will es ihm doch nicht behagen, sie ohne Religion zu lassen. Er sucht Rat bei anderen Denkern und da nun Schleiermacher das Wesen der Religion im Abhängigkeitsgefühle erkannt hat, so kommt Strauß zu der Erklärung, daß er sich vom Universum, vom „All" abhängig fühle, weil er „ein Teil des Teiles" sei. Doch das kann nicht mehr Religion genannt werden. Strauß hat sich hier von der Einbildungskraft, die er sonst so sehr perhorresciert, einen Streich spielen lassen. „Du erklärst die Welt für vernünftig und gut. Wer hat denn Vernunft und Güte in die Welt gebracht?" Strauß zeigt sich empört gegen die Pessimisten, und er, der es für keine Blasphemie hält, alles Religiöse zu leugnen, ruft ganz entrüstet aus: „Es erscheint uns vermessen und ruchlos von seiten eines einzelnen Menschenwesens, sich so keck dem All, aus dem es stammt, von dem es auch das Bischen Vernunft hat, das es mißbraucht, gegenüberzustellen."

Das Resultat Philippsons über den „neuen Glauben" selbst kommt darauf hinaus: „Strauß nennt seine Ansichten den „neuen Glauben". Aber sie sind nichts Neues; sie sind nur die jüngste Manifestation einer sehr alten Geistesrichtung . . . Vergebens klammert er sich an Kant; Voltaire und Karl Vogt haben ihn erfaßt und ziehen ihn sich nach. Vergebens schrecken ihn Schopenhauer und v. Hartmann ab; daß er sich ihnen nicht ergiebt, fällt ihm zur Schwäche aus." Der Standpunkt, auf welchen sich Strauß gestellt, konnte schon nach einiger Zeit als ein überwundener angesehen werden.[1])

[1]) Von den Rezensionen, welche über die Schrift Philippsons erschienen, sei nur die in der Nationalzeitung vom 21. Juni 1873 genannt.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Petition um die Rechte der Juden in Preußen.

Die preußischen Juden, welche der von Philippson gegebenen Initiative willig folgten, haben durch ihren kräftigen Widerstand gegen die Reaktion und durch die energische Benutzung der günstigen Umstände die Gleichberechtigung sich schrittweise erkämpft.

Unmittelbar nach dem preußisch-österreichischen Kriege, in dem die jüdischen Jünglinge mit gleicher Hingebung und Tapferkeit auf den Schlachtfeldern ihr Blut [illegible]sen, um die neue Ära für das preußische und deutsche V[illegible] zu erringen, als die Verwundeten ohne Unterschied der Relig[illegible]h nebeneinander in den Lazareten lagen, hielt Philippson de[illegible]ent für gekommen, mit Petitionen an das k. Staatsministeri[illegible] an das Abgeordnetenhaus sich zu wenden, um volle Gleichb[illegible]ng der Juden in und vor dem Gesetze zu verlangen. „S[illegible] Jahrzehnten an der Warte jüdischer Interessen stehend," schrie[illegible] D. Joel, der Seminarrabbiner in Breslau, „Sie können, S[illegible]n das ganze jüdische Kontingent jetzt zu den Fahnen einbe[illegible] Sie sind wie kein anderer berechtigt und darum verpfli[illegible] den Geistessturm heraufzubeschwören und zu organisieren, um der deutschen Judenheit eine bessere Stellung im Staate und dem Judentum eine würdigere Gestalt im Kultus zu verschaffen."[1]) Am 10. Oktober 1866 versandte Philippson an die Vorstände der preußischen Synagogen-Gemeinden die Aufforderung, sich mit ihm zu einer im Entwurfe mitgeteilten Petition zu vereinigen. Aus allen Teilen des preußischen Staates gelangten zustimmende Vollmachten an ihn. Drei Wochen später reichte er die mit den Unterschriften der Vorstände von über 300 Gemeinden versehene Petition an das k. Staatsministerium und an das Abgeordnetenhaus ein. Die Petition hob hervor, daß das nach glorreichen Siegen vergrößerte Preußen über dreimalhunderttausend jüdische Einwohner umfasse, daß die Preußen jüdischer Religion allen Pflichten, welche Gesetz und Vaterlandsliebe allen Bürgern

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 30, 598.

pflegen. Wenn Strauß schließlich die kindische Frage aufwirft: an welchem Orte die unsterblichen Seelen untergebracht werden sollen, da doch die Sterne als Weltkörper ihre eigenen Bewohner haben müßten; so antwortet Philippson: „In der That, die gebildete Welt steht sehr tief in den Augen dieser kritischen Helden, um sich solche Fraubasereien auftischen zu sehen — nein, nein! sie steht wirklich noch sehr tief, da sie denselben Beifall klatscht!"

Nachdem Strauß alles was die Menschheit unter Religion versteht, geleugnet hat, will es ihm doch nicht behagen, sie ohne Religion zu lassen. Er sucht Rat bei anderen Denkern und da nun Schleiermacher das Wesen der Religion im Abhängigkeitsgefühle erkannt hat, so kommt Strauß zu der Erklärung, daß er sich vom Universum, vom „All" abhängig fühle, weil er „ein Teil des Teiles" sei. Doch das kann nicht mehr Religion genannt werden. Strauß hat sich hier von der Einbildungskraft, die er sonst so sehr perhorresciert, einen Streich spielen lassen. „Du erklärst die Welt für vernünftig und gut. Wer hat denn Vernunft und Güte in die Welt gebracht?" Strauß zeigt sich empört gegen die Pessimisten, und er, der es für keine Blasphemie hält, alles Religiöse zu leugnen, ruft ganz entrüstet aus: „Es erscheint uns vermessen und ruchlos von seiten eines einzelnen Menschenwesens, sich so keck dem All, aus dem es stammt, von dem es auch das Bischen Vernunft hat, das es mißbraucht, gegenüberzustellen."

Das Resultat Philippsons über den „neuen Glauben" selbst kommt darauf hinaus: „Strauß nennt seine Ansichten den „neuen Glauben". Aber sie sind nichts Neues; sie sind nur die jüngste Manifestation einer sehr alten Geistesrichtung . . . Vergebens klammert er sich an Kant; Voltaire und Karl Vogt haben ihn erfaßt und ziehen ihn sich nach. Vergebens schrecken ihn Schopenhauer und v. Hartmann ab; daß er sich ihnen nicht ergiebt, fällt ihm zur Schwäche aus." Der Standpunkt, auf welchen sich Strauß gestellt, konnte schon nach einiger Zeit als ein überwundener angesehen werden.[1])

[1]) Von den Rezensionen, welche über die Schrift Philippsons erschienen, sei nur die in der Nationalzeitung vom 21. Juni 1873 genannt.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Petition um die Rechte der Juden in Preußen.

Die preußischen Juden, welche [illegible] Initiative willig folgten, haben durch [illegible] gegen die Reaktion und durch die [illegible] Umstände die Gleichberechtigung [illegible].

Unmittelbar nach dem preußisch-österreichischen [illegible] die jüdischen Jünglinge mit gleicher Hingebung und Tapferkeit auf den Schlachtfeldern ihr Blut vergossen, um die neue [illegible] preußische und deutsche Vaterland zu erringen, als die [illegible] ohne Unterschied der Religion noch nebeneinander in den [illegible] lagen, hielt Philippson den Moment für gekommen, [illegible] an das k. Staatsministerium und an das Abgeordnetenhaus [illegible] wenden, um volle Gleichberechtigung der Juden [illegible] Gesetze zu verlangen. „Sie, seit Jahrzehnten an der [illegible] Interessen stehend,“ schrieb ihm D. Joel, der [illegible] Breslau, „Sie können, Sie müssen das [illegible] jetzt zu den Fahnen einberufen. Sie [illegible] rechtigt und darum verpflichtet, den [illegible] und zu organisieren, um der deutschen [illegible] im Staate und dem Judentum eine [illegible] zu verschaffen.“[1] Am 10. Oktober [illegible] die Vorstände der preußischen [illegible] forderung, sich mit ihm zu einer [illegible] zu vereinigen. Aus allen Teilen [illegible] zustimmende Vollmachten [illegible] die mit den Unterschriften [illegible] versehene Petition an [illegible] Abgeordnetenhaus [illegible] glorreichen [illegible] jüdische [illegible] allen Pflichten [illegible] Vaterlandsliebe [illegible]

Freunde in Aachen und Bochum konnten ihn bewegen, die dortigen neuen Synagogen einzuweihen.[1])

Bei dem warmen Interesse, welches er von jeher für das Wohl der Lehrer hatte, nahm er an den Konferenzen der israelitischen Lehrer Westfalens und der Rheinprovinz, welche in Essen, Köln, Bonn und anderen Orten stattfanden, persönlichen Anteil. Sein Erscheinen machte auf die Jugendbildner einen tiefen Eindruck. „Die ehrwürdige, etwas angegriffene Gestalt des Mannes, sein hoher Geist und die gemütliche Herzlichkeit des ihm eigentümlichen, für seinen hohen Beruf geschaffenen Organs erwärmte und begeisterte alle Anwesenden."

Im August 1864 wohnte er der Lehrerversammlung bei, welche zur Gründung eines „Lehrerunterstützungsvereins für ganz Deutschland" in Mainz tagte. Er hatte die Befriedigung, daß seine geltend gemachten Ansichten teilweise durchdrangen. Eine Wahl in das Komitee mußte er aus Mangel an Zeit ablehnen.

Im November 1866 folgte er einer Einladung nach Köln zur Beratung über den Fortbestand und die Reorganisation des Haindorfschen Lehrerseminars in Münster. Zu diesem Behufe wurde ein Komitee und Philippson als Mitglied desselben gewählt.[2])

Nach fünfjähriger Trennung von Magdeburg gab ihm im Mai 1867 ein Familienfest, die silberne Hochzeit seines dort wohnenden Bruders Julius,[3]) Veranlassung, nach der alten Heimat zurückzukehren. Sobald dies bekannt geworden, richtete der Vorstand der Gemeinde an Philippson die Bitte, bei seiner Anwesenheit in ihrer Mitte von seiner alten Kanzel wieder einmal zur Gemeinde zu sprechen. Er sagte zu und hielt am 25. Mai mit jugendlicher

---

[1]) Zur Einweihung der neuen Synagoge in Aachen am 18. und 19. September 1862. Zwei Reden .... nebst Festbericht. Aachen, Kaatzer, 1862.

Der Friedensbund. Predigt, gehalten am 28. August 1863 zur Einweihung der Synagoge zu Bochum. Bochum, W. Stumpf.

[2]) A. Ztg. d. Jdts. 30, 723 ff.

[3]) Die bei der Trauung seines Bruders gehaltene Rede erschien unter dem Titel: Worte der Liebe, gesprochen zur Trauung seines Bruders in der Synagoge zu Halberstadt am 19. Mai 1842 (Halberstadt, Lindequist u. Schönrock, 1842), in kurzer Zeit in mehreren Auflagen.

Kraft eine Predigt,[1]) welche einen mächtigen Eindruck zurückließ. Tags darauf fand ihm zu Ehren ein Festmahl statt, an dem über hundertundfunfzig Personen teilnahmen. Als Zeichen der Wertschätzung überreichte ihm das Festkomitee namens der Gemeinde ein kostbares Ehrengeschenk.

Philippson, der die Gleichstellung der Juden und die Neubelebung, sowie die Verteidigung des Judentums auf seinen Banner geschrieben hatte, harrte auch im Ruhestande im Kampfe mutig aus. Er stand mit seiner Zeitung immer in vorderster Reihe als anregender, ratender und leitender Geist. Dabei verfolgte er unausgesetzt mit innigem Interesse die neueren Erscheinungen auf wissenschaftlichem Gebiete und war unermüdlich litterarisch thätig; einige seiner besten prosaischen und poetischen Leistungen verdanken gerade dem ersten Jahrzehnt seines Bonner Aufenthaltes ihre Entstehung.

Zu seinen anerkannt besten Arbeiten gehört seine Schrift über den Prozeß Jesu.

Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Der Prozeß Jesu.

Der Prozeß Jesu und die Beteiligung der Juden an ihm war seit nahezu vierzig Jahren der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung geworden: Salvador, Strauß, Saalschütz, Renan, Graetz waren in ihren Untersuchungen zu verschiedenen Resultaten gelangt. Als dann Napoleon III. in der Vorrede zu seinem „Leben Cäsars“ den Juden den Vorwurf machte, daß sie Jesus gekreuzigt hätten, entschloß sich Philippson von neuem zu untersuchen, ob dieser Vorwurf, der seit siebzehn Jahrhunderten auf den Juden lastete, gerechtfertigt oder völlig zu beseitigen sei. Dies war der Zweck seiner Schrift „Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?“[2]) In

[1]) Freiheit und Gesetz. Predigt, gehalten in der Synagoge zu Magdeburg am 25. Mai 1867. A. Ztg. d. Jdts. 31, 505 ff.; s. auch 487 ff.

[2]) Berlin, L. Gerschel, 1866; zuerst erschienen A. Ztg. d. Jdts. 29, Nr. 21 ff.

objektiver Wissenschaftlichkeit, mit der Ruhe und Klarheit historischer Kritik prüfte er die Quellen dieses fraglichen Gegenstandes und wies nach, daß die Berichte der Evangelisten des geschichtlichen Nachweises entbehren, den Verlauf der Dinge mit bestimmter Absicht entstellt, nach Belieben hinzugefügt und ausgemalt haben, daß vielmehr aus ihnen selbst mit sorgfältiger Berücksichtigung der geschichtlichen Verhältnisse erweisbar ist, daß die gerichtliche Verfolgung und Verurteilung Jesus durch das Synedrion, sowie die Forderung seines Todes durch das jüdische Volk aller geschichtlicher Begründung ermangele. Die Römer, mit dem unbeugsamen Pilatus an der Spitze, haben Jesum, der ohne irgend eine Anfechtung von seiten der Juden that und sprach was ihm gut dünkte, aus politischem Argwohn verurteilt und als „König der Juden" gekreuzigt.

Diese Schrift erregte allgemeines Aufsehen. Obgleich von der christlich-theologischen Presse heftig angegriffen,[1]) dehnte sie ihre Wirksamkeit über einen großen Teil der civilisierten Welt aus. Sie wurde ins Holländische, von G. Rubin, einem Bankier in Kopenhagen, ins Dänische, von M. Meyer in New-York und dann noch von zwei anderen ins Englische, von dem Schuldirektor N. C. Popper in Bukarest ins Rumänische, von dem Advokaten Geza F. Schulhof in Budapest, sowie von F. Roth zusammen mit J. Hecht ins Ungarische, sie wurde ins Schwedische, ins Polnische, ins Hebräische und von Rabbiner M. Ehrenreich in Rom ins Italienische übertragen.[2])

---

[1]) Von den zahlreichen Besprechungen seien nur genannt: Deutsche Allg. Zeitung (Leipzig) vom 13. Februar 1866; Theologisches Litteraturblatt 1866, Nr. 1; Reich Gottes. Christliches Volksblatt für Rheinland (Karlsruhe) 1866, Nr. 11, die Antwort Philippsons darauf, s. A. Ztg. d. Jdts. 30, 323 ff.

[2]) Die Titel der Übersetzungen lauten:

Hebben werkelijk de Joden Jezus gekruisigd? Beschouwing van en naar Dr. L. Philippson. Zutphen, W. J. Thieme & Co., 1866

M. s. auch die Rezension in De Dageraad (Amsterdam) 11 Jahrg., 22. Teil, S. 177 ff. (v. 1. Mai 1866).

Hove Joderna virkelig korsfaestet Jesus? Af Dr. L. Ph. Oversat of g. —r. Kjöbenhavn, Th. Gandrup, 1866.

The Crucifixion and the Jews, by Dr. L. Ph., translated from the German by Maurice Mayer, of the New-York Bar. Philadelphia, Jones and Hamilton, 1866. (Mit einer Vorrede von Js. Lesser.)

Erst mehrere Jahre nach dem Erscheinen der Schrift und der verschiedenen Übersetzungen derselben verließen einige Gegenschriften die Presse, so 1872 von dem lutherischen Pastor Karl Becker in Königsberg in der Neumark eine „Antwort" in deutscher,[1]) 1881 von einem Anonymus eine „historisch-kritische Untersuchung"[2]) in dänischer, und eine grimmige Entgegnung des Advokaten M. Rosati in Rom[3]) in italienischer Sprache. Philippson ließ alle diese Gegenschriften unbeantwortet. Er hatte die große Genugthuung, daß die vorurteilsfreien Gelehrten, gestützt auf seine Abhandlung, den Tod de[illegible]ters der christlichen Religion nicht mehr auf Rechnung der [illegible] schrieben. Zehn Jahre später kam er auf diese Schrift zurück [illegible]war in der eingehenden Besprechung des umfassenden Werkes, [illegible]es 1876 von Viscount Amberley, dem gelehrten Sohne des [illegible]rzigen Lord John Russell, erschien.[4])

Eine andere engl. Überset[illegible]chien von H. Zirndorf in Manchester, 1866.

Die rumänische Überse[illegible]on N. E. Popper erschien Bukarest, Popper, 1868.

Csakugyán a zsidók fesz[illegible] keresztre Jézust? Philippson L. tudór után magyarra áttette Schul[illegible]éza Ferencz Pest, Posner, 1868.

Häva Judarne verkligen korsfärst Jesus? Af Dr. L. Ph. Oevérsättning af C—e—g. Stockholm, 1870.

M. s. die sehr anerkennenden Rezensionen in Aftenblad und in Dagens Nyheter.

Processo, condamna e supplizio di Gesú, per L. Ph., traduzione del Tedesco di M. Dr. Ehrenreich. Torino, E. Loescher, 1881.

M. s. die Besprechung in Piccolo, Neapel, 28. April 1881.

[1]) K. Becker, Ja; die Juden haben wirklich Jesum gekreuzigt. Antwort an den Rabbiner Dr. L. Philippson in Bonn. Berlin, J. Sittenfeld, 1872.

[2]) Hvem har korsfaestet Jesus? En historisk Undersögele af H. V. Kjöbenhavn, Hagerups, 1881.

[3]) Sull' opusculo di L. Dr. Philippson, tradotto dal tedesco da M. Dr. Ehrenreich sotto al titolo Processo etc. dell' avvocato Mateo Rosati. Roma, 1881.

[4]) Viscount Amberley, An Analysis of religious belief. 2 Bde. (London 1876.) Das Werk wurde von Philippson eingehend besprochen in den Artt. „Viscount Amberley und das Judentum", A. Ztg. d. Jdts. 40,

Amberley, welcher das Dogma von der Göttlichkeit Jesu verwirft und die ganze Entstehungsgeschichte des Christentums vorurteilslos behandelt, gelangt zu dem Schlusse, daß für Jesus die Verurteilung durch die Römer erfließen mußte, ohne daß aus ihr den Juden eine wirkliche Verantwortung erstehe. Den Prozeß Jesu selbst unterzog er keiner Kritik, was unbedingt geschehen wäre, wenn er die Arbeit Philippsons gekannt hätte.

Einen polemischen Charakter wie diese Schrift hat auch eine andere, welche gegen Strauß gerichtet ist.

Sechsundfunfzigstes Kapitel.

Gegen David Friedrich Strauß.

Ein ungewöhnliches Aufsehen machte die 1872 erschienene Schrift von David Friedrich Strauß „Der alte und der neue Glaube". In wenigen Monaten waren vier Auflagen vergriffen. Die Aufnahme, welche das Buch fand, war geradezu ein kulturgeschichtliches Ereignis zu nennen. Strauß, welcher seit dem Erscheinen des „Leben Jesu", das er 1864 aufs neue, „für das deutsche Volk bearbeitet", herausgab,[1]) unter den deutschen Schriftstellern durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, sowie durch die Kunst der Darstellung einen hervorragenden Platz einnahm, imponierte auch besonders durch seine Ehrlichkeit und Entschiedenheit, durch seinen Freimut und seinen männlichen Charakter. „Dies sind Eigenschaften, welche die Aussagen eines solchen Mannes bei denen, die nicht tiefer schauen, die den Gegenstand nicht schärfer zu prüfen vermögen, sehr unterstützen." Strauß zog allerdings zunächst gegen das Christentum zu Felde; nur hier und da erwähnte er des Judentums, und was er von diesem sagt, meint Philippson, „gehört mit zu dem schwächsten Teil dieser Schrift". Aber hierbei blieb er nicht stehen: er richtete seine Geschosse gegen allen Gottes-

[1]) „Das Leben Jesu" von Strauß in seinem Verhältnis zum Judentum wurde von Philippson beleuchtet A. Ztg. d. Jdts. 28, 235 ff.

glauben, gegen alle Gotteserkenntnis. Es lag in der Luft jener Tage, daß einmal so gesprochen wurde, um dem angehäuften Stoffe des Zweifels und des Unglaubens einen Ausgang zu schaffen. Das große Publikum griff nach diesem Werke gewissermaßen aus Neugierde, um zu sehen, was daraus werden würde. Solchem Erfolge gegenüber gehörte im Augenblicke nicht minder Kühnheit und unerschrockener Freimut dazu, dem Strome sich entgegenzustellen und Kritik und Gegenrede verlautbar zu machen.

Philippson war der erste, der nicht zögerte, das Straußsche Werk zu beleuchten. „G[illegible]Strauß sehen wir alsbald einen jüdischen Forscher auftret[illegible]agt Professor Friedrich Nippold, „dessen Name gleich sehr [illegible]usammenfassende Werke, wie durch Zeitschriftsarbeiten und P[illegible]en, ja nicht minder selbst auf dem Gebiete der politisch-relig[illegible] Fragen, des Trauerspiels und des Romans wohlbekannt ist. [illegible]d wer Ludwig Philippsons „Gegen David Friedrich Strauß. [illegible]alte und der neue Glaube“[1]) im Zusammenhang liest, der [illegible]nicht anstehen, gerade diese Gegenschrift auch wegen ihres sach[illegible] Inhalts besonders hervorzuheben.“[2])

Die drei Faktoren i[illegible]ahren, den ganzen Menschen umfassenden Religion sind n[illegible] Philippsons Ansicht Vernunft, Gemüt und Phantasie. Dem gegenüber weist er Strauß arge Einseitigkeit nach. „Er ist ein kritischer Verstand in eminenter Weise. Dies ist seine Stärke, sein großes Talent, auch sein Verdienst. Aber von konstruierender Vernunft nur geringe Spur; vom Herzen, dessen wahrem Inhalt und unermeßlicher Bedeutung für den Menschen keine Ahnung. Nur die Einbildungskraft, die von ihm am meisten bekämpfte Geistesthätigkeit, spielt ihm, nämlich da, wo er positiv werden will, einen argen Streich.“ Ebenso wird diesem positiven Teil seiner Schrift der Mangel an wissenschaftlicher Selbständigkeit vorgerückt. „Er hält hier nur mit Erborgtem, Entlehntem Haus, alle eigene Schöpfung und Originalität fehlt ihm und er verfällt

[1]) Zuerst erschienen A. Ztg. d. Jdts. 36, Nr. 45ff., dann separat Berlin, Gerschel, 1873.

[2]) Rauwenhoff und Nippold, D. Fr. Strauß' alter und neuer Glaube und seine litterarischen Ergebnisse (Leipzig, Richter u. Harassowitz, 1873) S. 204.

in solche Widersprüche, daß, ginge er selbst als Kritiker an sein eigenes Produkt, er der erste wäre, der dessen Schwächen erkennen und bloslegen würde."

Mit der ersten Abteilung des „alten und neuen Glaubens" ist Philippson bald fertig. Er steht nicht an, die Straußsche Beurteilung des Christentums, obgleich er nur „entschieden und rücksichtslos ausgesprochen, was kritisch längst erkannt und von der Vernünftigkeit gegen die christlichen Dogmen eingewendet worden ist," der Unbilligkeit und Ungeschichtlichkeit zu zeihen. „Es ist immer schlimm, eine große welthistorische Erscheinung lediglich aus zugespitzten kritischen Gesichtspunkten zu betrachten . . . . Wenn Strauß sagt, das Christentum sei nie über die Kreuzzüge und Scheiterhaufen hinausgekommen, es sei die Religion des Bettelwesens u. s. w., so sind dies Übertreibungen, die man nicht einmal dem Kritiker zu gute halten kann."

Was Philippsons Schrift ihren besonderen Wert verleiht, das ist die zusammenhängende Darstellung dessen, was wirklich Religion genannt zu werden verdient. Nach treffender Kritik des Strauß-Feuerbachschen Religionsbegriffes und eingehender Charakteristik des Ursprungs und der Entwickelung des Monotheismus, den er zu einem Erzeugnis der Horden gestempelt, zeichnet Philippson im dritten Abschnitt seiner Schrift vor allem die jüdische Gottesidee und weist sowohl den umfassenden Begriff der Liebe, wie andererseits den des Absoluten in der Bibel nach. Gegen Strauß' Unwissenheit auf diesem Gebiete geht es aufs schärfste vor. „Sobald Strauß das Neue Testament verläßt, erweist er sich als einen oberflächlichen, ungründlichen Gelehrten. Zugleich ist es die Oberflächlichkeit, die sich stets im Rubrizieren gefällt, und sobald sie letzteres fertig bekommt, mit der ganzen Sache fertig zu sein glaubt." Weil es mit der Religion und dem Monotheismus nichts ist, giebt es auch für Strauß keinen „persönlichen" Gott. „Wir gestehen offen," sagt Philippson, „für einen deutschen Denker bedient er sich so hölzerner Waffen, daß er sich deren schämen müßte. Auf welch ein schwächliches Publikum muß er gerechnet haben! . . . Freilich, wenn man sich kindliche Vorstellungen aussucht, an deren Wortlaut sich klammert,

hat man es leicht, einen vernichtenden Streich zu führen, aber diese Vernichtung besteht eben blos in der Einbildung des tapfern Kämpen ... Strauß treibt nur eine Spiegelfechterei mit dem Worte „persönlich," welches, weil es eben leicht zu falschen Vorstellungen verleiten kann, in der jüdischen Religionslehre gar nicht gebräuchlich ist." Hinsichtlich der Straußschen Behandlung der Beweisversuche für das Dasein Gottes hebt Philippson hervor, daß „Kant, der zuerst die Beweise der älteren philosophischen Schulen als unzulänglich nachzuweisen suchte, ebenso wie Fichte, Schelling und Hegel dennoch immer selbst wieder auf Beweise für das Dasein Gottes zurückkamen und solche nach ihrer Überzeugung und aus ihren Anschauungen heraus aufstellten." „Wir müssen doch nach dem Grunde dieser Erscheinung fragen, und der kann in nichts anderem liegen, als daß sie, wie die Unzulänglichkeit der Beweise, auch die Unzulänglichkeit ihrer Gegenbeweise erkannten und deshalb nach neuen Beweisen suchten . . . Strauß wird uns mit seinem „altmodisch" nicht abschrecken, denn seine vermeintlichen Gegenbeweise sind bereits auch altmodisch geworden." Überhaupt beruht der Gottesglaube nicht allein auf Schlüssen und Beweisen, nicht auf dem Denkvermögen allein, sondern auch auf dem Gefühlsleben. Der Gottesglaube gehört der gesamten Menschheit an; der einzelne kann ihn sich zurechtlegen, ihn verkümmern und ableugnen — nur bilde er sich nicht ein, ihn der Menschheit geraubt, durch seine individuellen Schlüsse als nichtig erwiesen zu haben.

Manches Treffende, das von anderer Seite, nach Rippolds Urteil,[1]) lange nicht so hervorgehoben, bietet der vierte Abschnitt von Philippsons Schrift über die Unsterblichkeitsfrage. „Strauß muß wirklich voraussetzen, daß die Menschen bereits diese großartige Hoffnung gänzlich aus ihrem Herzen gerissen hätten, um mit so wenig sagenden Sätzen sie abgethan zu haben." „Für wen, fragen wir, hat er eigentlich seine Widerlegung geschrieben? Doch wohl nur für solche, welche ebenso wenig über die Beweise für die Unsterblichkeit als über seine Widerlegung derselben nachzudenken,

pflegen. Wenn Strauß schließlich die kindische Frage aufwirft: an welchem Orte die unsterblichen Seelen untergebracht werden sollen, da doch die Sterne als Weltkörper ihre eigenen Bewohner haben müßten; so antwortet Philippson: „In der That, die gebildete Welt steht sehr tief in den Augen dieser kritischen Helden, um sich solche Fraubasereien auftischen zu sehen — nein, nein! sie steht wirklich noch sehr tief, da sie denselben Beifall klatscht!“

Nachdem Strauß alles was die Menschheit unter Religion versteht, geleugnet hat, will es ihm doch nicht behagen, sie ohne Religion zu lassen. Er sucht Rat bei anderen Denkern und da nun Schleiermacher das Wesen der Religion im Abhängigkeitsgefühle erkannt hat, so kommt Strauß zu der Erklärung, daß er sich vom Universum, vom „All“ abhängig fühle, weil er „ein Teil des Teiles“ sei. Doch das kann nicht mehr Religion genannt werden. Strauß hat sich hier von der Einbildungskraft, die er sonst so sehr perhorresciert, einen Streich spielen lassen. „Du erklärst die Welt für vernünftig und gut. Wer hat denn Vernunft und Güte in die Welt gebracht?“ Strauß zeigt sich empört gegen die Pessimisten, und er, der es für keine Blasphemie hält, alles Religiöse zu leugnen, ruft ganz entrüstet aus: „Es erscheint uns vermessen und ruchlos von seiten eines einzelnen Menschenwesens, sich so keck dem All, aus dem es stammt, von dem es auch das Bischen Vernunft hat, das es mißbraucht, gegenüberzustellen.“

Das Resultat Philippsons über den „neuen Glauben“ selbst kommt darauf hinaus: „Strauß nennt seine Ansichten den „neuen Glauben“. Aber sie sind nichts Neues; sie sind nur die jüngste Manifestation einer sehr alten Geistesrichtung . . . Vergebens klammert er sich an Kant; Voltaire und Karl Vogt haben ihn erfaßt und ziehen ihn sich nach. Vergebens schrecken ihn Schopenhauer und v. Hartmann ab; daß er sich ihnen nicht ergiebt, fällt ihm zur Schwäche aus.“ Der Standpunkt, auf welchen sich Strauß gestellt, konnte schon nach einiger Zeit als ein überwundener angesehen werden.[1])

[1]) Von den Rezensionen, welche über die Schrift Philippsons erschienen, sei nur die in der Nationalzeitung vom 21. Juni 1873 genannt.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Petition um die Rechte der Juden in Preußen.

Die preußischen Juden, welche der von Philippson gegebenen Initiative willig folgten, haben durch ihren kräftigen Widerstand gegen die Reaktion und durch die energische Benutzung der günstigen Umstände die Gleichberechtigung sich schrittweise erkämpft.

Unmittelbar nach dem preußisch-österreichischen Kriege, in dem die jüdischen Jünglinge mit [illegible] Hingebung und Tapferkeit auf den Schlachtfeldern ihr Blut [illegible]ssen, um die neue Ära für das preußische und deutsche V[illegible]nd zu erringen, als die Verwundeten ohne Unterschied der Relig[illegible]och nebeneinander in den Lazareten lagen, hielt Philippson de[illegible]oment für gekommen, mit Petitionen an das k. Staatsministeri[illegible]nd an das Abgeordnetenhaus sich zu wenden, um volle Gleichb[illegible]ung der Juden in und vor dem Gesetze zu verlangen. „S[illegible] Jahrzehnten an der Warte jüdischer Interessen stehend,“ schrie[illegible]. D. Joel, der Seminarrabbiner in Breslau, „Sie können, S[illegible]issen das ganze jüdische Kontingent jetzt zu den Fahnen einberufen. Sie sind wie kein anderer berechtigt und darum verpflichtet, den Geistessturm heraufzubeschwören und zu organisieren, um der deutschen Judenheit eine bessere Stellung im Staate und dem Judentum eine würdigere Gestalt im Kultus zu verschaffen.“[1]) Am 10. Oktober 1866 versandte Philippson an die Vorstände der preußischen Synagogen-Gemeinden die Aufforderung, sich mit ihm zu einer im Entwurfe mitgeteilten Petition zu vereinigen. Aus allen Teilen des preußischen Staates gelangten zustimmende Vollmachten an ihn. Drei Wochen später reichte er die mit den Unterschriften der Vorstände von über 300 Gemeinden versehene Petition an das k. Staatsministerium und an das Abgeordnetenhaus ein. Die Petition hob hervor, daß das nach glorreichen Siegen vergrößerte Preußen über dreimalhunderttausend jüdische Einwohner umfasse, daß die Preußen jüdischer Religion allen Pflichten, welche Gesetz und Vaterlandsliebe allen Bürgern

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 30, 598.

ohne Unterschied der Konfession auferlege, stets mit Freuden nachgekommen seien, daß auf den Schlachtfeldern die Juden nicht anders als die Christen ihr Blut und ihr Leben für das Vaterland hingegeben, und daß alle durch den Krieg hervorgerufenen Lasten, Opfer und Anstrengungen von ihnen gleich ihren christlichen Mitbürgern willig getragen seien. „Wir brauchen vor einem hohen Hause der Abgeordneten nicht an die Grundsätze des allgemeinen Rechtes, nicht an die Utilitätsprinzipien, welche es der Gesellschaft zur Pflicht machen, von der Summe von Geist und Kräften, die in ihr vorhanden sind, nichts fallen und unbenutzt zu lassen, zu appellieren," heißt es dann weiter, „aber das können wir nicht aufhören geltend zu machen, daß das Staatsgrundgesetz so lange für uns, für dreimalhunderttausend Preußen, nur illusorische Bestimmungen enthält, so lange frühere, demselben widersprechende Gesetze aufrecht erhalten werden und daß in der That die Gewissensfreiheit so lange noch nicht verwirklicht ist, als ein Teil des preußischen Volkes aus Gewissensrücksichten gezwungen ist, den teuersten Rechten der öffentlichen Wirksamkeit und der Anwendung ihrer Kräfte zu entsagen." Die Petition trug darauf an: „Das Haus der Abgeordneten wolle auf die endliche Verwirklichung der Artikel 4 und 12 der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 auch für die Preußen jüdischer Religion dringen und die Erklärung abgeben, daß die der Verfassung widersprechenden Bestimmungen des Gesetzes vom 23. Juli 1847, die Verhältnisse der Juden betreffend, aufgehoben und ungültig seien."[1] Diese Petition ließ Philippson jedem Abgeordneten gedruckt zusenden. Mit mehreren Mitgliedern des Hauses trat er in Verbindung, sie ersuchend, sich der Angelegenheit warm anzunehmen.

Am 12. Januar 1867 kam die Petition zur Verhandlung: die überwiegend größere Majorität sprach sich für dieselbe aus. Sämtliche Minister erklärten, daß alle der Verfassung widersprechenden Bestimmungen des Gesetzes vom 23. Juli 1847 aufgehoben und rechtsungültig seien. Bei dieser Gelegenheit trat der

[1] Die Petition, s. A. Ztg. s. Jdts. 30, 675 f.

gebildeter Arzt und trefflicher Volksredner, ein unerschütterliches Mitglied der Fortschrittspartei und aufrichtiger Bekenner des Judentums, für die Rechte seiner Glaubensgenossen in hervorragender Weise ein, sodaß Philippson, der in mehrfacher Korrespondenz mit ihm stand, sich gedrungen fühlte, ein Dank- und Anerkennungsschreiben an ihn zu richten. „Wenn meine Worte Eindruck gemacht haben," heißt es in dem Antwortschreiben Koschs, „so gebührt auch Ihnen der Dank dafür, daß Sie sich der Mühe unterzogen, fast sämtliche Synagogengemeinden der Monarchie zur Unterstützung der Petition zu veranlassen, um dadurch meiner Rede einen wirksamen Hintergrund zu verschaffen. Was ich gethan, war nur die Erfüllung einer heiligen Pflicht als Abgeordneter und Jude, und so lange es mir vergönnt sein wird für die Feststellung unserer beschworenen Rechte zu wirken, werde ich nicht aufhören, diese fest ins Auge zu fassen. Die diesmalige Diskussion im Hause war eine höchst interessante und lebhafte, und ich zweifle nicht, das sie in nicht ferner Zeit auch ihre günstige Wirkung äußern werde."

Nach diesem Erfolge im Abgeordnetenhause richtete er an das erste norddeutsche Parlament, das berufen war, das große Werk der Einigung der deutschen Nation zunächst für die norddeutschen Lande zu begründen, zusammen mit einer Denkschrift, sämtliche Ausnahmsgesetze, welchen die Bekenner des Judentums in den verschiedenen Ländern noch unterworfen waren, enthaltend, im Auftrage von vierhundertundzwanzig Gemeinden am 10. März 1867 eine Petition, in der er die gesetzliche Feststellung der Gleichheit der Deutschen jüdischen Glaubens in den norddeutschen Gauen vor dem Gesetze in Pflichten und Rechten nachsucht. „Einem hohen Reichstage liegt die erhabene Aufgabe ob," heißt es in dieser Petition, „die schon im westfälischen Frieden durchgedrungenen Grundsätze religiöser Parität zur gänzlichen Erfüllung zu bringen. Es liegt ihm ob, Verheißungen, welche der Art. 16 der ehemaligen deutschen Bundesakte auch für uns enthielt, wahr zu machen. Es liegt
Grundrechte, welche das deutsche Parlament der [illegible]
1849 ausgesprochen, in diesem wesentlichen Mor

Geistes, des modernen Staatslebens, das ist des allgemeinen Rechtes, der wahren Religiosität und Humanität, zur That zu gestalten, nämlich in der Glaubens- und Gewissensfreiheit." [1])

Die Petition wurde in den Petitionsbericht des Reichstages aufgenommen und über sie mit den übrigen Petitionen in der Schlußsession als durch die Verfassung erledigt abgestimmt. Das einzige was durch sie gewonnen wurde, war, daß die Niederlassung der Juden mit vollem bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte in allen norddeutschen Ländern zugestanden wurde. Der Reichstag hat sonst in den Verhältnissen der Juden nichts geändert, aber er hat die Veränderung derselben der zukünftigen Gesetzgebung des Bundes überantwortet.

Sowenig wie nach der Feststellung der preußischen Verfassung trotz der darin enthaltenen, die Gleichstellung aller Preußen vor dem Gesetze aussprechenden Artikel die Ausschließung der Juden aus allen staatlichen Ämtern aufhörte, ebensowenig trat die Remedur nach dem Bundesgesetze vom 3. Juli 1869 ein. Philippson richtete deshalb im Namen und Auftrage von dreihundert Gemeinden eine Beschwerdeschrift an den Ministerpräsidenten Grafen v. Bismarck, in welcher namentlich die Anstellung von Juden im juristischen und im Lehrfache verlangt wurde. Der Ministerpräsident übergab sie zur Beantwortung dem Unterrichtsminister v. Mühler. Dieser replizierte in gereiztem Tone negativ, indem er sich auf den christlichen Charakter der Lehranstalten berief.[2]) Indeß die Tage des Herrn v. Mühler waren gezählt; kurze Zeit darauf wurde er gestürzt. Das neue Ministerium hob die Beschränkungen in jenen Fächern auf.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Die Rabbiner-Versammlung in Cassel.

Infolge neuer ins Leben getretener Gesetze war das Bedürfnis nach einer Vereinigung der Rabbiner in Preußen fühlbar geworden.

[1]) Die Petition, s. A. Ztg. d. Jdts. 31, 229ff.

[2]) Das. 33, 121ff.

Dazu kam, daß das Schul- und Rabbinatswesen an vielen Orten im Argen lag, daß der Religionsunterricht höchst mangelhaft und die Stellung der Rabbiner sowohl den Gemeinden als dem Staate gegenüber eine durchaus unbestimmte war. Es gab überhaupt eine Menge spezieller Gegenstände, welche eine Besserung notwendig erheischten.

Philippson trat wieder mit einer „Aufforderung an die Rabbiner Preußens" heran. „Es hat mir selten Freude gemacht," gesteht er freimütig, „wenn ich auf dem Gebiete des Judentums mit einem Vorschlage hervortrat. Aber wer kann am Ende dem Drange des Herzens widerstehen?" Er hatte schon im März 1858 die Rabbiner Preußens aufgefordert, im Laufe des Frühjahrs oder Sommers zu einer Besprechung der wichtigsten Fragen in Berlin oder in einer andern Stadt zusammenzutreten. Es sollte keine Versammlung des Parteigeistes sein, alle sogenannten Reformfragen sollten ausgeschlossen bleiben. Einundzwanzig Rabbiner hatten auch ihr Erscheinen zugesagt, aber dreizehn von ihnen zugleich erklärt, daß sie die Mittel nicht besäßen, die Kosten einer Reise zu bestreiten, und so mußte die Zusammenkunft unterbleiben.

Sieben Jahre später erließ Abraham Geiger eine Einladung zu einer Versammlung in Frankfurt a. M., an der auch Philippson teilnahm. Es betraf die Gründung eines „Vereins für allgemeine Angelegenheiten des Judentums" mit dem Zwecke, „für die Bekenner desselben einen Mittelpunkt zu bilden, um das Bewußtsein ihrer religiösen Zusammengehörigkeit zu befestigen, jüdisches Wissen und richtige Ansichten über Judentum zu verbreiten und Angriffe gegen dasselbe abzuwehren, über wichtige im Judentume hervortretende Zeitfragen eine Verständigung anzubahnen u. dgl. m. Philippson kam mit einem fertigen Programm, und Geiger suchte sich wenigstens in seinen allgemeinen Zügen mit ihm über dasselbe zu vereinigen.[1]) Philippson, in das provisorische Komitee gewählt, trat thatkräftig für den Verein ein und veröffentlichte mehrere Artikel über denselben.[2]) Im Oktober 1865 kam Geiger

[1]) Geiger, a. a. O., V, 294.

[2]) A. Ztg. d. Jdts. 29, 469 ff., 485 ff., 501 ff., 584 ff.

eistes, des modernen Staatslebens, das ist des allgemeinen Rechtes, r wahren Religiosität und Humanität, zur That zu gestalten, imlich in der Glaubens- und Gewissensfreiheit." [1])

Die Petition wurde in den Petitionsbericht des Reichstages ifgenommen und über sie mit den übrigen Petitionen in der chlußsession als durch die Verfassung erledigt abgestimmt. Das nzige was durch sie gewonnen wurde, war, daß die Niederlassung r Juden mit vollem bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte allen norddeutschen Ländern zugestanden wurde. Der Reichstag it sonst in den Verhältnissen der Juden nichts geändert, aber er it die Veränderung derselben der zukünftigen Gesetzgebung des undes überantwortet.

Sowenig wie nach der Feststellung der preußischen Verfassung otz der darin enthaltenen, die Gleichstellung aller Preußen vor m Gesetze aussprechenden Artikel die Ausschließung der Juden is allen staatlichen Ämtern aufhörte, ebensowenig trat die Remedur ich dem Bundesgesetze vom 3. Juli 1869 ein. Philippson richtete shalb im Namen und Auftrage von dreihundert Gemeinden eine eschwerdeschrift an den Ministerpräsidenten Grafen v. Bismarck, welcher namentlich die Anstellung von Juden im juristischen id im Lehrfache verlangt wurde. Der Ministerpräsident übergab zur Beantwortung dem Unterrichtsminister v. Mühler. Dieser plizierte in gereiztem Tone negativ, indem er sich auf den christhen Charakter der Lehranstalten berief.[2]) Indeß die Tage des errn v. Mühler waren gezählt; kurze Zeit darauf wurde er geirzt. Das neue Ministerium hob die Beschränkungen in jenen ichern auf.

Achtundfunfzigstes Kapitel.

Die Rabbiner-Versammlung in Cassel.

Infolge neuer ins Leben getretener Gesetze war das Bedürfnis ich einer Vereinigung der Rabbiner in Preußen fühlbar geworden.

[1]) Die Petition, s. A. Ztg. d. Jdts. 31, 229ff.

[2]) Das. 33, 121ff.

mit mehreren Mitgliedern des Komitees nach Bonn, um im Verein mit ihm die Statuten des Vereins auszuarbeiten. „Ich verkehrte viel mit Philippson," schreibt Geiger den 2. November 1865 an M. A. Levy in Breslau, „suchte mich über die Statuten des Vereins mit ihm zu verständigen, dessen Geburt etwas schwer von statten geht, um so mehr wollen wir hoffen, daß er ein kräftiges Knäblein wird."[1]) Der Verein war eine Fehlgeburt; bald dachte niemand mehr an ihn.

Von größerm Erfolge war die Aufforderung Philippsons zu einer neuen Rabbiner-Versammlung.

Durch die allmählich erfolgte bürgerliche Gleichstellung und die Teilnahme der Juden an dem politischen Leben war das Interesse an den religiösen Fragen immer mehr erkaltet. Die Gleichgültigkeit gegen das Religiöse machte sich hauptsächlich beim Gottesdienste bemerkbar. Die Gotteshäuser wurden in den meisten Gemeinden Deutschlands und anderer Länder nur an den Feiertagen zahlreicher besucht. Das Verlangen nach Kürzung, zeitgemäßer Umgestaltung und Verbesserung des Gottesdienstes war allgemeiner geworden. Die gottesdienstlichen Veränderungen hatten in verhältnismäßig kurzer Zeit eine sehr mannichfache Gestalt angenommen, sodaß die Gemeinden in ihrem Kultus sich sehr wesentlich von einander unterschieden. Diese Zerfahrenheit bewog Philippson, an den Anfragen über liturgische Angelegenheiten aus den verschiedensten Gemeinden sehr oft gelangten,[2]) zweiundzwanzig Jahre nach der letzten in Breslau zusammengetretenen Rabbiner-Versammlung wieder zu einer solchen aufzufordern. Diese Versammlung sollte sich einzig und allein auf den Kultus beschränken. Der öffentliche Gottesdienst, der unentbehrlich nicht blos für das Individuum, sondern für den Bestand der Religion selbst ist und für die nichtjüdische Welt die äußere Erscheinung des Judentums ausmacht, war das einzige Moment, bei welchem die Reform eine konkrete Gestalt

[1]) Geiger, a. a. O., V, 299. Der „Statuten-Entwurf" erschien im Druck (Frankfurt a. M., Wörner u. Hirsch).

[2]) M. s. sein „Gutachten über die Zulässigkeit der Orgel in die Synagoge", A. Ztg. d. Jdts. 25, 685 ff.; das. 26, 191 ff.

annehmen konnte. „Es galt Grundsätze festzustellen, das nötige Material zu schaffen, um die Lücken auszufüllen, teils aus dem schon vorhandenen, teils neues," heißt es in einem Artikel Philippsons über den „öffentlichen Gottesdienst", deren mehrere er der Aufforderung zur Rabbiner-Versammlung vorangehen ließ.[1])

Die Ende Mai 1868 erlassene Aufforderung fand Zustimmung. Bis Ende Juni hatten Adler in Cassel, Joel in Breslau, Aub in Berlin, Formstecher in Offenbach, Kahn in Trier, Wiener in Oppeln, Herxheimer in Bernburg, Levi in Gießen und mehrere andere ihr Erscheinen angemeldet. Dann trat auch Geiger hinzu, der natürlich die Anregung zu dieser Versammlung wieder sich zuschrieb. „Von der Anregung, welche unter Befreundeten gelegentlich in Briefen erweckt wurde," heißt es in einem vom 10. Juli 1868 datierten Artikel Geigers, „ward auch Herr Dr. Philippson in Kenntnis gesetzt, und er hat die Initiative ergriffen zu einem öffentlichen Aufrufe, wie es scheint, den Zweck der Versammlung auf die Kultusfrage beschränkend."[2]) „Wir wußten nichts von einer desfallsigen Anregung," erwiderte Philippson, „nichts von Briefen, und wurden von niemand davon in Kenntnis gesetzt. Die Initiative ging ganz allein von uns aus. Wir wollen andere nicht dafür verantwortlich machen."[3])

Da Adler der erste war, der seine Mitwirkung verhieß, so wandte sich Philippson mit dessen Zustimmung an den Vorstand der dortigen Gemeinde, der auch ohne Zögern die gastliche Aufnahme der Rabbiner und die nötigen Veranstaltungen zu treffen zusagte. Die Versammlung wurde für den 11. August in Cassel anberaumt. Von den angemeldeten neunundzwanzig Rabbinern erschienen vierundzwanzig, von welchen sieben an der früheren Rabbiner-Versammlung teilgenommen hatten. Obschon einer der früheren Docenten am Breslauer Seminar, Rabbiner M. Joel aus Breslau, in Cassel anwesend war, vermißte man doch jeden aus dieser Lehranstalt hervorgegangenen Rabbiner, deren Mehrzahl eine

---

1) A. Ztg. d. Jdts. 32, 472.

2) Geiger, Jüd. Zeitschrift für Wissenschaft und Leben VI. 171.

3) A. Ztg. d. Jdts. 32, 704.

gewisse oppositionelle Stellung gegen die älteren Rabbiner einnahm, und obgleich sie in Gemeinden amtierten, in welchen ein zeitgemäßer Gottesdienst eingeführt war, sich nach dem Vorbilde Zacharias Frankels den gottesdienstlichen Reformen nicht geneigt zeigten. Sie hielten ganz unter sich eine besondere Konferenz, deren Obmann H. Graetz war, und der den 28. August 1868 Philippson schrieb: „Daß von unserer Seite auch nicht ein Wort der Eingenommenheit gegen die Rabbiner-Versammlung gefallen ist, werden Sie mir glauben. Unsere Zöglinge kamen nur gewissermaßen en famille zusammen, um einander zu ermutigen, sich wissenschaftlich wieder aufzufrischen und die Hebung des Judentums zu beraten. Es war keine Rabbiner Versammlung. Wir haben besonders die Anbahnung einer „talmudischen Encyklopädie" ins Auge gefaßt [1]) und die Arbeiten dazu untereinander verteilt."

Die Rabbiner-Versammlung zu Cassel, welche Adler zum Vorsitzenden und Philippson zu dessen Stellvertreter wählte, tagte den 11. August und die beiden folgenden Tage in dem vom Stadtmagistrate zur Verfügung gestellten Saal im „Stadtbau". Nachdem sie von Adler mit einem Gebete eröffnet worden war, hielt Philippson als Veranlasser eine Rede, in der er der hingeschiedenen Teilnehmer der früheren Rabbiner-Versammlungen gedachte und dann die Frage beantwortete: „Was wollen wir?" „Wir wollen," sagte er, „die Gotteslehre, die wir von den Jahrtausenden erhalten haben, wo sie zum Ausdruck und zur Erscheinung kommt, immer geklärter und geläuterter, immer mehr mit dem Geiste der fortschreitenden Zeit übereinstimmend, immer mehr die Geister ergreifend, die Herzen erfüllend machen, und daß sie also vor den Augen und dem Bewußtsein ihrer Bekenner und aller anderen, auch ihrer Gegner, erscheinen möge. Es giebt Leute, welche sich Konservative, das ist Erhaltende, und alle, die nicht mit ihnen sind, Destruktive, das ist Zerstörende, nennen. Wenn aber irgendwer ein Fahrzeug hat, darauf seine Väter und Ahnen seit Jahrhunderten sicher über den Ocean gefahren, allen Unwettern und Stürmen trotzten, vor Riffen

[1]) Diese „talmudische Encyklopädie" hat nie das Licht der Welt erblickt.

und Klippen vorübergelangten, aber in der Länge der Zeit wurde dem Ruder ein Teil abgebrochen, das Takelwerk zerschlissen, Planken haben sich losgemacht von den Seiten, im Kiele wurden Balken wurmstichig und leck, wer sind da die Konservativen und wer die Destruktiven? Diejenigen, welche ausrufen: Dieses Schiff ist unantastbar, keine ausbessernde Hand darf angelegt werden, also muß es verbleiben, auch wenn es im nächsten Sturme Gefahr läuft, zu zerbersten und in die Tiefe zu sinken — oder diejenigen, welche alle Kraft und Thätigkeit daransetzen, die Planken wieder zu befestigen und neue Balken in den Kiel zu fügen, damit wir und unsere Kinder und Enkel auf diesem selben Schiffe wieder Jahrhunderte über den Ocean der Menschheit zu fahren vermögen, während ringsum so vieles versinkt und untergeht? Wer sind da die wirklich Zerstörenden und Erhaltenden?"[1])

Schon zu Beginn der Verhandlungen zeigte es sich, daß über die Zwecke der Versammlung selbst zwei Ansichten, beziehungsweise zwei Gruppen vorhanden waren: die eine, welche die liturgischen Fragen nach dem von Philippson verteilten, dreißig Artikel enthaltenden gedruckten Fragebogen zum Hauptgegenstand gemacht wissen wollte, um dieselben zu einem gewissen Abschlusse zu bringen; die andere, welche sich auf die Vorberatung zur Berufung einer aus Rabbinern, Delegierten der Gemeinden und jüdischen Gelehrten bestehenden Synode beschränken und in gar keine Spezialfrage eingehen wollte.

Die Idee einer allgemeinen Synode trat jetzt nicht zum erstenmale auf. Philippson hatte sie bereits im Juli 1848 mitten in den politischen Stürmen während einer mehrtägigen Anwesenheit in Frankfurt a. M. mit den Rabbinern Stein und Formstecher besprochen. Zur Vorbereitung derselben hatte sich dann auch ein Komitee gebildet, das eine vorberatene Versammlung nach Frankfurt a. M. einberief, an der sich Rabbiner, Gemeindevorsteher und verschiedene Gelehrte beteiligten und in welcher der Beschluß zur Abhaltung einer allgemeinen Synode gefaßt wurde. Die Zeit war

gewisse oppositionelle Stellung gegen die älteren Rabbiner einnahm, und obgleich sie in Gemeinden amtierten, in welchen ein zeitgemäßer Gottesdienst eingeführt war, sich nach dem Vorbilde Zacharias Frankels den gottesdienstlichen Reformen nicht geneigt zeigten. Sie hielten ganz unter sich eine besondere Konferenz, deren Obmann H. Graetz war, und der den 28. August 1868 Philippson schrieb: „Daß von unserer Seite auch nicht ein Wort der Eingenommenheit gegen die Rabbiner-Versammlung gefallen ist, werden Sie mir glauben. Unsere Zöglinge kamen nur gewissermaßen en famille zusammen, um einander zu ermutigen, sich wissenschaftlich wieder aufzufrischen und die Hebung des Judentums zu beraten. Es war keine Rabbiner-Versammlung. Wir haben besonders die Anbahnung einer „talmudischen Encyklopädie" ins Auge gefaßt[1]) und die Arbeiten dazu untereinander verteilt."

Die Rabbiner-Versammlung zu Cassel, welche Adler zum Vorsitzenden und Philippson zu dessen Stellvertreter wählte, tagte den 11. August und die beiden folgenden Tage in dem vom Stadtmagistrate zur Verfügung gestellten Saal im „Stadtbau". Nachdem sie von Adler mit einem Gebete eröffnet worden war, hielt Philippson als Veranlasser eine Rede, in der er der hingeschiedenen Teilnehmer der früheren Rabbiner-Versammlungen gedachte und dann die Frage beantwortete: „Was wollen wir?" „Wir wollen," sagte er, „die Gotteslehre, die wir von den Jahrtausenden erhalten haben, wo sie zum Ausdruck und zur Erscheinung kommt, immer geklärter und geläuterter, immer mehr mit dem Geiste der fortschreitenden Zeit übereinstimmend, immer mehr die Geister ergreifend, die Herzen erfüllend machen, und daß sie also vor den Augen und dem Bewußtsein ihrer Bekenner und aller anderen, auch ihrer Gegner, erscheinen möge. Es giebt Leute, welche sich Konservative, das ist Erhaltende, und alle, die nicht mit ihnen sind, Destruktive, das ist Zerstörende, nennen. Wenn aber irgendwer ein Fahrzeug hat, darauf seine Väter und Ahnen seit Jahrhunderten sicher über den Ocean gefahren, allen Unwettern und Stürmen trotzten, vor Rissen

[1]) Diese „talmudische Encyklopädie" hat nie das Licht der Welt erblickt.

und Klippen vorübergelangten, aber in der Länge der Zeit wurde dem Ruder ein Teil abgebrochen, das Takelwerk zerschlissen, Planken haben sich losgemacht von den Seiten, im Kiele wurden Balken wurmstichig und leck, wer sind da die Konservativen und wer die Destruktiven? Diejenigen, welche ausrufen: Dieses Schiff ist unantastbar, keine ausbessernde Hand darf angelegt werden, also muß es verbleiben, auch wenn es im nächsten Sturme Gefahr läuft, zu zerbersten und in die Tiefe zu sinken — oder diejenigen, welche alle Kraft und Thätigkeit daransetzen, die Planken wieder zu befestigen und neue Balken in den Kiel zu fügen, damit wir und unsere Kinder und Enkel auf diesem selben Schiffe wieder Jahrhunderte über den Ocean der Menschheit zu fahren vermögen, während ringsum so vieles versinkt und untergeht? Wer sind da die wirklich Zerstörenden und Erhaltenden?"[1])

Schon zu Beginn der Verhandlungen zeigte es sich, daß über die Zwecke der Versammlung selbst zwei Ansichten, beziehungsweise zwei Gruppen vorhanden waren: die eine, welche die liturgischen Fragen nach dem von Philippson verteilten, dreißig Artikel enthaltenden gedruckten Fragebogen zum Hauptgegenstand gemacht wissen wollte, um dieselben zu einem gewissen Abschlusse zu bringen; die andere, welche sich auf die Vorberatung zur Berufung einer aus Rabbinern, Delegierten der Gemeinden und jüdischen Gelehrten bestehenden Synode beschränken und in gar keine Spezialfrage eingehen wollte.

Die Idee einer allgemeinen Synode trat jetzt nicht zum erstenmale auf. Philippson hatte sie bereits im Juli 1848 mitten in den politischen Stürmen während einer mehrtägigen Anwesenheit in Frankfurt a. M. mit den Rabbinern Stein und Formstecher besprochen. Zur Vorbereitung derselben hatte sich dann auch ein Komitee gebildet, das eine vorberatene Versammlung nach Frankfurt a. M. einberief, an der sich Rabbiner, Gemeindevorsteher und verschiedene Gelehrte beteiligten und in welcher der Beschluß zur Abhaltung einer allgemeinen Synode gefaßt wurde. Die Zeit war

indeß zur Besprechung religiöser Fragen nicht geeignet. Die Synode kam nicht zu Stande.[1])

Im Jahre 1867, also neunzehn Jahre später, ließ Professor Adolf Franck, der damalige Vicepräsident des französischen Central-Konsistoriums, Philippson durch H. Graetz mitteilen, daß einige hervorragende Glaubensgenossen in Paris mit der Idee sich beschäftigten, eine allgemeine jüdische Synode in Paris zu bewerkstelligen; er richtete zugleich die Bitte an ihn, sich ihr anzuschließen und darüber auszusprechen. „Der Redakteur eines verbreiteten jüdischen Blattes sagte seine Mitwirkung zu," schreibt Graetz nach der Casseler Rabbiner-Versammlung, „redete ihr auch warm das Wort."[2]) Philippson erkannte als den wesentlichen Zweck einer solchen Synode „die Belebung und Bethätigung der religiösen Verbindung, der religiösen Einheit, der religiösen Zusammengehörigkeit aller Bekenner des Judentums."[3]) Auch diese Synode kam nicht zur Ausführung.

Diesesmal war das Bedürfnis nach einer Synode aus der an mehreren Orten drohenden Spaltung der Gemeinden in einen reformistischen und einen orthodoxen Teil hervorgegangen; man glaubte durch Synoden, an welchen auch Vertreter der Gemeinden sich beteiligten, ihr zu entgehen und die Verantwortlichkeit von den Rabbinern auf die Schultern der Laienwelt zu wälzen. Die Synodalfrage wurde besonders von Geiger, der übrigens eine ganze Reihe von liturgischen, matrimonialen und anderen Anträgen mitgebracht hatte, und von B. Friedmann, damals Rabbiner in Mannheim und Jugendfreund von Graetz, vertreten. Philippson hielt den eigentlichen Zweck der Versammlung aufrecht, ohne jedoch die Behandlung der Synodalfrage ausschließen zu wollen. Er meinte, daß die Berufung einer Synode noch nicht reif sei, daß man, wie dies auch zwanzig Jahre früher von ihm betont wurde, zuvörderst Provinzialsynoden in einzelnen Provinzen und Ländern berufen

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 13, 181, 316.

[2]) Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 18, 172.

[3]) A. Ztg d. Jdts. 31, 710.

müsse, aus denen sich dann erst eine allgemeine Synode organisieren könne. Diesem Antrage schloß sich jedoch die Majorität nicht an. Es kam eine Vermittelung zustande, und man ging auf die Erörterung der liturgischen Fragen ein, jedoch so lässig, daß die meisten Fragen einer Kommission überwiesen wurden, und man schließlich die Verhandlung darüber abbrach.[1])

Die Rabbiner-Versammlung zu Cassel, deren Protokolle nicht veröffentlicht wurden, hatte kein weiteres Ergebnis, als den Gedanken der Synode in den Vordergrund gebracht und die Form ihrer Ausführung bestimmt zu haben.

Neunundfunfzigstes Kapitel.

Die jüdische Synode in Leipzig.

Die in Cassel von einer knappen Majorität beschlossene Berufung einer allgemeinen Synode war nach Philippsons Ansicht verfrüht. Er hatte zu der zusammentretenden Synode kein besonderes Vertrauen und sah ihre Erfolglosigkeit in der Praxis voraus. Nichtsdestoweniger nahm er die in Cassel auf ihn gefallene Wahl in das zur Berufung und Vorbereitung der Synode bestimmte Komitee an. Persönliche Motive leiteten ihn dabei nicht. „Wir haben während unserer ganzen Wirksamkeit den Grundsatz befolgt,“ bekennt er ganz offen, „daß, wo irgend innerhalb des Judentums sich Leben regte, eine Kraftäußerung zu Tage strebte, ein Gedanke die Geister zu bewegen und zur Bethätigung des Interesses führen könnte, dies mit aller Kraft zu fördern, wenn wir uns auch die Wege und Mittel zum Ziele anders dachten. Wir bestanden niemals so eigensinnig auf unserer Ansicht, um nicht, wenn das Ziel das gleiche war, der Meinung anderer nachzugeben. Wir hielten zwar die Synode für ein Experiment, doch immerhin für ein nützliches, worüber nun die Erfahrung zu machen

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 32, 692 ff.; 48, 263 f.; 51, 502.

sei. Jedenfalls war die Aufgabe gestellt und sie mußte möglichst gelöst werden."[1])

Den Arbeiten der Berufung unterzog er sich mit aller Energie und Hingebung; das meiste was für die Synode geschehen ist, hob ein Mitglied des Komitees in der Schlußrede der Synode hervor, „geschah von ihm. Es sind Briefe gegangen nach allen Gauen nicht blos Deutschlands und Österreichs, sie sind nach Frankreich und England gegangen. Nur wenige Länder hatten wir übernommen, die meisten Länder hatte Dr. Philippson freiwillig übernommen. Alle Arbeiten von allen Kommissionen sind an ihn gesandt worden, er hat mit allen Mitgliedern die Korrespondenz geführt, mit einem Worte, meine Herren, es ist nicht nötig, dies alles weiter auszuführen, es wird sie freuen, daß Ihnen diese Mitteilungen Gelegenheit geben, dem Manne, der sich um die Versammlung so verdient gemacht hat, öffentlich Ihren Dank auszusprechen."[2]) Die von Philippson verfaßte, von ihm, Adler und Aub als den Mitgliedern des Komitees unterzeichnete „Einladung an die Rabbiner, jüdische Gelehrten und Gemeindevorstände zur Synodalversammlung" wurde in der „Zeitung des Judentums" veröffentlicht,[3]) an die Gemeindevorstände, selbst nach Amerika geschickt, und in verschiedene englische, französische, italienische und rumänische Zeitschriften übersetzt.

Die Synode fand zu Leipzig vom 29. Juni bis 4. Juli 1869 in acht Sitzungen statt. Es hatten sich zu derselben fünfundzwanzig Rabbiner eingefunden, darunter Adler in Cassel, Aub in Berlin, Astruc, damals in Brüssel, Geiger in Frankfurt a. M., Herxheimer, Joel in Breslau, Landau in Dresden, Löw in Szegedin, Wechsler in Oldenburg u. a., ferner mehrere Gelehrte, die Vertreter von siebenunddreißig Gemeinden, wie Berlin, Breslau, Wien, Brüssel, Dresden, Leipzig, Glogau, Nürnberg u. m. a. Zum Vorsitzenden

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 48, 278.

[2]) Verhandlungen der ersten israel. Synode zu Leipzig (Berlin 1869), S. 190.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 48, 101 ff.

wählte die Versammlung Professor M. Lazarus, zu dessen Stellvertreter Abraham Geiger.

Nachdem das Bureau gewählt und konstituiert war, wurde als erster Gegenstand ein Antrag Philippsons über die Prinzipien des Judentums in politischer, sozialer und interkonfessioneller Beziehung auf die Tagesordnung gestellt. Bei dem scharfen Gegensatze, in welchem damals die liberalen, reaktionären, ultramontanen, pietistischen und rationalistischen Parteien in der europäischen Welt standen, hielt er es für notwendig, daß die erste Synode eine solche Kundgebung promulgiere. Zugleich sollte durch dieselbe die Kontinuität mit dem Pariser Sanhedrin und mit der Erklärung der ersten Rabbinerversammlung zu Braunschweig bethätigt werden. Der Antrag lautet:

„Die jüdische Synode erkennt das Judentum in Übereinstimmung mit den Prinzipien der neuern Gesellschaft und des Rechtsstaates, wie diese Prinzipien im Mosaismus verkündet und in der Lehre der Propheten entwickelt worden, nämlich in Übereinstimmung mit dem Prinzip der Einheit des Menschengeschlechts, der Gleichheit Aller vor dem Gesetze, der Gleichheit Aller in Pflichten und Rechten dem Vaterlande und dem Staate gegenüber, sowie der völligen Freiheit des Individuums in seiner religiösen Überzeugung und dem Bekenntnis derselben;

„die Synode erkennt in der Entwickelung und Verwirklichung dieser Prinzipien die sicherndsten Bürgschaften für das Judentum und seine Bekenner in der Gegenwart und Zukunft, die lebenskräftigsten Bedingungen für den uneingeschränkten Bestand und die höchste Entfaltung des Judentums;

„die Synode erkennt deshalb in dem Frieden aller Religionen und Konfessionen untereinander, in der gegenseitigen Achtung und Gleichberechtigung derselben, sowie in dem nur mit geistigen Waffen und in streng sittlicher Weise geführten Kampf um die Wahrheit eines der großen Ziele der Menschheit;

„die Synode erkennt daher als eine der wesentlichen Aufgaben des Judentums, diese Prinzipien zu bekennen, zu fördern, zu vertreten und dafür zu wirken und zu schaffen."

Philippson begründete diesen Antrag durch eine längere Rede, welche einen lebhaften anhaltenden Applaus hervorrief. Als er von der Tribüne herabstieg, fiel ihm der Wiener Oberkantor Sulzer mitten in der Versammlung um den Hals. Der belgische Oberrabbiner Astruc beantragte sofort, „daß die Versammlung durch Acclamation der Annahme dieses Antrages die rechte und nachdrückliche Weihe gebe." Die Synode erklärte sich hiermit einverstanden.

Diese Resolution, welche unter dem Titel „Zur Charakteristik der ersten jüdischen Synode" auch besonders erschien,[1]) wurde von den Organen der Publizität freudig begrüßt; es fehlte ihr aber auch nicht an Widersachern, besonders unter den kirchlich gläubigen Christen. M. Maaß in Breslau, ein getaufter Jude, der schon in früheren Jahren mit Philippson und anderen jüdischen Theologen Streitschriften gewechselt hatte, veröffentlichte gegen die Resolution eine ziemlich umfangreiche Schrift,[2]) in welcher veraltete Anschuldigungen vorgebracht, vieles falsch beurteilt und vieles verschwiegen wurde. Philippson ließ sich grundsätzlich in eine Polemik über dogmatische Gegenstände, daher auch in eine Beantwortung und Widerlegung der Maaßschen Schrift nicht ein; auch gehörte die Resolution nicht mehr ihm allein, sondern der Synode an.

Die Synode ging sodann zu den Anträgen der Unterrichts-Kommission über und zu den gottesdienstlichen Fragen, welche seit der Rabbiner-Versammlung zu Cassel von Philippson,[3]) Geiger, Joel u. a. eingehend behandelt worden waren. In der Versammlung sprach sich Philippson gegen die Verhandlung über all-

[1]) Berlin, L. Gerschel, 1869. Verhandlungen der 1. israel. Synode S. 57 ff. M. s. auch die Art. „Die Freiheit und das Judentum". A. Ztg. d. Jdts. 36, No. 29 ff.

[2]) M. Maaß, Die Religion des Judentums und die politisch-sozialen Prinzipien unseres Jahrhunderts. Zur Kritik der Philippsonschen Resolution auf der ersten israel. Synode zu Leipzig (Leipzig, J. G. Findel, 1870). S. auch Magazin für die Litteratur des Auslandes 1870, Nr. 11 und Nr. 14, und Litt.-Centralblatt 1870, Nr. 36.

[3]) Die gottesdienstlichen Fragen, s. A. Ztg. d. Jdts. 32, 751 ff., 773 ff., 791 ff., 853 ff., 933 ff.; 33, 21 ff., 82 ff.

gemeine Prinzipien, wie sie Geiger vorgeschlagen hatte, und für die Diskussion über die einzelnen Fragen, welche die in Cassel gewählte Kommission vorlegte, aus und erhielt die Zustimmung der Synode. Durch die Würde, welche dieselbe in ihrer ganzen Haltung bewahrte, durch die Weihe, welche sich in allen ihren Teilnehmern aussprach, sowie durch die Besonnenheit ihrer Beschlüsse erwarb sie sich allgemeine Anerkennung.

Die zweite Synode sollte im August 1870 in München stattfinden. Da brach der deutsch-französische Krieg aus und machte die Vertagung notwendig. Alsbald zeigte es sich, daß Philippsons Ansicht über die Vorbereitung für die allgemeine Synode durch Provinzial- und Landessynoden doch die richtige war. Das Interesse für dieselbe erlosch, sie war wie von der Tagesordnung verschwunden. Als dann die Berufung zur zweiten Synode, welche im Juli 1871 in Augsburg zusammentrat, erlassen wurde, fand diese einen weit geringeren Anklang als das erstemal: es fehlte jede Agitation für dieselbe. Philippson, „der fleißigste Heizer und einer der geschicktesten Führer der Lokomotive des Fortschrittes," wie Lazarus in seiner Schlußrede der Leipziger Synode ihn recht unpassend nannte,[1] hatte sich diesesmal ganz schweigsam verhalten und, allerdings aus Gesundheitsrücksichten, der Augsburger Synode auch nicht beigewohnt. Im Jahre 1873 sollte nach dem in Augsburg gefaßten Beschlusse eine dritte Synode abgehalten werden; allein es erfolgte keine Einberufung. Später richtete Lazarus einigemale an Philippson die Frage, ob er nicht zur Berufung einer Synode wieder die Hand bieten wolle. Er erwiderte, daß er sich bei der Richtung der meisten jetzigen Rabbiner sowie bei der Zurückhaltung der Gemeinden von einer Aufforderung keinen Erfolg versprechen könne.[2]

---

[1]) Verhandlungen der israel. Synode, S. 190.

[2]) A. Z. d. Jdts. 48, 277 ff., 293 ff.; 51, 501 ff., 514 ff.

[illegible]

[illegible] von Beethoven.

[illegible] und [illegible] Aufführungen [illegible] und [illegible] Musikfeste.

[illegible] dieses [illegible] unvergänglichen [illegible] eine [illegible] den Kampf [illegible] aus den [illegible] Seinen [illegible] das Drama [illegible] Beethoven. Ein [illegible] Zinung zur [illegible] Beethovens [illegible] am 16. December [illegible] „Der [illegible] dieses Werkes," [illegible] auf den [illegible] Seite [illegible] Weise [illegible] den [illegible] Beethovens [illegible] während der [illegible] Ereignisse [illegible] von Bonn und seiner großen [illegible] Dabei [illegible] Verfasser der [illegible] 4, des großen [illegible] Dem [illegible] für die [illegible] Wir hoffen, auf der deutschen Bühne [illegible] anderen derartigen

Leiner, 1870.

deutschen Juden am Kampfe für das Vaterland genommen, so gut wie aktenmäßig konstatieren, um späteren Versuchen, ihn herabzusetzen oder gar zu leugnen, entgegentreten zu können. Zu diesem Zwecke unterzog er sich der Mühe, aus möglichst vielen deutschen Orten die Anzahl der Juden, welche als Kombattanten den Krieg mitgemacht hatten, welche avancierten und dekoriert wurden, zugleich mit der Seelenzahl der jüdischen Bevölkerung an jedem Orte zu erfahren, und zwar die Namen aller dieser Soldaten jüdischer Religion zusammenzubringen. Es gelang ihm dies auch, wenn auch nicht vollständig, doch in einem Umfange, der dem Zwecke völlig genügte.[1]) So entstand das „Gedenkbuch an den deutsch-französischen Krieg von 1870—1871 für die deutschen Israeliten".[2]) Dasselbe enthält einen Kriegskalender, die Geschichte des Krieges, religiöse Betrachtungen zur Erinnerung an den Krieg und über den Anteil der deutschen Israeliten an demselben, nebst einem Verzeichnisse der deutschen Soldaten jüdischer Religion, auch derjenigen, welche durch das eiserne Kreuz ausgezeichnet wurden, zusammen über dreitausend Namen. Das Buch, das von den Beteiligten und deren Familien mit großer Freude aufgenommen wurde, erwies sich sehr bald, und ganz besonders in neuester Zeit, als man den Juden Mut und Tapferkeit absprach, als sehr schätzbare Quelle.

Wie in vielen früheren Fällen, wenn Not und Elend unter seinen Glaubensgenossen sich zeigte, suchte er auch jetzt den durch die Belagerung schwer heimgesuchten Israeliten in Straßburg und Metz Hülfe zu verschaffen. Er eröffnete eine Sammlung, an der er selbst mit einer namhaften Summe sich beteiligte und welche ein schönes Resultat erzielte. Als dann der Friedensabschluß zwischen Deutschland und Frankreich zustande gekommen und Elsaß und Deutsch-Lothringen, ursprünglich deutsche Provinzen, wieder mit dem Deutschen Reiche verbunden worden waren, begrüßte er die dortigen Glaubensgenossen in einem besonderen Flugblatte[3]) und forderte sie auf, „Deutschland und insbesondere den deutschen Juden

Geburtstagsfestes."[1]) Die allgemeine Feier unterblieb, denn alsbald traten die kriegerischen Zeitläufe, der deutsch-französische Krieg, ein.

Einundsechzigstes Kapitel.

Der deutsch-französische Krieg.

Plötzlich, ungeahnt, war die Kriegsfurie über Europa ausgelassen, Die beiden größten Kulturvölker der Gegenwart standen mit ungeheuren Heeren einander gegenüber. Der deutsch-französische Krieg hatte Philippson, als Deutschen und als Juden, mit tiefem Schmerz erfüllt. Sein ältester Sohn hatte sich als Freiwilliger einreihen lassen; mehrere seiner Neffen standen im Heerdienst. Die Kriegsereignisse nahmen sein ganzes Denken und Sinnen ein und spiegeln sich in seinen litterarischen Arbeiten aus jener denkwürdigen Zeit ab. Er bearbeitete das „Mosaisch-talmudische Kriegsrecht",[2]) schrieb eine größere Abhandlung über den „Krieg am Sabbat"[3]) und verfaßte je nach der Stimmung, welche die Kriegsereignisse, die Schlachten und die Siege, auf ihn übten, „Gebete und Betrachtungen während des Krieges". Dann richtete er an die Vorstände der Gemeinden Deutschlands das Gesuch, die Namen der während des Krieges im deutschen Heere dienenden Soldaten jüdischer Konfession aus ihren Gemeinden nach den Truppenkörpern beziehungsweise Regimentern ihm mitzuteilen. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß, wenn auch im Kriege jeder Unterschied der Stämme und der Konfession aufgehört, dieses gemeinsame nationale Gefühl und Bewußtsein bald wieder verschwinden und dem engherzigen Geiste des Vorurteils gegen die Juden den Platz einräumen würde. In seinem weiten, praktischen Blicke wollte er den Anteil, den die

---

[1]) Magdeburgische Zeitung Nr. 93, Beilage.

[2]) Das mosaisch-talmudische Kriegsrecht. A. Ztg. d. Jdts. 34, 612 ff., 628 ff., 668 ff.

[3]) Der Krieg am Sabbat. Das. 34, 670 ff.

deutschen Juden am Kampfe für das Vaterland genommen, so gut wie aktenmäßig konstatieren, um späteren Versuchen, ihn herabzusetzen oder gar zu leugnen, entgegentreten zu können. Zu diesem Zwecke unterzog er sich der Mühe, aus möglichst vielen deutschen Orten die Anzahl der Juden, welche als Kombattanten den Krieg mitgemacht hatten, welche avancierten und dekoriert wurden, zugleich mit der Seelenzahl der jüdischen Bevölkerung an jedem Orte zu erfahren, und zwar die Namen aller dieser Soldaten jüdischer Religion zusammenzubringen. Es gelang ihm dies auch, wenn auch nicht vollständig, doch in einem Umfange, der dem Zwecke völlig genügte.[1]) So entstand das „Gedenkbuch an den deutsch-französischen Krieg von 1870—1871 für die deutschen Israeliten“.[2]) Dasselbe enthält einen Kriegskalender, die Geschichte des Krieges, religiöse Betrachtungen zur Erinnerung an den Krieg und über den Anteil der deutschen Israeliten an demselben, nebst einem Verzeichnisse der deutschen Soldaten jüdischer Religion, auch derjenigen, welche durch das eiserne Kreuz ausgezeichnet wurden, zusammen über dreitausend Namen. Das Buch, das von den Beteiligten und deren Familien mit großer Freude aufgenommen wurde, erwies sich sehr bald, und ganz besonders in neuester Zeit, als man den Juden Mut und Tapferkeit absprach, als sehr schätzbare Quelle.

Wie in vielen früheren Fällen, wenn Not und Elend unter seinen Glaubensgenossen sich zeigte, suchte er auch jetzt den durch die Belagerung schwer heimgesuchten Israeliten in Straßburg und Metz Hülfe zu verschaffen. Er eröffnete eine Sammlung, an der er selbst mit einer namhaften Summe sich beteiligte und welche ein schönes Resultat erzielte. Als dann der Friedensabschluß zwischen Deutschland und Frankreich zustande gekommen und Elsaß und Deutsch-Lothringen, ursprünglich deutsche Provinzen, wieder mit dem Deutschen Reiche verbunden worden waren, begrüßte er die dortigen Glaubensgenossen in einem besonderen Flugblatte[3]) und forderte sie auf, „Deutschland und insbesondere den deutschen Juden

Geburtstagsfestes."[1]) Die allgemeine Feier unterblieb, denn alsbald traten die kriegerischen Zeitläufe, der deutsch-französische Krieg, ein.

Einundsechzigstes Kapitel.

Der deutsch-französische Krieg.

Plötzlich, ungeahnt, war die Kriegsfurie über Europa ausgelassen, Die beiden größten Kulturvölker der Gegenwart standen mit ungeheuren Heeren einander gegenüber. Der deutsch-französische Krieg hatte Philippson, als Deutschen und als Juden, mit tiefem Schmerz erfüllt. Sein ältester Sohn hatte sich als Freiwilliger einreihen lassen; mehrere seiner Neffen standen im Heerdienst. Die Kriegsereignisse nahmen sein ganzes Denken und Sinnen ein und spiegeln sich in seinen litterarischen Arbeiten aus jener denkwürdigen Zeit ab. Er bearbeitete das „Mosaisch-talmudische Kriegsrecht",[2]) schrieb eine größere Abhandlung über den „Krieg am Sabbat"[3]) und verfaßte je nach der Stimmung, welche die Kriegsereignisse, die Schlachten und die Siege, auf ihn übten, „Gebete und Betrachtungen während des Krieges". Dann richtete er an die Vorstände der Gemeinden Deutschlands das Gesuch, die Namen der während des Krieges im deutschen Heere dienenden Soldaten jüdischer Konfession aus ihren Gemeinden nach den Truppenkörpern beziehungsweise Regimentern ihm mitzuteilen. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß, wenn auch im Kriege jeder Unterschied der Stämme und der Konfession aufgehört, dieses gemeinsame nationale Gefühl und Bewußtsein bald wieder verschwinden und dem engherzigen Geiste des Vorurteils gegen die Juden den Platz einräumen würde. In seinem weiten, praktischen Blicke wollte er den Anteil, den die

---

[1]) Magdeburgische Zeitung Nr. 93, Beilage.

[2]) Das mosaisch-talmudische Kriegsrecht. A. Ztg. d. Jdts. 34, 612 ff., 628 ff., 668 ff.

[3]) Der Krieg am Sabbat. Das. 34, 670 ff.

deutschen Juden am Kampfe für das Vaterland genommen, so gut wie aktenmäßig konstatieren, um späteren Versuchen, ihn herabzusetzen oder gar zu leugnen, entgegentreten zu können. Zu diesem Zwecke unterzog er sich der Mühe, aus möglichst vielen deutschen Orten die Anzahl der Juden, welche als Kombattanten den Krieg mitgemacht hatten, welche avancierten und dekoriert wurden, zugleich mit der Seelenzahl der jüdischen Bevölkerung an jedem Orte zu erfahren, und zwar die Namen aller dieser Soldaten jüdischer Religion zusammenzubringen. Es gelang ihm dies auch, wenn auch nicht vollständig, doch in einem Umfange, der dem Zwecke völlig genügte.[1]) So entstand das „Gedenkbuch an den deutsch-französischen Krieg von 1870—1871 für die deutschen Israeliten".[2]) Dasselbe enthält einen Kriegskalender, die Geschichte des Krieges, religiöse Betrachtungen zur Erinnerung an den Krieg und über den Anteil der deutschen Israeliten an demselben, nebst einem Verzeichnisse der deutschen Soldaten jüdischer Religion, auch derjenigen, welche durch das eiserne Kreuz ausgezeichnet wurden, zusammen über dreitausend Namen. Das Buch, das von den Beteiligten und deren Familien mit großer Freude aufgenommen wurde, erwies sich sehr bald, und ganz besonders in neuester Zeit, als man den Juden Mut und Tapferkeit absprach, als sehr schätzbare Quelle.

Wie in vielen früheren Fällen, wenn Not und Elend unter seinen Glaubensgenossen sich zeigte, suchte er auch jetzt den durch die Belagerung schwer heimgesuchten Israeliten in Straßburg und Metz Hülfe zu verschaffen. Er eröffnete eine Sammlung, an der er selbst mit einer namhaften Summe sich beteiligte und welche ein schönes Resultat erzielte. Als dann der Friedensabschluß zwischen Deutschland und Frankreich zustande gekommen und Elsaß und Deutsch-Lothringen, ursprünglich deutsche Provinzen, wieder mit dem Deutschen Reiche verbunden worden waren, begrüßte er die dortigen Glaubensgenossen in einem besonderen Flugblatte[3]) und forderte sie auf, „Deutschland und insbesondere den deutschen Juden

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 41, 719.

[2]) Bonn, Selbstverlag der Allg. Zeitung des Judentums, 1871.

wenigstens keine widerwillige und feindselige Empfindung entgegenzubringen.“ „Die Verbindung zwischen Euch und den deutschen Juden war niemals erstorben,“ ruft er ihnen zu. „Dieses Band in Freundschaft und Eintracht wieder anzuknüpfen, ist unser Wunsch. Möget Ihr auch ferner Eure Konsistorialverfassung behalten; unsere Absicht ist nur, Eure Sympathien uns zuzuwenden, Euch unsererseits mit der eingetretenen Veränderung ausgesöhnt zu sehen und da, wo ein gemeinsames Bedürfnis, Streben und Ziel eintritt, Euch uns verbunden zu wissen. Unser Aller Bedürfnis, Streben und Ziel besteht, abgesehen von allen weiteren politischen und sozialen Verhältnissen, in der Erhaltung unserer heiligen Religion und in der Sicherstellung des Standpunktes, den wir geschichtlich, sei es noch bestritten oder unbestritten, erreicht haben, nämlich der Gleichberechtigung in Staat und Gesellschaft. Was für diese beiden großen Momente nützlich oder schädlich ist, was sie fördert oder gefährdet, das ist und wirkt für Euch wie für uns. Vereinigen wir daher überall, wo es notthut, unsere Anstrengungen, und kommen wir uns hülfreich entgegen!“

Bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges sah er eine längst gehegte Hoffnung in Erfüllung gehen: die Errichtung einer Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums.

Die im Jahre 1837 von Philippson angeregte Idee zur Gründung einer jüdisch-theologischen Fakultät, welche an Berlin scheiterte, wurde fünfunddreißig Jahre später durch Berlin zur Ausführung gebracht.

Das noch vor der Leipziger Synode dort zusammengetretene provisorische Komitee hatte einen von dem Rechtsgelehrten und Reichstagsabgeordneten Eduard Lasker geprüften Entwurf zu einem

Statut für eine zu gründende jüdisch-theologische Fakultät, oder vielmehr, weil Theologie und Theologen bereits in Miskredit geraten waren, für eine „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ verfaßt und Philippson dringend ersucht, der am 26. Dezember 1869 in Berlin abzuhaltenden konstituierenden Generalversammlung beizuwohnen. Er folgte der Einladung trotz der Ungunst der Jahreszeit.

Nachdem die Statuten beraten und mit einigen seiner Amendements angenommen worden waren, wurde zur Wahl eines aus neun Mitgliedern bestehenden Kuratoriums geschritten und Philippson als Mann des zwischen den liberalen und konservativen Elementen vermittelnden Geistes zu dessen einzigen auswärtigen Mitgliede einstimmig gewählt. Er zeichnete auch den ersten Beitrag zu dem zu bildenden Fond der Anstalt im Betrage von ein tausend Thalern und zwar mit Zustimmung der Spender von den aus der Riessersammlung übrig gebliebenen Geldern auf den Namen „Gabriel Riesser“; den Rest jener Sammlung bestimmte er zu einem Stipendium an der Hochschule, das alljährlich am Todestage Riessers verteilt werden sollte.[1])

Einige Wochen nach der konstituierenden Versammlung erließ er einen „Aufruf an die Israeliten Deutschlands“, dann auch an alle nichtdeutschen Israeliten, „zur Fundierung einer Hochschule für die Wissenschaft des Judentums (jüdisch-theologische Fakultät)“, der, aus der „Zeitung des Judentums“[2]) besonders abgedruckt, mit dem Statute der Anstalt von dem Kuratorium versandt wurde. Infolge des deutsch-französischen Krieges mußte die Eröffnung der Hochschule bis zum 6. Mai 1872 verschoben werden. Auf Wunsch des Kuratoriums hielt Philippson die Festrede,[3]) dieselbe gehört zu seinen besten homiletischen Leistungen.

Nach einem kurzen Hinblick auf die eben beendeten politischen

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 34, 25 ff.; 33, 617, 880.

Kämpfe, führt er fort: „Fünfunddreißig Jahre sind verflossen, seit
dem Gedanken einer Hochschule für die Wissenschaft des Judentums
zum erstenmale Ausdruck verliehen ward. Damals fand er viel-
fachen Anklang, aber — er zündete nicht bis zur That, er mußte
erst reifen, und die Mitwelt, die ihm die Mittel zur Ausführung
gewähren sollte. Immer wiederholt sprach sich das Verlangen, [illegible]
Bedürfnis danach aus, ohne Erfüllung zu finden. Mit um [illegible]
bewegterem Geiste stehen wir heute vor seiner Verwirklichung, [illegible]
hoffentlich lange und glänzende Bahn zu eröffnen, welche [illegible]
beschreiten hat. Wir sprechen mit ganzem Herzen jenen alten [illegible]
spruch: „Preis und Dank dir, allwaltende Vorsehung, [illegible]
erleben und erreichen ließest diese Zeit!“

Er entwirft sodann ein prägnantes Bild von der [illegible]
des Judentums nach den verschiedensten Epochen, vom [illegible]
bis zur Kabbala, bis zur Entartung im neuern [illegible]
verweilt bei dem Werke der Gegenwart, bei der [illegible]
Judentums. „Die in der Mitte des vorigen [illegible]
gonnene Kulturbewegung unter den Juden, deren [illegible]
und ist, ohne sich, ohne ihren großen [illegible]
zugeben, in die allgemeine Kultur einzulenken [illegible]
kurzer Zeit die Keime einer Wissenschaft des [illegible]
und forderte entschieden die wissenschaftliche [illegible]
meine Herren, es sind jetzt gerade fünfzig [illegible]
„Wissenschaft des Judentums“ zum [illegible]
gesprochen ward, und daß Männer [illegible]
Wolf, Lazarus Bendavid, Eduard [illegible]
Bewußtsein dessen, was sie erstrebten [illegible]
schaft des Judentums zu begründen [illegible]
was sollte dies sein? Die [illegible]
den Ereignissen, Thaten, [illegible]
mälern eines dreitausend[illegible]
und dargest[illegible]
unsere[illegible]

des Judentums zu den weltgeschichtlichen Schöpfungen und Ergebnissen, zur Philosophie, zu den Naturwissenschaften, zu den anderen Religionen, zu den Entwickelungen der politischen und sozialen Gesellschaft ergründet, objektiviert und wissenschaftlich bewußt gemacht werden. Dies ist Wissenschaft des Judentums. Welche Aufgaben, welche Geistesarbeit, wo nur wenig Vorarbeiten, wo nur unübersehbares Material vorhanden war! Die Männer dieses halben Jahrhunderts unternahmen sie unerschrocken, führten sie unermüdlich fort, trotz des Mangels an jeder Aufmunterung und Förderung, trotz der Kämpfe, die sie deshalb zu bestehen hatten. Aber sie arbeiteten vereinzelt, autodidaktisch, ein jeder mußte für sich fast wieder von vorn anfangen; sie schufen sich zwar eine Litteratur, eine Presse, aber wie versprengt, kaum hier und da gruppenweise. Mit einem Worte, es fehlte an einem Mittelpunkte, an einer Anzahl von Männern der Wissenschaft, die in unmittelbarer Vereinigung sich wie organisch in die Hände arbeiteten, wo sich gewissermaßen eine Atmosphäre der Wissenschaft bildet, wo die folgenden Geschlechter den Erwerb der vorangegangenen unmittelbar empfangen und der Jünger zum Meister heranwächst. Wohl, dieser ist jetzt geschaffen. Diese Hochschule ist es, die dem Judentum erst wahrhaft den Erfolg seiner Kulturbewegung sichert. Von der einen Seite: in ihr vollzieht sich zum erstenmale die vollständige Vereinigung des dreitausendjährigen Judentums mit der Wissenschaft, und zwar mit der in Charakter, Tendenz und Allgemeinheit vollendeten und in dieser Weise erst unserer Zeit angehörigen Wissenschaft. Von der andern Seite: nicht blos unter Chaldäern und Parsen, unter Alexandrinern, Römern und Arabern hat das Judentum eine mächtige Einwirkung seinerseits geübt. Wer weiß es nicht, wie seine Weltanschauung die ganze Menschheit durchdrang? Wie sein Schrifttum über den ganzen Erdball getragen worden ist? Dennoch war in der Gesamtheit der Wissenschaft für dasselbe bis jetzt nur eine Lücke, eine leere Stätte geblieben, ausgefüllt mit Bruchstücken, die eine geringe Kenntnis aus seinen Schachten herausgeschlagen, ja mit Trümmerstücken, die das Vorurteil gesammelt hatte. Wohl, diese Hochschule wird diese

Lücke hiervon reinigen und dann in echter wissenschaftlicher Weise,
n Wahrhaftigkeit und Kritik ausfüllen — wie sie Hörern aller
Konfessionen unentgeltlich und gleichberechtigt geöffnet ist, so ihre
wissenschaftlichen Ergebnisse der Gesamtheit der Wissenschaft ein-
reihen." „Die Wissenschaft ist frei, autonom. Nun, wie die
Wissenschaft des Judentums das eigene Werk des freigewordenen
Geistes, so ist auch diese neue Lehranstalt aus dem freiesten An-
triebe und durch die eigenen Mittel geworden, weder vom Staate,
noch von irgend einem Manne hervorgerufen, eingerichtet und
ausgestattet. So ist sie aber auch keine geschlossene Schule, unter
der Leitung eines Mannes, der ihr seine Anschauung aufprägen
könnte, sondern, der freien Wissenschaft ganz entsprechend, nur von
der Körperschaft ihrer koordinierten Lehrer und einem aus Männern
mannichfachen Berufes zusammengesetzten Kuratorium selbständig
und unabhängig geleitet."

„Diese freie Wissenschaft kennt keine Parteien; sie kennt und
befehdet nur eine Partei, die unwissenschaftliche, welche ihre Frei-
heit durch irgend eine unbedingte Autorität beschränken, vernichten,
welche ihr vorschreiben will, was sie lehren, worauf sie ihre
Forschung begrenzen solle. In ihrem Schoße aber kennt sie keine
Parteien, sie vereinigt vielmehr alle verschiedenen Lehrmeinungen;
sie spricht: befolgst du nur die wissenschaftliche Methode, und ist
dein Ziel die wissenschaftliche Geltendmachung deiner Ansichten, so
gehörst du mir an. Sie schließt nicht den Irrtum aus, wohl aber
die Lüge und die Heuchelei, die absichtliche Täuschung mit den
scheinbaren Mitteln der Wissenschaft von ihrem Heiligtume. So
kennt denn auch nicht und darf nicht kennen diese Lehranstalt
Parteiungen, religiöse Fraktionen; in ihrem Schoße will und muß
sie alle Richtungen vereinigen und vertreten sehen, sobald sie auf-
richtig sind und sich auf dem Wege der Wissenschaft verhalten;
keine Partei darf in ihr die Obmacht in Besitz nehmen wollen,
denn sonst würde sie bald ihren wissenschaftlichen Charakter, ihre
Bedeutung für die Gesamtheit und hiermit ihren Bestand ver-
lieren."

Zum Schlusse begrüßte er im Namen des Kuratoriums die

Männer der Wissenschaft, welche berufen sind, zum erstenmale die Lehrstühle der Anstalt zu besteigen, die Jünger der Wissenschaft, die als die Schüler in die Lehrsäle eintreten; er gedachte aller derer, welche durch ihre thatkräftige Unterstützung die Errichtung der Hochschule möglich gemacht, und erflehte sodann den Segen Gottes auf die neue Lehrstätte.

Nach ihm sollte namens des Lehrerkollegiums, wie anfangs beschlossen war, Professor Steinthal sprechen. Als Geiger aber hörte, daß laut Beschluß der Kommission Philippson die Eröffnungsrede halten würde, erklärte er in seiner eigentümlichen Weise: „Wenn Philippson spricht, so kann ich nicht stille sein und muß auch sprechen.“ So sprach er auf besonderes Verwenden von Lazarus, mit dessen Ansprache die Feier schloß.

Philippson nahm an dem Erblühen der Hochschule stets das lebhafteste Interesse. In Erinnerung an ihn überwies Franz Philippson, sein Sohn, der Lehranstalt zur Begründung eines Pensionsfonds für die Docenten derselben im August 1897 fünfzehntausend Mark.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Der deutsch-israelitische Gemeindebund. Die russischen Juden.

Zu gleicher Zeit mit der ersten israelitischen Synode tagte unter Vorsitz Moritz Kohners, des ersten Vorstehers der Leipziger Gemeinde, der deutsch-israelitische Gemeindetag, von dem die Gründung des von ihm angeregten „Deutsch-israelitischen Gemeindebundes“ beschlossen und ein Ausschuß von fünf Mitgliedern zur Ausarbeitung eines Organisations-Statuten-Entwurfs gewählt wurde. Philippson gehört zu denjenigen, welche den Bestrebungen des Gemeindebundes von seinem Entstehen an die vollste Aufmerksamkeit widmete und ihn jederzeit durch Wort und That kräftig unterstützte. Sowohl zur Beratung der Statuten als zu der im April 1872 stattgefundenen Konstituierung des Bundes begab er sich auf besondere

Einladung des Ausschusses nach Leipzig, und als nach dem Tode
Lohners eine Reorganisation des Bundes beantragt wurde, wandte
ich der Ausschuß an ihn, um seine Meinung und etwaigen Vor=
schläge zu hören. „Wir sind gewöhnt auf Vorschläge, welche von
Ihnen kommen, so viel Gewicht zu legen," heißt es in dem Schreiben
es Ausschusses vom 26. April 1877, „daß wir im Interesse
er Sache es sehr wünschen, so bald als möglich im Besitze der=
elben zu sein."

In einer der ersten Sitzungen des Gemeindetages, am 2. Juli
869, brachte Philippson die Angelegenheit der russischen Juden,
velche ihm so sehr am Herzen lag, zur Sprache.

Die Notrufe der Juden im Zarenreiche waren immer dringender,
mmer herzzerreißender geworden. Einige Jahre des Mißwachses
rachten das Elend, dem die Juden besonders der westrussischen
Provinzen durch politische, soziale, religiöse und kulturelle Gründe
nheimgefallen waren, zum vollen Ausdruck. Der Hunger und der
Typhus wüteten verheerend in ihren Reihen. Dem augenblicklichen
Notstande wurde durch freiwillige Gaben, um deren Sammlung
ich der philosophische Schriftsteller und Prediger Rülf in Memel
ganz außerordentliche Verdienste erworben hat, allerdings, wenn
auch in beschränktem Maße, Abhülfe geschafft; die unglücklichen
Verhältnisse bedurften aber einer gründlichen Heilung. Philippson
war zu der Überzeugung gelangt, daß das alleinige Hülfsmittel,
welches sichere Resultate erwirken kann, die Auswanderung eines großen
Teils der jüdischen Bevölkerung aus den westlichen Provinzen ist.
Hatten sich doch schon im Jahre 1845 mehrere Tausend russischer
und polnischer Juden an ihn gewandt, die auswandern wollten,
wenn man ihnen die Erlaubnis dazu verschaffen könnte. Sie
wollten gehen wohin es auch sei, wollten die Erde im Schweiße
ihres Angesichtes mit ihren Händen bearbeiten, sei es auch in den
entferntesten Weltteilen. Gestützt auf seine reiche Erfahrung, nahm
er die Idee, welche er schon ein Vierteljahrhundert früher[1]) aus=
zuführen bemüht war, wieder auf: er stellte in der Sitzung des

---

[1]) S. oben S. 90f.

Gemeindetages den Antrag, daß der „Gemeindebund die allmähliche und organisierte Auswanderung der notleidenden Juden aus den westlichen Provinzen Rußlands, sei es in das Innere des russischen Reiches, sei es in andere Länder, sich zur Aufgabe stelle und zu diesem Zwecke aus seiner Mitte eine Kommission ernenne, welche die hervorragendsten Männer aller Weltgegenden bewege, zu einer Hauptkommission zusammenzutreten." Philippson entwarf auch die Grundzüge seines Planes, und als dann die Versammlung, welche mit sichtbarer Erregung seinen Ausführungen gefolgt war, von dem Vorsitzenden aufgefordert wurde, mit allen Kräften dem großen Ziele nachzustreben, diese unglücklichen Menschen dem nahen Untergange zu entreißen, und mit den Worten schloß: „Ja, wir wollen es!" erhob sich die ganze Versammlung und rief: „Wir wollen es!"

Der Gemeindetag wählte hierauf aus seiner Mitte eine Kommission, welche die Mittel und Wege beraten und betreiben sollte, die zu diesem freilich schwer und nur allmählich zu erreichenden Ziele führen könnten. Als Obmann dieser Kommission arbeitete Philippson ein Memorandum aus, in dem er den Plan feststellte, nach welchem unter den gegebenen Bedingungen vorgegangen werden könnte.[1]) Die einzuschlagenden Wege wären: von der russischen Regierung die Aufhebung oder Milderung der beschränkenden Bestimmungen über die Auswanderung zu erlangen; im russischen Reiche selbst Komitees zu bilden, welche die Auswanderung leiten, die Auswanderer auswählen, ihnen die nötige Unterstützung bestimmen und zu günstigen Niederlassungsorten verhelfen; im Auslande an den bezüglichen Hafenplätzen Komitees zu bilden, welche die nach überseeischen Plätzen Auswandernden in Empfang nehmen und dahin befördern; an überseeischen Plätzen Komitees, welche sich der Ausgewanderten in den dortigen Ländern annehmen, und dann an allen Orten Subkommitees zu schaffen, welche Beiträge, möglichst regelmäßige, sammeln und sie an eine Centralkasse abliefern. Der

---

[1]) Das Memorandum, A. Ztg. d. Jdts. 33, 857 ff., auch besonders er-

teilweise Erfolg, welchen der Aufruf zur Bildung von Subkomitees hatte, rief in Philippson die Überzeugung hervor, daß eine Besprechung der Beteiligten ganz besonders mit den Führern der Alliance Israélite Universelle notwendig sei. Er machte daher Albert Cohn in Paris den Vorschlag, zu diesem Zwecke eine Versammlung nach Berlin einzuberufen. Dieselbe fand im November 1869 auch statt — Philippson konnte ihr aus Gesundheitsrücksichten nicht beiwohnen — und hatte das Resultat, daß die Alliance die Angelegenheit in die Hand nahm und in Königsberg ein Grenzkomitee einsetzte, das die Ausführung der Maßregeln übernehmen sollte. Dieses Komitee, an dessen Spitze der verdienstvolle Rabbiner J. Bamberger stand, schrieb ihm am 22. November: „Als Obmann des durch Ihre Initiative vom Gemeindetage eingesetzten Fünfzehnerkomitees ist Ihre Stellung zu unserm Komitee von bedeutsamem Gewichte und legen wir Wert darauf, uns Ihrer Übereinstimmung mit uns und Ihrer thatkräftigen Unterstützung zu versichern." Das Grenzkomitee, dem Philippson sich anschloß, entwickelte eine rührige Thätigkeit. Als aber die Dinge recht in Fluß kamen, da brach der deutsch-französische Krieg aus und machte durch die Blokade der deutschen Seehäfen die Überfahrt nach Amerika unmöglich. Die Massenauswanderung der Juden aus Rußland erfolgte erst mehrere Jahre später.

Alexander II. hatte durch ein ruchloses Verbrechen am 13. März 1881 den Tod gefunden. Die ersten Opfer der im Zarenreiche lange genährten leidenschaftlichen Erregung waren die Juden; es traten für sie Zustände ein, wie sie das Mittelalter nicht grauenhafter kannte. Die Behörden teilten das Vorurteil gegen die Juden, die Regierung verhielt sich passiv, sie wollte den Juden den Aufenthalt in Rußland unmöglich machen. Da entschloß sich Philippson zur Feier der Kaiserkrönung zu Gunsten der unglücklichen Glaubensbrüder in Rußland an das Herz des Kaisers zu appellieren. Er hatte ähnliches bei Nikolaus und Alexander II. gewagt, und es wurde von diesen huldvoll aufgenommen, warum nicht auch bei Alexander III.? Am 4. Mai 1881 richtete er daher an den Zaren samt einer Petition für die russischen Glaubensgenossen eine Glückwunschadresse, in der es u. a. heißt:

„Ew. Kais. Majestät werden am Tage der h. Krönung eine Fülle von Gnaden über Ihre Völker ausgießen. O, kais. Majestät, werfen Sie auch einen gnädigen und barmherzigen Blick auf die drei Millionen Ihrer getreuen Unterthanen hebräischer Konfession! Lassen Sie einen Strahl Ihrer kais. milden Huld und Barmherzigkeit auf diese Unglücklichen fallen! . . . O, kais. Majestät, Sie sind der Vater, der Schutzherr, die irdische Vorsehung aller Ihrer Unterthanen! Zu Ew. Majestät schauen sie auf aus jeder Not und Bedrängnis — warum sollte dies der, Gott und dem Kaiser stets getreue uralte Stamm der Hebräer nicht thun? nicht Hülfe und Rettung von Ew. kais. Majestät erhoffen? Als Alexander II., der Befreier, den Thron bestieg, sprach Er das große, unsterbliche Wort: Gerechtigkeit und Gnade für alle meine Unterthanen! Und der Verklärte hat dieses Wort gehalten! Kaiserliche Majestät! Aus tief bewegtem Herzen flehen alle die diesem Stamme angehören in allen Ländern der Erde: Gnade und Gerechtigkeit für unsere Brüder unter Ew. Majestät glorreichem Scepter! Gewähren Sie ihnen die Rechte, die allen Unterthanen Ew. Majestät zustehen, und Sie haben mit einem Worte drei Millionen getreuester Unterthanen zu nützlichen und mit Seele und Blut ergebenen Mitgliedern der Gesellschaft erhoben! Ohne dieses segensreiche Erlösungswort werden sie rettungslos untergehen.“[1])

An demselben Tage richtete er auch an den Staatsrat Katkow, den Redakteur der russischen „Moskauischen Zeitung“, den einflußreichsten und bedeutendsten russischen Publizisten der Gegenwart, ein Schreiben in französischer Sprache, in dem es zum Schlusse heißt:

„Ja, Herr Geheimrat, Keiner weiß besser als Sie, daß wir Alle vor dem Forum der Geschichte stehen, daß wir Alle vor dem Gerichte der göttlichen Weltordnung stehen, daß wir Alle gewogen werden, je nachdem wir unseres Berufes gewaltet haben! Gerechtigkeit und Humanität rufen wir an, und nach dem Maße, daß diese in den Staaten und Völkern walten, steigen diese in die Höhe oder — von ihrer Höhe hinab!

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 47, 431 f.

Sehen Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, einem hochbetagten
reise gütig nach, wenn er warm geworden und offener Sprache
ch bediente, da er weiß, daß er zu einem Manne spricht, der für
atriotismus und Humanität ein offenes Ohr, ein tiefes Ver-
ändnis hat, der von jeglichem Vorurteil frei ist! Gott segne Sie
nd erhalte Sie noch lange in dem Berufe, der Ihnen geworden!" [1])

Die Antwort Katkows kennen wir nicht; die Adresse an den
aren wurde an die Kommission für die Angelegenheiten der Juden
verwiesen.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Das Gesetz über den Austritt aus der Gemeinde.

Bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges wurden
on verschiedenen Seiten Schritte gethan, das Gesetz über die Ver-
ältnisse der Juden vom 23. Juli 1847, als mit den durch die
erfassungs-Urkunde gewährleisteten Grundsätzen der Glaubens-
nd Gewissensfreiheit im Widerspruch stehend, in aller Form
echtens, eventuell durch Mitwirkung des Reichstages, zu beseitigen.
ie beiden jüdischen Abgeordneten Kosch und Lasker wurden mit
eputationen und Zuschriften förmlich bestürmt. Die Agitation
chtete sich hauptsächlich gegen diejenigen Bestimmungen des Ge-
tzes, daß alle innerhalb eines Synagogenbezirks wohnenden Juden
s Mitglieder der Gemeinde angehören und zu den Kosten des
ultus beitragen müssen.

Auch Philippson war der Ansicht, daß eine Revision des Ge-
tzes vom 23. Juli 1847 zu beantragen wäre, hielt es aber für
enso ungerechtfertigt wie schädlich, die bis dahin rechtsgültigen
estimmungen mit einemmale aufzuheben. Sobald ihm daher die
achricht von der beabsichtigten Revision des gedachten Gesetzes
kannt wurde, stand sein Entschluß fest, sich mit einer diesbezüglichen

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 47, 415 f.

Vorstellung an das k. Staatsministerium zu wenden und zwar namens der Vorstände der preußischen Synagogengemeinden, welche er am 10. August 1871 dazu aufforderte.[1]) Da es sich hierbei einzig und allein um den Fortbestand der jüdischen Gemeinden handelte, so glaubte er der Zustimmung aller ohne Unterschied der religiösen Richtung gewiß zu sein; er hatte sich jedoch geirrt. Kaum war sein Cirkular mit den zu stellenden Anträgen an die Vorstände versandt, so wurde von dem orthodoxen Rabbiner B. H. Auerbach in Halberstadt namens mehrerer Gleichgesinnter ein Rundschreiben verschickt, in welchem die Gemeindevorstände dringend gebeten werden, sich der Philippsonschen Vorstellung nicht anzuschließen, vielmehr mit ihnen die Aufhebung des ganzen Judengesetzes zu verlangen.

Mit den Unterschriften der Vorstände vieler großen, mittleren und kleinen Gemeinden versehen, richtete Philippson dann am 29. August 1871 an das k. Staatsministerium eine Petition, in der er das Gesuch stellte, die Paragraphen 35 und 58 des erwähnten Gesetzes unverändert aufrecht zu erhalten. „Das Recht des Beitritts, sowie Beitragszwanges ist," wie es in der Motivierung des Gesuches heißt, „ein Teil des öffentlichen Rechts in Preußen geworden, das von der späteren Verfassungs-Urkunde ebensowenig wie die mehr oder minder ausgedehnten Prärogativen der verschiedenen christlichen Religionsgesellschaften gegenüber dem Staate, wie gegenüber ihren einzelnen Konfessions-Angehörigen im mindesten alteriert worden. Die Verfassung hat das hohe Gut der Gewissensfreiheit der Individuen unter ihren Schutz genommen. Auf der andern Seite aber gewährleistete sie auch den Religionsgesellschaften den Besitz der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Fonds, zu welchen zweifellos doch auch die auf gesetzlicher Grundlage zu erhebenden Beiträge ihrer Mitglieder zu rechnen sind. Steht es also jedem Individuum zu aller Zeit frei, aus dem Konfessionsverbande auszuscheiden, existiert innerhalb der Synagogengemeinde auch nicht im entferntesten ein Zwang zu irgend einer

religiösen Handlung: so handelt es sich hier durchaus nicht um die Gewissensfreiheit, sondern allein um die Abgabenfreiheit."

Philippson, der zu jeder Zeit auf der Seite der Freiheit stand und jeden Gewissenszwang perhorreszierte, war der Ansicht, daß man ebensowenig im Staate, wie in irgend einer größeren Gemeinschaft der individuellen Willkür soviel Raum und Freiheit gewähren dürfe, um den Bestand und das Heil des Ganzen zu gefährden. Und eine Gefahr für den Bestand der Gemeinden lag in der Beseitigung des Gemeindezwanges. Auch der Reichstags-Abgeordnete Kosch, welcher, wie wenige, die jüdischen Verhältnisse durch eigene Anschauung und langjähriges, praktisches Wirken kannte, konnte sich der Befürchtung nicht verschließen, „daß durch die Aufhebung des Gemeindezwanges die Forterxistenz vieler kleiner und mittlerer Gemeinden, ihrer Bildungs- und Wohlthätigkeitsinstitute in Frage gestellt und die fortschreitende Kulturentwickelung der Juden und des Judentums gehemmt werden würde".

Da begann mit dem Jahre 1873 der sogenannte Kulturkampf zwischen dem Staate und der katholischen Kirche und zugleich ein neuer Kampf zwischen den orthodoxen, separationslustigen, und den fortschrittlichen, die Einheit der Gemeinden verfechtenden Juden, als deren Hauptführer Philippson galt. Als dann die viel berufenen Maigesetze über den Austritt aus der Kirche dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegt wurden und eins derselben den Austritt wie aus der Kirche ebenso aus der jüdischen Religionsgenossenschaft gestattete, ohne daß der Austretende zu einer andern religiösen Gemeinschaft überzutreten brauche, da richtete „in der zwölften Stunde" unmittelbar vor der zweiten Lesung des Gesetzes im Abgeordnetenhause, Samson Raphael Hirsch, der Rabbiner der Religionsgesellschaft in Frankfurt a. M., eine „Denkschrift an das Abgeordnetenhaus." Unter Beteuerung „vor Gott, dem Gotte der Wahrheit, daß zwischen keinen der innerhalb der christlichen Kirchen bestehenden verschiedenen Konfessionen ein tiefer gehender Gegensatz walte als zwischen dem Reformjudentum und dem orthodoxen gesetzestreuen Judentume", beantragte er in derselben, daß der Jude aus der Gemeinde scheiden dürfe, ohne aus dem Judentum austreten zu müssen.

Zum Organ dieser Partei, welche nichts wollte als aus der Gemeinde ausscheiden und separierte Gemeinden bilden, machte sich der Abgeordnete Eduard Lasker. Er war die Seele der ganzen Bewegung. Im Großherzogtum Posen geboren, in früher Jugend zum Studium des Talmud angehalten, seit seiner Studienzeit aber aus dem Kontakt mit den Verhältnissen der jüdischen Gemeinden und der Entwickelung des Judentums gekommen, schwebten ihm die beiden Extreme vor: die Orthodoxie seiner Kindheit in Jarocyn, seinem Geburtsorte, und die Reformgenossenschaft in Berlin, seinem Wohnorte. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß die Führer der orthodoxen Richtung ihn häufig besuchten und ihn, der praktisch dem Judentume ganz fern stand, als ihren Führer und Hort feierten. Lasker, der entschiedenste Gegner aller Ausnahmsgesetze, wollte, daß von christlicher Seite dem Austritt gegenüber der Parochialzwang bestehen bleibe, für die Juden aber aufgehoben werde; diesen wollte er ermöglichen, aus der Synagogengemeinde zu treten und außerhalb jedes jüdischen Gemeindeverbandes zu leben. Mit einem echt doktrinär juridischen Syllogismus schloß er: dem Austritt aus dem Christentume stände ganz analog der Austritt aus dem Judentume, der Christ aber, wenn er aus einer Kirche trete, noch immer Christ, der Jude aber, wenn er aus der Synagogengemeinde trete, kein Jude mehr bleibe. Er stellte das Judentum oder die jüdische Religionsgemeinschaft und die Synagogengemeinde auf eine Linie und verlangte so für die Juden hinsichtlich des Austritts ein Ausnahmsgesetz.

Philippson unterließ es nicht, den beeinflußten Lasker in einem offenen Sendschreiben über den von ihm eingenommenen irrigen Standpunkt aufzuklären und seinen irrtümlichen Voraussetzungen zu überführen.[1]) Ohne auf die wohlmotivierten Äußerungen Philippsons näher einzugehen, erwiderte er ihm, daß seine Ansicht unerschütterlich fest stehe. „Bewahren wir die freundlichen Gesinnungen gegeneinander," so schließt sein Schreiben, „wenn wir

auf zum Teil abweichenden Wegen zu dienen suchen."[1]) Die Antwort hat niemand überrascht. Lasker war nicht der Mann, der sich von seiner vorgefaßten Meinung durch die Gründe Anderer und bessere Einsicht hätte abbringen lassen.

Die von Lasker verfaßte und beantragte Resolution, den Juden den Austritt aus der Religionsgemeinschaft ohne gleichzeitigen Austritt aus dem Judentum zu ermöglichen, wurde vom Abgeordnetenhause auf die Autorität Laskers hin angenommen. Das Ministerium stand auf dem Standpunkte der Resolution. Bei der Strömung, welche damals die gesetzgeberischen Faktoren ergriffen hatte, war die Annahme des Gesetzes nicht zweifelhaft. Dennoch unterließen es auf Philippsons Aufforderung die jüdischen Gemeinden nicht, durch zahlreiche Petitionen die Ausführung dieser Resolution zu verhindern. Er selbst richtete an das Abgeordnetenhaus am 12. April 1874 eine Petition, ähnlich der, welche er bereits am 25. Juli 1873 dem Kultusminister Dr. Falk eingereicht hatte,[2]) in der er das Gesuch stellte, den Parochialzwang zu erhalten, „um aber jedem konfessionellen Bedenken Rechnung zu tragen, die Bestimmung aufzunehmen, daß, wenn in einer Gemeinde eine Anzahl Mitglieder mit der bestehenden Form des Gottesdienstes nicht einverstanden ist, sie das Recht habe, einen eigenen jüdischen Gottesdienst auf ihre Kosten herzustellen, aus der Gemeindekasse aber für diesen den Teil ihrer Gemeindesteuern zurückzufordern, welcher nach dem Etat jeder jüdischen Gemeinde für den bestehenden Kultus der Gemeinde verwendet wird."

Alle Petitionen und Proteste gegen den Austritt aus der Synagogengemeinde „aus religiösen Bedenken" wurden nicht berücksichtigt. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses unter Führung Laskers hatte ihn wiederholt verlangt, der Referent Lehfeld, ein getaufter Jude, ihn unterstützt, die Staatsregierung ihn als Gesetzentwurf eingebracht. Und dennoch unterließen es die jüdischen

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 38, 53.

[2]) Das. 37, 531 ff.

Gemeinden, wiederum auf Philippsons Aufforderung, nicht, in zahlreichen Petitionen gegen dieses Gesetz ihre Stimme zu erheben.

In der Beratung des Gesetzes, dessen dreimalige Lesung sowohl im Abgeordnetenhause als im Herrenhause rasch hintereinander erfolgte, trat selbstverständlich Lasker dafür, der Abgeordnete Geheimrat H. v. Sybel dagegen auf. Der berühmte Historiker sprach in seiner am 22. Mai 1876 im Abgeordnetenhause gehaltenen Rede die den Wünschen und Ansichten Philippsons zu Grunde liegenden Gedanken mit großer Klarheit und Entschiedenheit aus. Er sagte unter anderem: „Mein Antrag ist wesentlich gleichlautend mit einer Petition, die der Rabbiner Philippson an die Staatsregierung und an das Hohe Haus gebracht hat, ein Mann, der in der jüdischen Litteratur und Publizistik eine sehr bedeutende und hervorragende Stellung einnimmt und zu den ansehnlichsten Beförderern des jüdischen Reformbestrebens gehört, der aber mit der größten Bestimmtheit die völlige Auflösung und Zerrüttung aller jüdischen Kommunalverhältnisse voraussagt, wenn der vorliegende Gesetzentwurf Gesetzeskraft erlangen würde. Meine Herren, dieser Mann steht mit dieser seiner Auffassung durchaus nicht allein da. Der hier lebende Rechtsanwalt Makower, von dem ich weiß, daß mein verehrter Freund Lasker die höchste persönliche Hochachtung für ihn hegt, hat in einem sehr interessanten und lesenswerten Buche über die jüdischen Gemeindeverhältnisse eine ganz ähnliche Auffassung entwickelt und ganz ähnliche Propositionen gemacht. Das frühere Mitglied dieses Hauses, ein Mann, von dem keiner der Herren Kollegen der Fortschrittspartei mir widersprechen wird, daß er Jahre lang zu den Zierden jener Partei und unseres Hauses gehört hat, Herr Dr. Kosch aus Königsberg, hat im Jahre 1871 mit der größten Energie sich gegen die Aufhebung des Parochialzwanges bei den jüdischen Gemeinden ausgesprochen. Es sind das alle Männer, von denen wir ebensowohl eine sachgemäße Auffassung jüdischer Kultusverhältnisse, wie eine große Erfahrung auf dem Gebiete des praktischen Gemeindelebens, die Bedürfnisse und Anforderungen desselben anerkennen müssen."

Sybel blieb mit seinem von Windhorst unterstützten Antrag, den Gegenstand zur näheren Prüfung und Berichterstattung an eine Kommission zu überweisen, in der Minderheit.

Das Austrittsgesetz kam zustande, aber infolge der von Philippson angeregten und angefachten Bewegung wurden in finanzieller Beziehung Einschränkungen in dasselbe aufgenommen, welche es für die Praxis fast unschädlich gemacht haben. Es gehörte damals Mut dazu, dem auf der Höhe seines Ansehens stehenden genialen Führer der nationalliberalen Partei vom Standpunkte eines liberalen Juden entgegenzutreten. Philippson hat diesen Mut gezeigt und zahlreiche Gemeinden verdanken seiner Anregung geradezu ihren Bestand.

Dieses Austrittsgesetz, das in jüdischen, selbst in christlichen Kreisen so viel Staub aufgewirbelt hatte, erfüllte in seinen Wirkungen somit weder die Wünsche der Separatisten und derer, welche die Zerrüttung der jüdischen Gemeinden erhofften, wie der nationalliberale Miquel von der Tribüne des Hauses den Wunsch aussprach, daß alle jüdischen Gemeinden liquidieren müssen möchten, noch die Besorgnisse, die man von ihm gehegt hatte. Keine einzige Gemeinde wurde in ihrer Existenz gefährdet oder nur wesentlich benachteiligt."

---

[1] A. Ztg. d. Jdts. 49, 346.

Zehntes Buch.

Die letzten zehn Jahre.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Das funfzigjährige Schriftsteller-Jubiläum und der siebzigste Geburtstag.

Am 12. September 1877 waren funfzig Jahre verflossen, seitdem Philippsons erste Schrift erschienen und er ununterbrochen litterarisch thätig war. Er hegte den Wunsch, diesen Tag mit den reichen Erinnerungen an die Fülle von Ereignissen, Erscheinungen und Persönlichkeiten, welche an ihm vorübergegangen, in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen. Da aber eine Kunde davon in die Öffentlichkeit gedrungen war, so bot dieser Tag seinen zahllosen Verehrern innerhalb wie außerhalb des Kreises seiner Glaubensgenossen in Deutschland und anderen Staaten Europas willkommene Gelegenheit, ihm in Adressen und Zuschriften ihre Bewunderung und Anhänglichkeit auszudrücken. Die Vorstände der jüdischen Gemeinden zu Berlin, Breslau, Wien, Budapest, Dessau, Magdeburg, Bonn, Köln, Leipzig, Cassel, Potsdam, Nürnberg, Aachen, Augsburg, Brünn, Lemberg, Essegg, Zürich, Szegedin und viele andere, die Alliance Israélite Universelle, die Wiener Allianz, die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, der Schriftsteller Verein „Concordia" zu Wien, richteten Adressen an ihn.

Es liegt nicht in unserer Absicht, diese ehrenvollen Kund-

gebungen sämtlich hier mitzuteilen, nur diejenigen, in welchen die Leistungen des Jubilars prägnant hervorgehoben werden und welche eine gewisse historische Bedeutung haben, lassen wir hier folgen.

So heißt es in der Adresse der Synagogengemeinde Magdeburg:

„Wir freuen uns mit Ihnen, daß es Ihnen und uns vergönnt ist, noch einen Teil der Früchte zu schauen, deren Saat Sie vor vielen Dezennien im Kampfe gegen Vorurteil und Finsternis unerschrocken gelegt. Wir sind der festen Hoffnung, daß spätere Generationen noch mit gleichem Stolz und Verehrung auf den mutigen Pionier zurückblicken, wie dies heute bei uns der Fall ist."

„Weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus," beginnt die Zuschrift der Berliner Gemeinde, „blickt unsere Glaubensgemeinschaft auf Ihr seit nunmehr funfzig Jahren ununterbrochenes geistiges Wirken zurück, auf die inhaltsreichen Kämpfe für Recht und Wahrheit, für Glauben und Wissen, und begrüßt den heutigen Tag als einen Tag der Freude und der Ehre in Israel."

Charakteristisch ist die Adresse der Wiener Gemeinde:

„Sie begehen heute im Kreise jener nach Tausenden und aber Tausenden zählenden Familie, die, Einem Stamme entsprossen, Einem Bekenntnisse folgend, scheinbar zerstreut unter den Völkern der Erde und doch im engsten Zusammenhange eine mächtige Einheit bilden, das funfzigste Jahr Ihrer schriftstellerischen Laufbahn!

Ist dieser Zeitraum an und für sich in der Thätigkeit eines jeden Mannes von großem Belange, so gewinnt er noch dadurch an Wert, ja an Bewunderung, wenn man des Inhalts gedenkt, der ihn vom ersten bis zum heutigen Tage ausfüllt! Er bedeutet ein funfzigjähriges, treues und unausgesetztes Wachen und Sorgen im Dienste einer hehren Idee, ein unermüdetes Wirken und Schaffen für sein, für unser Volk.

Fürwahr! An den Namen Ludwig Philippson wird sich stets die Dankbarkeit auch der kommenden Geschlechter knüpfen, während die Gegenwart, im vollen Bewußtsein des Errungenen, zu dem Bilde jener Persönlichkeit aufschaut, die nicht zum geringen Teil von sich rühmen darf, die Fahne, die endlich zum Siege geführt hat, im ehrlichen Kampfe vorangetragen zu haben!

Dieses Bild steht durchweg achtunggebietend, ja imponierend da, und zugleich als ein hocherfreuliches; denn es bekundet die von der Geschichte bestätigte Wahrheit, daß es uns an Männern der Initiative, die unbeirrt und unbefangen den Kampf aufnahmen und zu Ende geführt haben, niemals gemangelt hat.

Was wir dieser energischen Initiative Ihrer Feder verdanken, wie sie immer aufs neue, befruchtend und anregend, hier Keime auswirft, um sie scheinbar unter Druck und Drangsal wieder verschwinden zu sehen, dort aber das mühsam Gewordene mit den Augen eines treuen Gärtners schützt; wie sie durch kein Hindernis und keinen Widerstand zu besiegen, immer von neuem beginnt, wie sie jede Fußbreite Landes verteidigt, Licht auf geistigem, wie politischem Felde verbreitet, immer von den höchsten sittlichen Faktoren des Lebens ausgeht und dabei zielbewußt von jeder Maßlosigkeit sich abwendet — was wir dieser Initiative verdanken, das wird in den Blättern, die den vielgestaltigen Zuständen unseres Volkes gewidmet sind, unvergessen sein und es hoffentlich bleiben!

Unvergessen werden namentlich die Thaten Ihrer Feder bleiben, die so mächtig fördernd in die Entwickelung des israelitischen Gemeindelebens eingriff, vorzüglich in das unseres österreichischen Vaterlandes.

Und so dürfen die Vertreter eines der größten jüdischen Gemeinwesens wohl mit vollem Rechte die Thatsache bestätigen und preisen, Sie, hochverehrter Herr, haben sich um uns alle wahrhaft verdient gemacht!"

Von einer andern Seite wird die Thätigkeit Philippsons in der Adresse der Budapester Gemeinde beleuchtet. „Wen müßte es nicht mit unendlichem Danke für die göttliche Liebe und Vorsehung welche durch Sie, hochwürdiger Herr, Unvergängliches für das jüdische Bekenntnis gewirkt, erfüllen, wenn er in seinem Geiste einen Rückblick auf jenes halbe Jahrhundert jüdischer Geschichte wirft, das durch Ihre rastlose litterarische und soziale Thätigkeit ausgefüllt ist? Keine Phase der neuern Entwickelung des Judentums könnten wir nennen, in welcher es nicht Ihre Initiative gewesen wäre, die

Natur verdanken Ihrem schöpferischen Genius ihr Entstehen. Sie haben die jüdische Litteratur und Wissenschaft dem Volke zugänglich gemacht, wie niemand vor Ihnen, und die Begeisterung und das Interesse für dieselbe geweckt, und durch eigene unermüdliche Mitarbeit an Ihrer Schöpfung durch Jahrzehnte wach erhalten. Sie haben das Gemeinsamkeitsgefühl der Bekenner des Judentums, das jüdische Bewußtsein nach Jahrhunderte langer Lethargie angeregt und das erwachte Gefühl jener Bewegung dienstbar gemacht, deren Frucht die Gleichberechtigung unserer Glaubensgenossen in Deutschland war. Aber obwohl unmittelbar auf Deutschland gerichtet, hat Ihre Arbeit weit über die Grenzen Ihres Vaterlandes hinaus Widerhall gefunden und Segen begründet. Sie sind zum Schriftsteller nicht nur des deutschen Israel, sondern des ganzen Israel geworden, und es giebt wohl keinen gebildeten Juden, dem nicht das, was Sie in streng wissenschaftlicher oder volkstümlicher Form geschrieben, Belehrung über die Vergangenheit, Verständnis für die Gegenwart und Begeisterung für die Zukunft Israels vermittelt hätte."

In der Adresse der Gemeinde zu Cassel heißt es: „Ihre zahlreichen Schriften haben Ihren Ruhm begründet und schon das muß uns und alle jüdischen Gemeinden zur freudigen Anerkennung und Beglückwünschung veranlassen! Doch noch ein Anderes ist es, was uns veranlaßt, an diesem Ihrem Ehrentage uns Ihnen zu nahen. Sie haben für die Ehre des Judentums, für die Rechte der Juden, für die Fortbildung der jüdischen Wissenschaft, für die Hebung des Gottesdienstes, mit einem Worte: Sie haben für alles was dem Bereiche der jüdischen Gemeinschaft angehört, mannhaft, ritterlich, ohne Furcht und Zagen, nach innen und außen gekämpft, so mit Erfolg gekämpft, daß sowohl in der Geschichte der jüdischen Litteratur, wie in der des jüdischen Volkes Ihr Name unvergeßlich fortlebt."

Recht bezeichnend und umfassend ist folgende von Ad. Jellinek verfaßte Adresse des Bet Hamidrasch-Vereins zu Wien: „Ein halbes Jahrhundert steht Ihre Feder im heiligen Dienste unseres Volkes, verbreitet Bildung und Aufklärung in die fernsten Länder, verteidigt

dessen Ehre und Recht gegen zahllose Widersacher und fördert die jüdische Wissenschaft und das jüdische Schrifttum. Kein zweiter Schriftsteller der Judenheit in der Gegenwart kann sich gleich Ihnen einer so langen ununterbrochenen Thätigkeit, Keiner solcher Vielseitigkeit, Keiner solcher zahl- und segensreicher Erfolge rühmen.

Ihr Auge überschaute unermüdlich das langgestreckte Gebiet der jüdischen politischen, sozialen und geistigen Interessen in allen Weltteilen, und Ihre Feder beleuchtete sie Woche um Woche in klarer und volkstümlicher Darstellung.

Die griechisch-römische und die altbiblische, die philosophische und die politische Litteratur nennen Ihren Namen ruhm- und ehrenvoll! Wir handeln daher nur im Geiste des Instituts, an dessen Spitze wir stehen, und folgen nur dem Drange unseres jüdischen Herzens, wenn wir uns den Tausenden in Israel anschließen, um Ihnen unsere Anerkennung und Verehrung auszudrücken."

Außer den Adressen von Gemeinden erhielt Philippson zahlreiche Zuschriften und Telegramme von Korporationen und teilnehmenden Männern, Juden und Christen, unter welchen sich viele ruhmvolle Namen befanden.

Der Kaiser von Deutschland verlieh ihm anläßlich seines Schriftsteller-Jubiläums den Kronenorden.

Dieses seltene Ereignis, die Feier seiner funfzigjährigen litterarischen Thätigkeit, veranlaßte ihn, eine Übersicht der sämtlichen von ihm verfaßten Druckschriften zusammenzustellen; eine sehr dankenswerte Arbeit, die einige Bogen umfaßt.[1])

Die Würdigung Philippsons und seiner Leistungen fand einen noch viel größern Ausdruck vier Jahre später zur Feier seines siebzigsten Geburtstages in zahlreichen Adressen, Zuschriften und Telegrammen von Gemeinden, Korporationen, Rabbinern, Lehrern und sehr vielen Privatpersonen aus Nord-Amerika, Rußland, Rumänien, aus allen Gegenden Deutschlands und Österreich-

Mehrere Gemeinden sandten Deputionen und die Gemeinde zu Leipzig ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Der „Deutsch-israelitische Gemeindebund“ legte einer Stiftung seinen Namen bei: „die Philippson-Stiftung“, aus deren jährlichem Zinsertrage Beamte jüdischer Gemeinden im Falle der Hülfsbedürftigkeit oder der unverschuldeteten Stellenlosigkeit und bei andauernden schweren Krankheiten Unterstützungen erhalten.

Ihm zu Ehren legte sich in Baltimore eine Loge des weitverzweigten Wohlthätigkeitsordens „Bnai Berith“, die noch heute bestehende „Philippson-Loge“, schon im Jahre 1869 seinen Namen bei.[1])

Auch der funfzigjährige Bestand der „Zeitung des Judentums“ bot den Verehrern ihres Redakteurs Veranlassung, Worte der Anerkennung an ihn zu richten und ihn in prosaischen und poetischen Formen zu beglückwünschen.[2]) Auf Wunsch der Verlagsbuchhandlung floß aus gewandter Feder zur freudigen Überraschung des Redakteurs die Geschichte des ersten halben Jahrhunderts der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“.[3])

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Verschiedene biblische und religionsphilosophische Arbeiten.

Philippsons litterarische Thätigkeit beschränkte sich seit seinem siebzigsten Jahre hauptsächlich auf die Redaktion der Zeitung und auf die eingehende Beurteilung neuer hervorragender Erscheinungen. Mit besonderer Vorliebe wandte er sich in den letzten zehn Jahren seines Lebens biblischen Studien zu, wir nennen nur „Die Seele nach der Bibel“,[4]) „Das Herz in der Bibel“.[5]) Eingehend be-

---

[1]) Täglicher Baltimorer Wecker, Nr. 36, vom 11. Februar 1870, u. A. Ztg. d. Jdts. 34, 80 ff.

[2]) Hebr. Gedichte widmeten ihm S. Bacher, A. Ztg. d. Jdts. 50, 78 f., u. a.

[3]) A. Ztg. d. Jdts. 51, Nr. 1 Beilage.

[4]) Das. 41, 309 ff., 325 ff., 359 ff.

[5]) Das. 51, 801 ff.; 52, 1 ff., 20 ff., 37 ff.

schäftigte er sich mit den Schriften Renans, dem er Einseitigkeit und Widersprüche nachweist und dem er Feindseligkeit gegen alle Religion vorrückt. Wie er im Jahre 1875 Forschungen über „Aristoteles und Moses“, „Proudhon und Moses“, „Pastoret und Moses“ anstellte, so suchte er das ethische und religiöse Moment bei „Pindar und David“ miteinander zu vergleichen.[1]) Diese Abhandlung, welche er für die von Sacher-Masoch herausgegebene Revue „Auf der Höhe“ bestimmt hatte, war aus der Wahrnehmung entsprungen, daß man in Deutschland vielfach versuchte, die Religion Israels zurückzudrängen. In „Goethes Faust und die Weltanschauung des Judentums“[2]) konstatierte er, daß der Dichter von der Absicht geleitet war, der Anschauung von dem sittlichen Berufe und Werte des Menschen und von der sittlichen Weltordnung gegenüber die Anschauung aufzustellen, daß „die Bedeutung des Menschen nicht in seiner Intelligenz und seinem sittlichen Charakter, sondern lediglich im Streben und Thun, welcher Art dieses auch sei, und in dessen Erfolgen bestehe.“ In dieser Kritik des „Faust“, der in seinem ersten Teile ein Seitenstück zu der biblischen Geschichte des Paradieses und im zweiten ein Seitenstück zu der christlichen Lehre der Erlösung ist, stimmte Professor Emil Du Bois-Reymond in Berlin in einer von ihm gehaltenen Rektoratsrede in vielen Punkten mit ihm überein. Du Bois-Reymond schrieb ihm am 5. Dezember 1882: „Ich danke Ihnen verbindlichst für die Mitteilung der kritischen Aufsätze in der „Zeitung des Judentums“, in denen ich in der That recht viele Gedanken wiederfinde, welche ich mir auch über den Faust gemacht:

> Wer kann was Kluges, wer was Dummes sagen,
> Was nicht die Vorzeit schon gedacht?

Inzwischen muß ich mir doch einen Gedanken oder eine Bemerkung als meines Wissens neu vindizieren, nämlich die psychologische Unmöglichkeit, daß solche Unsittlichkeit, wie sie in den mir zugesandten Aufsätzen drastisch geschildert ist, zusammengehen könne mit der

bedingten Überzeugung von dem Dasein einer Geisterwelt, wie Faust sie besitzt. Die Goetheaner (im schlechten Sinne) rasen gar darob, aber es bleibt nicht minder wahr, daß Faust, der mit dem Teufel oder einem Teufel Du und Du ist, nicht umhin kann, an Gott zu glauben. Doch es ist ganz vergeblich, der Menge Verstand und selbständiges Denken zu predigen; das haben ja auch Sie oft genug erfahren. Die mir übersandten Nummern schicke ich Ihnen, nachdem mehrere dafür sich interessierende Personen sie gelesen, demnächst zurück."

Eingehend beschäftigte er sich in seinem Alter mit religionsphilosophischen, zumal ethischen Studien. Das Studium des Philo, mit dem er den Anfang schon im „Predigt- und Schul-Magazin" gemacht hatte,[1]) setzte er eifrig fort. In der Einleitung zu der von dem „Institute zur Förderung der israelitischen Litteratur" herausgegebenen Übersetzung der gesammelten Schriften Philos entwickelte er den Gedankengang des Alexandriners.[2]) Später wies er nach, daß dieser jüdisch-platonisierende Philosoph, der sich der rationalistisch-räsonnierenden und der symbolisch-allegorischen Schriftauslegung bediente und dem Bruno Bauer ein christliches Gepräge aufdrücken wollte, ganz und gar auf dem Boden des Judentums steht, der platonischen Philosophie wohl ergeben, aber von der Wahrheit und Heiligkeit des Schriftwortes aufs innigste überzeugt ist.[3])

Für eine der dringendsten Bedürfnisse der jüdischen Wissenschaft hielt er eine „Geschichte der jüdischen Ethik." Nach seiner Ansicht kann eine Ethik des Judentums nur in Gestalt einer Geschichte der jüdischen Ethik gegeben, nur in der Erforschung und Darstellung der sittlichen Lehren und Anschauungen der ver-

---

[1]) Predigt- und Schul-Magazin II, 315 ff.

[2]) Bibliothek der griechischen und römischen Schriftsteller über Judentum und Juden in neuen Übertragungen und Sammlungen. 3. Band (Leipzig, Leiner, 1870), VII—XXXVIII.

[3]) Philo, der Alexandriner. A. Ztg. d. Jdts. 35, 529 ff., 553 ff.; Philo, Strauß, Renan und das Urchristentum. Das. 38, 85 ff., 243 ff., 293 ff.; Was bedeutet der Philosoph Philo? Das. 38, 329 f., 347 ff., 364 ff.; Die Philonische und die Talmudische Interpretation. Das. 54, 547 ff., 597 ff.

schiedenen Perioden des Judentums, wie sie sich in den Aussprüchen der hervorragendsten Schriftwerke und im wirklichen Leben abspiegeln, bearbeitet werden. Erst wenn die Entwickelung in jeder größeren Epoche erforscht ist, kann in dieser Kontinuität die Vollständigkeit im Wesen und Charakter erkannt und dargestellt werden. Die Ausführung einer solchen Arbeit, welche ein richtiges Verständnis für die geschichtliche Erkenntnis, vielseitige Gelehrsamkeit und Scharfblick, Umsicht und Ausdauer erfordert, trug er einigen namhaften jüdischen Gelehrten an, welche sich aber der schwierigen Arbeit nicht unterziehen wollten. Er wunderte sich daher, wie er wenige Wochen vor seinem Tode schrieb,[1] durchaus nicht, daß ein bekannter, „aber jüdisch-theologisch nicht durchgebildeter" Schriftsteller die „Ethik des Judentums", welche er acht Jahre früher zu verfassen übernommen hatte, nicht schrieb. Um für seine Ansicht einiges Material und auch Winke für die Methode zu geben, behandelte er selbst nacheinander die Moral der Propheten, des Kohelet, Sirach und der Pirke Abot![2] Das Fundament der Ethik, die Gottesverehrung, die Quelle aller Sittlichkeit, war im Judentume vom Beginn an so fest gelegt, daß es durch den Wechsel aller Zeiten immer dasselbe geblieben ist. Philippson erörtert, wie in den Pirke Abot, dem ethischen Kodex in der Mischna, in dem Ausspruche eines der letzten Mitglieder der „großen Versammlung": „Auf drei Dingen besteht die Welt, d. i. die menschliche Gesellschaft, auf der Lehre, dem Gottesdienst und der Wohlthätigkeit", der Grundriß der jüdischen Ethik entworfen und wie dies als das Ziel alles Strebens von allen Schulhäuptern und zu allen Zeiten im Auge behalten wurde.

---

[1]) A. Ztg d. Jdts. 53, 766.

[2]) Die Moral des Jesaias. Das. 41, 789; 42, 81 ff., 177 ff., 191 ff., 273 ff.; die Moral des Jeremias, das. 49, 700 ff.; des Ezechiel, das. 49, 713 ff.; der zwölf kleinen Propheten, das. 49, 825 ff.; des Kohelet, das. 50, 612 ff., 643 ff., 658 ff., 675 ff.; des Jesus b. Sirach, das. 51, 401 ff., 413 ff., 433 ff., 451 ff.; der Pirke Abot, das. 42, 309 ff., 321 ff., 353 ff. Die Ethik des Judentums, das. 53, 765 ff.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die antisemitische Bewegung.

Die judenfeindlichen Agitationen, der Antisemitismus und seine widerwärtigen Erscheinungen mußten auf einen Mann wie Philippson, der sein ganzes Leben und alle seine Kräfte der Sache des Judentums und zwar im Geiste des Rechts und der Humanität gewidmet hatte, einen tiefgehenden Eindruck machen. Wie er sich aber von jeder kränklichen Sentimentalität und den durch sie bewirkten Täuschungen während seines ganzen Lebens fernhielt, so vermochten die Erlebnisse der trüben Zeit wohl ein Gefühl des Unbehagens ihm zu bereiten, sie waren aber nicht imstande, ihn niederzubeugen. Wer wie er, der noch mit seinen Kindesbeinen in einer Art Ghetto gewandelt, den Entwickelungsgang der Emanzipation der Juden durchlebt, wie er die vielen Windungen und Kämpfe, welche die Gleichstellung in Deutschland, Österreich und England zu bestehen hatte, passiv und aktiv mit durchgemacht hat, der konnte von dem aus seinem Versteck hervorgeholten Judenhaß, von dem Eintritt reaktionärer Agitation wohl peinlich berührt, aber nicht entmutigt werden. „Von der Ahnung daß alle Bestrebungen und Anstrengungen des zurückgelegten Lebens vergeblich gewesen, die Saat ohne Frucht, das Geschaffene ohne Leben, von solchen stürmischen und zerstörenden Gefühlen und Meinungen habe ich nichts empfunden," bekannte er einem Freunde inmitten der Hochflut des Antisemitismus. Er war von der geschichtlichen Wahrheit durchdrungen, daß nicht allein jeder Fortschritt durch Kampf erreicht, sondern auch durch einen oft noch längeren Kampf gesichert, ausgestattet und vollendet werden muß, daß gegen schon Erreichtes und die Zeit Beherrschendes doch immer wieder die alten Mächte heraufsteigen und es umzustürzen alle Kräfte anstrengen, ja daß diesen solches nicht selten einige Zeit gelingt, aber nimmer ganz oder auch nur auf Dauer. Er war der festen Überzeugung, daß die Juden „von der Aufhebung des Leibzolls bis zur verfassungsmäßigen Geltung aller bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte trotz aller zeitweisen Angriffe und Reaktionsversuche einen weiten Weg zurückgelegt haben, daß dieser

Weg zu gewissen Zielen geführt hat, von welchen sie nie wieder zurückgedrängt werden können."[1])

Philippson beteiligte sich an dem Kampfe gegen den Antisemitismus in allen seinen Phasen. Als im Jahre 1881 der Judenhaß immer stärker auftrat, hielt er es für geboten, daß die deutschen Juden aus ihrem passiven Verhältnis zu energischem Widerstand gegen die Angriffe der Gegner übergehen. Er wandte sich an die Gemeinden mit dem Gesuche, Delegierte nach Berlin zu senden, um eine Reihe von Vorschlägen zu gemeinsamer Thätigkeit gegen den Antisemitismus in Beratung zu ziehen. Viele Gemeinden hatten ihre Delegierten bereits gewählt, fünfundzwanzig derselben Philippson mit persönlichen Vollmachten versehen. Da wurde die Vereinigung zu einer kräftigen Abwehr und einem nachhaltigen Protest von Berlin aus vereitelt, ja die Vorstände der Hauptgemeinden durch Telegramme und Zuschriften aufgefordert, von der durch Philippson eingeleiteten Versammlung zurückzubleiben. Es wurde dann infolge einer Versammlung in Berlin der Versuch gemacht, ein Komitee zur Abwehr zu wählen und für dasselbe einige Geldmittel gesammelt. Dieser Versuch beschränkte sich auf die Versendung einiger von Professor Moritz Lazarus verfaßten Broschüren.

Philippson stand im Kampfe gegen den Antisemitismus bis an sein Lebensende nicht blos in seiner Zeitung, in der er ein getreues Bild desselben nach allen seinen hervortretenden Momenten gab, sondern auch nach verschiedenen Seiten hin privatim und durch die Presse wirkend. Mit scharfer Kritik beleuchtete und vernichtete er die Lügen und Verleumdungen des hohen und niederen Pöbels, der sich an die Spitze der Judenfresser gestellt hatte. Als W. Marr sein widriges Pamphlet „Der Sieg des Judentums über das Germanentum" hatte erscheinen lassen, stellte ihm eine Buchhandlung den Antrag, eine Gegenschrift abzufassen. Er lehnte jedoch denselben ab, da Marrs Gesinnung, Ansicht und Kampfesweise nicht solche waren, mit denen in anständiger Weise ein Kampf auszufechten war. Er begnügte sich, die Broschüre, „die in allen ihren

Teilen gar zu sehr ans Lächerliche und Alberne streift," in der Zeitung kurz abzufertigen.[1]) Als dann das „Luxemburger Wort," ein ultramontanes Tagblatt, drei Artikel von der schlimmsten Sorte gegen die Juden brachte und in dem dritten aus Philippsons Abwehr gegen Marr eine Stelle anführte, da ließ er auf besondern Wunsch seiner dortigen Glaubensgenossen eine Entgegnung auf die judenfeindlichen Artikel in dem genannten Blatte erscheinen.[2])

Den Schriftstellern, welche wie Gildemeister und Wahrmund im Dienste des Antisemitismus standen, den berühmten Gelehrten und Philosophen, welche wie Eduard v. Hartmann das Judentum verunglimpften, und ganz besonders dem deutschen Geschichtsschreiber Heinrich v. Treitschke, dem wissenschaftlichen Begründer der neuesten Judenfrage, trat er stets mutig und unerschrocken entgegen.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Philippsons Tod.

Trotz der körperlichen Schwäche, welche in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr zunahm, war Philippsons Geisteskraft eine ungeschmälerte, jugendlich frische. An strengste Pünktlichkeit in seiner ganzen Lebensweise gewöhnt, nahm er auch Freitag den 27. Dezember 1889 früh morgens seine gewöhnliche Thätigkeit auf: er diktierte eine Kritik des gerade erschienenen vierten Bandes der „Geschichte der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert" von H. v. Treitschke, der auch in diesem Bande die Glut seines Ingrimmes über die Juden ergoß, und dann einen Leitartikel für die erste Nummer des neubeginnenden vierundfünfzigsten Jahrganges seiner Zeitung: „Wer ist der Richter." Dieser Artikel schließt mit den Worten:

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 43, 177 ff.

[2]) Luxemburger Wort vom 18. Dezember 1879, Nr. 294.

„Die Weltgeschichte hat ihren Richterspruch gefällt. Sie stützt ihr entscheidendes Erkenntnis auf jene drei Gründe; ein Stamm, dessen geistiges Produkt zu einer Hauptbasis aller Civilisation geworden, und der dieses durch alle Zeiten und in allen Lagen aufrecht gehalten und ihm treu geblieben; ein Stamm, der durch mehr als drei Jahrtausende seine Lebenskraft sich bewahrt und immer wieder verjüngt hat; ein Stamm, dessen Geschick stets mit der Entfaltung des Rechts und der Humanität aufs engste verbunden und verquickt ist — ein solcher Stamm ist gerechtfertigt, das Recht steht ihm zur Seite, er ist notwendig, segensreich. So mögen unsere Feinde und Gegner weiter schmähen und anklagen, wühlen und hetzen, alte Märchen aus dem Staube auflesen, neue erdichten: diese Sentenz der Weltgeschichte, in welcher sich göttliches und menschliches Recht vereinigen, hält, was auch fernerhin geschehe, über uns seinen schützenden und leuchtenden Schild!“ [1])

Das war sein Trost- und Abschiedswort an seinen Glaubensstamm.

Er hatte bis ein Uhr mittags ununterbrochen diktiert, um sich dann seinen zur Feier seines Geburtstages aus Brüssel erwarteten Kindern ganz widmen zu können. Mit Freuden empfing er seine ankommenden Lieben, und in heiterer, anregender Unterhaltung verfloß der Nachmittag. Er sprach über die neuesten Erzeugnisse der historischen Litteratur, den vierten Band von Treitschkes Geschichte und die Geschichte Athens von Gregorovius. Bei dem Mahle des Freitag Abend sprach er mit fester Stimme die rituellen Gebete und segnete, wie er es zu thun pflegte, seine Kinder mit ausgestreckten Händen und Hinzufügung inniger Liebesworte. Nach dem Essen las ihm dann noch sein Sohn Martin, derzeit Professor der Geschichte in Brüssel, einen Vortrag über Sizilien vor, welchen derselbe in der dortigen Akademie der Wissenschaften halten wollte. Mit dem Bemerken, daß, um an seinem morgenden Geburtstage recht frisch zu sein, er sich etwas früher zu Bette begeben wolle,

---

[1]) A. Ztg. d. Jdts. 51, 1 f.

ging er in heitester Stimmung zu dem Schlafzimmer hinauf. Da, auf dem ersten Treppenflur, sank er plötzlich hin und lag röchelnd am Boden. Zum Tode erschrocken, eilten die Seinigen herbei und trugen ihn auf das Bett. Es war gegen zehn Uhr abends. Das Bewußtsein hatte ihn verlassen. Die rechte Seite war völlig gelähmt. Keine Kunst des Arztes konnte hier helfen. Die Lähmung machte stündlich Fortschritte. Das Bewußtsein kehrte nicht wieder. Sonntag, den 29. Dezember, ein Viertel vor elf Uhr morgens, hauchte der Sterbende den letzten Atemzug aus. Ein edles, aufopferndes, kampf- und thatenreiches Leben war beendigt. Die Qual des letzten Kampfes war ihm erspart geblieben.

Zahlreiche öffentliche Blätter, die größten Zeitungen Deutschlands und des Auslandes, aber auch kleinere Provinzial- und Lokalblätter brachten die Kunde von seinem Hinscheiden. Die „Magdeburger Zeitung" widmete ihm, außer einem warmen Nachrufe seitens der Gemeinde, im redaktionellen Teile folgende Worte der Anerkennung und Verehrung: „Unermüdlich hat er mit Wort und That durch eine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit, sowie durch unerschrockenes persönliches Eintreten an der Hebung und Befreiung des Judentums gearbeitet. Seinem erfolgreichen Wirken auf diesem Gebiete hat auch die äußere Anerkennung nicht gefehlt. Aber sein umfangreiches Wissen, bedeutende philosophische Begabung und warme Begeisterung für alles Ideale, verbunden mit einem klaren Blicke für alles Nötige und Mögliche, haben seiner öffentlichen und schriftstellerischen Wirksamkeit auch über die Grenzen seiner Glaubensgenossenschaft Bedeutung verliehen. Er selbst hing mit inniger Liebe am deutschen Vaterland, und wie er sich zur Zeit lebhaft an den nationalen Bestrebungen unserer Bürgerschaft betheiligt hatte, so begrüßte er mit ungeteilter Freude ihre glorreiche Verwirklichung." [1])

Die „Indépendance belge", das größte liberale Journal Belgiens, meldete das Hinscheiden Philippsons mit folgenden

[1]) Magdeburger Zeitung vom 31. Dezember 1889.

Worten: „Er war ein Mann von großer Bedeutung, ein talentvoller Redner; seine Beredsamkeit hatte ihm selbst bei Glaubenslosen Ruhm verschafft. Während seiner langen Laufbahn war Philippson ein überzeugter und enthusiastischer Verfechter humanitärer und liberaler Ideen in allen ihren Erscheinungen; so nahm er thätigen Anteil an der konstitutionellen Bewegung von 1848, so wurde er lange Zeit vor dem Staatssozialismus einer der Schöpfer der Hülfskassen für Arbeiter. Seine aufgeklärte Religiosität kannte keine Unduldsamkeit, seine Thätigkeit keine Ermüdung. Diejenigen, welche ihn im Kreise der Seinen gesehen, glücklich in ihrem Glücke, werden stets die Erinnerung seiner wohlwollenden Herzensgüte wie seines hohen Geistes bewahren." [1])

Am 1. Januar 1890 wurde seine Leiche an ihre Ruhestätte gebracht. Den mit vielen Palmen und Kränzen von persönlichen Freunden und Verehrern, vom „Deutsch-israelitischen Gemeindebunde", von den Vorständen der Synagogen-Gemeinden Bonn, Magdeburg, Berlin, Potsdam geschmückten Sarg umstanden im Trauerhause außer seinen Angehörigen, mehrere fremde Rabbiner und Deputationen jüdischer Gemeinden. Im Namen des Central-Komitees der „Alliance Israélite Universelle", dessen Mitglied der Entschlafene war, sprach Dr. Frank, Rabbiner in Köln, tiefergreifende Abschiedsworte. Nach ihm wurden von seinen Schwiegersöhnen Trauerreden gehalten. Ein überaus zahlreiches Gefolge geleitete unter der lebhaften Teilnahme der Bevölkerung die irdische Hülle nach dem Friedhofe, wo Dr. F. Cohn, der Rabbiner der Bonner Gemeinde, und Dr. E. Neumann, Oberrabbiner aus Groß-Kanizsa, der Gatte einer Enkelin des Heimgegangenen, tiefempfundene Grabreden hielten. [2])

Philippson ruht inmitten seiner in der Lebensblüte ihm entrissenen Söhne. Ein Jahr nach seinem Tode wurde ihm ein Grabstein mit hebräischer und deutscher Inschrift gesetzt. Die

Hier ruht
Rabbiner Dr. Ludwig Philippson,
geb. am 28. Dezember 1811,
gest. am 29. Dezember 1889.

Deiner Gattin Klage, Deiner Kinder Thräne
Wachen an diesem heiligen Raume;
Des Wanderes Schritt von nah und fern
Bannt Ehrfurcht hier und Dankbarkeit.

„Deiner Arbeit kommt der Lohn — Und Hoffnung ist Deiner Zukunft."
Jeremias 31, 16—17.[1])

Der Tod Philippsons erregte allgemeine Teilnahme. War er doch, wie einer seiner Gedächtnisredner behauptet, „durch seinen Mut, durch seine Schlagfertigkeit, durch sein Talent und seine geistige Regsamkeit einer der besten und größten unter den Israeliten dieses Jahrhunderts."

Die jüdischen Blätter aller Schattierungen in Deutschland, mit einer einzigen Ausnahme, in Österreich-Ungarn, in Frankreich, England, Italien und Rußland, sowie in Amerika schilderten sein Leben, seine Tugenden und Verdienste. Die Vorstände der größten jüdischen Gemeinden in Deutschland und anderen Ländern, die „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums", die Lehrerbildungs-Anstalt in Berlin, der „Deutsch-Israelitische Gemeindebund", eine große Anzahl von Rabbinern, von jüdischen und christlichen Gelehrten gaben Beweise ihrer Teilnahme. In vielen Synagogen und Tempeln wurden ihm zu Ehren Trauergottesdienste abgehalten.

Seine Gattin überlebte ihn kaum zwei Jahre; sie starb den 11. November 1891 in Bonn.

Sein Bild erschien in Stahlstich im Jahre 1854 in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig; die früher in Magdeburg und Brieg erschienenen Lithographieen entbehren aller Ähnlichkeit.

Der Bildhauer Charles van der Stoppen verfertigte eine Büste Philippsons, dessen intelligenter und charaktervoller Kopf den Künstler zu einer seiner hervorragendsten Schöpfungen begeisterte.

---

[1]) S. oben S. 45.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Der Mensch unter Menschen.

Philippsons äußere Erscheinung war imponierend: eine hohe Gestalt, das Haupt, auch im Alter, gerade und frei emporgerichtet, in dessen geistdurchleuchtetem Antlitze sich Energie und Milde ausdrückten. Das volle gelockte Haar von schwarzer Farbe war selbst in seinen letzten Lebensjahren nur von wenigen Silberfäden durchmischt.

An seiner äußeren Erscheinung erkannte man den Gelehrten. Alles bis auf die sorgfältig gewählte, stets saubere Kleidung zeigte den lebenssichern, zielbewußten Mann, dessen sicheres Auftreten überall, wohin er kam, einen angenehmen gewinnenden Eindruck machte. Dieser Eindruck ward noch gehoben durch ein freundliches, liebenswürdiges Wesen und durch den zum Herzen dringenden Ton einer klangvollen Stimme.

Trotz seiner entbehrungsreichen Jugend war sein Gemüt ein in seinem Grundton heiteres, jeder Freude zugängliches. Am frühen Morgen kündete sein frohes Lied der Familie, wie glücklich und dankbar gegen Gott er an sein Tagewerk ging. Eine in seinen jüngeren Jahren oft aufwallende Heftigkeit wußte er mit eiserner Gewalt niederzuzwingen und im reiferen Alter trat er allen Erscheinungen, der Freude wie dem tiefen Leide, mit Ruhe und Gottergebenheit entgegen, Bei Widerwärtigkeiten, welche ihn oder seine Familie betrafen, beruhigte er sich und die Seinigen mit dem alten Spruch: „Gam su l'towa", „Auch das ist zum Guten!"

In seiner Familie, im Kreise seiner Kinder belebte ihn die schönste Heiterkeit und die reinste Freude. Hier war der Mittelpunkt seines Lebens, da ruhte er von seinem Schaffen aus; aber selbst in dieser Ruhe verstand er es, zu erheben und anzuregen, denn nie verließ ihn der erhabene Zug des Denkens und Fühlens. Die meisterhafte Wiedergabe der Klavierwerke Beethovens durch seine jüngste Tochter bereitete ihm den beglückendsten Genuß, und hocherfreut waren seine Kinder, wenn er ihnen selbsterfundene Tanzweisen mit strengem Taktgefühl auf dem Klavier spielte.

Zu den Festen der Familie, zu den Hochzeiten seiner Kinder und Verwandten dichtete er mit unerschöpflicher Phantasie bald ernste, bald humoristische Aufführungen, und niemand verstand den Herzenston so zu treffen, wie er. So waren auch seine Tischreden und Toaste in ihrer beredten Form und in ihrem gemütvollen Gedankeninhalt der Glanzpunkt gesellschaftlicher Vereinigungen.

Liebe war der Grundzug seines ganzen Lebens; Liebe und Wohlwollen trug er allen Menschen entgegen. Darum wandten sich, so lange er im Amte war, arm und reich, selbst Leute niederen Standes, die Handwerker ohne Unterschied des Bekenntnisses, in jeder Verlegenheit an ihn. Mit Rat und That stand er jedem gern bei; für jeden hatte er ein aufmunterndes und beruhigendes, tröstendes oder beratendes Wort. Er förderte bereitwillig jedes redliche Streben, bewies sich stets als hingebungsvoller Freund des Lehrerstandes und der studierenden Jugend; er war nachsichtig gegen aufstrebende Talente und immer milde in der Beurteilung der Personen, selbst wenn sie eine der seinigen entgegengesetzte Richtung vertraten. Stolz, Hochmut und Heuchelei waren ihm jederzeit verhaßt.

Eine innige Naturauffassung war ihm eigen und sprach sich in vielen Gedichten bis in seine späten Mannesjahre aus. Er fühlte das Bedürfnis, alljährlich den engen Mauern seines Wohnorts zu entfliehen, und nichts belebte ihn mehr als Wanderungen über Berg und Thal. Besonders beglückend war es ihm, wenn seine Gattin und seine Kinder daran teilnahmen. Da machte sich seine Freude in fröhlichen Liedern und im Preisen des Weltenschöpfers Luft. Sein Lieblingssang war dann Mahlmanns jetzt fast vergessenes Lied:

„Du hast Deine Säulen dir aufgebaut
Und Deine Tempel gegründet,
So weit mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!“

Aber auch in ernster, wissenschaftlicher Naturauffassung erschloß sich ihm ein Quell tiefer Beglückung. Mit warmem Interesse verfolgte er alle Fortschritte der Naturwissenschaften; die neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete wurden von ihm gelesen und in den Mußestunden emsig studiert. Mit welchem Entzücken las er

Alexander v. Humboldts „Kosmos“, des dänischen Naturforschers Oersted „Geist in der Natur“ oder die Abhandlungen Du Bois-Reymonds! Die Auffindung des Elektromagnetismus begeisterte ihn und ließ ihn vorschauend die gewaltigen Folgen dieser Entdeckung ahnen.

Sein Alter war nicht frei von Kummer und Verlust. Im Alter von zweiundsechzig Jahren, am 1. April 1870, starb sein Bruder Phöbus, mit dem er von frühester Jugend durch das innigste Herzensband verknüpft war, und kaum anderthalb Jahr später, am 21. August 1871, sein jüngster Bruder Julius, der trotz seines kaufmännischen Berufes an wissenschaftlichen Arbeiten lebhaftes Interesse nahm, selbst litterarisch thätig war, und ihm eine geradezu kindliche Verehrung entgegentrug.

Reiche, beseligende Freuden bereiteten ihm seine Söhne, von denen der älteste der weithin bekannte Historiker, der zweite Inhaber eines Bankhauses in Brüssel ist, und der jüngste, Dozent an der Bonner Universität, der trotz seiner Jugend durch seine Forschungsreisen und seine fachwissenschaftlichen Arbeiten sich viele Anerkennung erworben hat.

So lebte und wirkte der Mann, der an der Fortsetzung des von Moses Mendelssohn begonnenen Werkes der Kultur und Aufklärung seiner Glaubensgenossen stets mutig weiterarbeitete und einer der bedeutendsten Faktoren in der Neugestaltung des Judentums war. Wie Mendelssohn die Juden in das allgemeine Kulturleben eingeführt, so hat Philippson die jüdische Masse aus der religiösen Erschlaffung geweckt, den Kampf gegen die Geistesträgheit und den religiösen Indifferentismus aufgenommen und zugleich mit der in allen Ländern von ihm angestrebten bürgerlichen Gleichstellung der Juden die Verjüngung des religiösen Lebens und die wissenschaftliche Durcharbeitung des Judentums gefördert, trotz aller Kämpfe immer mutig und unerschrocken, treu seinem Wahlspruche:

Und Licht wird doch nie Finsternis!

Druckfehler.

S. 8, Z. 25 von oben statt „wissensdurftige
„ 24, „ 19 „ „ lies „Jerusalem".
„ 213, „ 17 „ „ statt „hinter das" lie
„ 275, „ 7 „ „ „ „seinen" lies „s
„ 303, „ 29 „ „ „ „homiletischen" l

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.



